This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

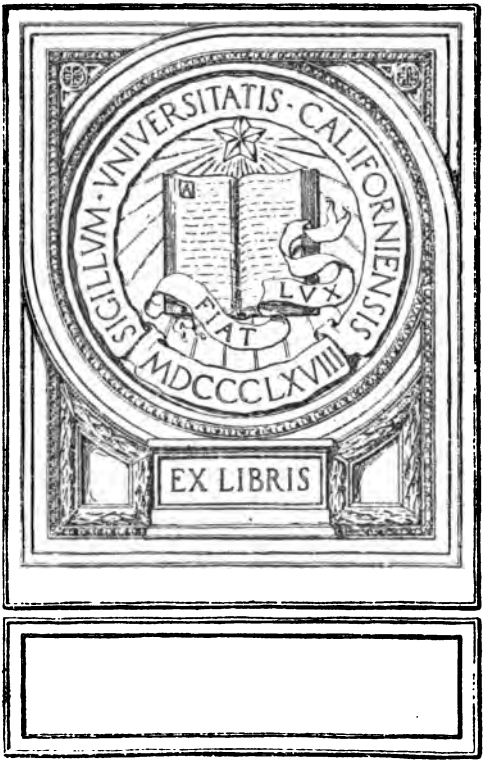
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Vom Grafen Oscar

Von

M. v. Kaisenberg

Zeitbild
napoleonischer
Zwangsherrschaft
in Deutschland.

Verlag von M

„Vom Grafen Oskar."

UNIV. OF CALIFORNIA

Ein Zeitbild

Napoleonischer Zwangsherrschaft in Deutschland,

seinen Freunden erzählt.

Wiedergegeben

von

Moritz von Kaisenberg.

Hannover.
Verlag von M. & H. Schaper.
1901.

DD491
H284K2
v.1-2

Fournier
Collection

Druck von Aug. Eberlein & Co., Hannover.

E.A.

Vorwort.

Napoleon I., dieſes phänomenale Genie auf dem franzöſiſchen Kaiſerthron iſt von mir bereits in der verſchiedenſten Art beſprochen worden. — Der Mann, der mit gewaltiger Hand in die verroſteten Angeln der Weltgeſchichte eingriff, wurde von allen Philiſtern der Bierbank in den Jahren nach den Freiheitskriegen als blutiger Wärwolf, als Würger Europas bezeichnet, kein Menſch gedachte ſeines gewaltigen Genies als Feldherr, Organiſator und Diplomat. Erſt in neueren Jahren iſt er in ſeiner welthiſtoriſchen Bedeutung verſtanden worden. Wer würde es bis vor 30 Jahren gewagt haben, ihn als Retter Deutſchlands, als einen der Gründer des deutſchen Reiches zu bezeichnen? Und doch iſt dem ſo.

War es nicht dieſer gewaltige Mann, der die deutſche Nation aus ihrer Indolenz, aus ihrer politiſchen Gleichgültigkeit und Kleinſtaaterei aufweckte? Gerade ſolcher Zuchtruthe, wie er es war, bedurfte der deutſche Michel, um endlich aus ſeinem langen Schlaf zu erwachen, ſich auf ſich ſelbſt zu

565802

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Vom Grafen Oscar

von

M. v. Kaisenberg

Zeitbild
poleonischer
Zwangsherrschaft
in Deutschland.

Stühle.

Verlag von Mitt. St

„Vom Grafen Oskar."

UNIV. OF CALIFORNIA

Ein Zeitbild

Napoleonischer Zwangsherrschaft in Deutschland,

seinen Freunden erzählt.

Wiedergegeben

von

Moritz von Kaisenberg.

Hannover.
Verlag von M. & H. Schaper.
1901.

DB491
H284K2
v.1-2

UNIV. OF
CALIFORNIA

Fournier
Collection

Druck von Aug. Eberlein & Co., Hannover.

E.7.

Vorwort.

Napoleon I., dieſes phänomenale Genie auf dem franzöſiſchen Kaiſerthron iſt von mir bereits in der verſchiedenſten Art beſprochen worden. — Der Mann, der mit gewaltiger Hand in die verroſteten Angeln der Weltgeſchichte eingriff, wurde von allen Philiſtern der Bierbank in den Jahren nach den Freiheitskriegen als blutiger Wärwolf, als Würger Europas bezeichnet, kein Menſch gedachte ſeines gewaltigen Genies als Feldherr, Organiſator und Diplomat. Erſt in neueren Jahren iſt er in ſeiner welthiſtoriſchen Bedeutung verſtanden worden. Wer würde es bis vor 30 Jahren gewagt haben, ihn als Retter Deutſchlands, als einen der Gründer des deutſchen Reiches zu bezeichnen? Und doch iſt dem ſo.

War es nicht dieſer gewaltige Mann, der die deutſche Nation aus ihrer Indolenz, aus ihrer politiſchen Gleichgültigkeit und Kleinſtaaterei aufweckte? Gerade ſolcher Zuchtruthe, wie er es war, bedurfte der deutſche Michel, um endlich aus ſeinem langen Schlaf zu erwachen, ſich auf ſich ſelbſt zu

565802

besinnen und zu dem Bewußtsein zu kommen, daß in seinen starken Fäusten und in den national deutschen Eigenschaften überhaupt alle Erfordernisse zu der Weltherrschaft lägen.

Ja, ein Tyrann war dieser gewaltthätige Corse, aber seine Tyrannei glich dem Sturmwind, der die Nebelwolken der Philisterei und Kleinwinkelei zur Seite fegte und den Völkerfrühling schuf. Napoleon ist als der erste Erwecker des deutschen Nationalbewußtseins zu betrachten, an dem sein eigener Thron in Scherben ging. Was waren ihm auf dem Wege zu seinem Ziele der Weltherrschaft der Völker einzelne Nationen? Sie waren nur Spreu, die sein Atemzug zur Seite fegte, nur Steinchen, die sein eherner Fuß zertrat.

So dachte und handelte er überall und in dieser Weise ging er auch mit den Niedersachsen um. Mit souveräner Gewaltthätigkeit wurden sie zu Boden geschmettert. Sie aber waren es auch, die sich zuerst ermannten und aus ihren Reihen gingen die tapferen Kämpfer hervor, die als englisch-deutsche Legion einem gewaltigen Sieger unterlagen.

Mögen die Plaudereien des Grafen Oskar, die nicht als Geschichte gelten sollen, dem Lesepublikum ein anschauliches Bild jener Tage geben.

Hannover, 1901.

Der Verfasser.

UNIV. OF CALIFORNIA

Erstes Kapitel.

Es war an einem Winterabend des Jahres 1875, als eine Gesellschaft von ungefähr 20—30 Herren in dem gemütlichen Stammlokal der Weenderstraße einer der größeren Städte der Provinz Hannover beisammen saß.

Die Mitgliedschaft dieses sogenannten „Niedersachsen-Vereins" war ja im ganzen viel zahlreicher, es konnten wohl so an die 60 meist ältere Herren sein, die sich, der eine an dem, der andere an jenem Abend, wie es gerade so kam, hier zusammenfanden. Da gab es Universitätsprofessoren, Land- und Amtsgerichtsräthe, Doktoren, ferner die Stabsoffiziere und Hauptleute des in der Stadt in Garnison stehenden Infanterieregiments, ein gut Teil alter, graubärtiger Offiziere z. D. und a. D. und außerdem fanden sich auch gar manche Gutsbesitzer aus der Umgegend ein, um bei ihrem Aufenthalt in der Stadt einige Stunden in dem Kreise der Altersgenossen zu verleben, und zugleich durch Vortrag von Geschichten und Erzählungen aus dem Vaterlande, dem lieben „Niedersachsen", die alte Stammesangehörigkeit zu kultivieren.

Auch für des Leibes Nahrung und Notdurft war gut gesorgt, der dicke Wirt, Herr Böning, suchte eine Ehre darin, seine Speisen und Getränke ganz dem Geschmack seiner erlesenen Stammgesellschaft anzupassen. In dem Kreise der Gesellschaft herrschte ein gemütlicher, besonders humoristischer Ton, wie denn überhaupt der Humor darin sehr gepflegt wurde. Er bildete stets einen guten Kitt unter den bisweilen etwas heterogenen Elementen und ließ ernstere Meinungsverschiedenheiten oder gar Streitereien und Zänkereien unter den braven Niedersachsen gar nicht aufkommen.

Niedersachsen waren nämlich zufällig fast alle Teilnehmer, wenn sich auch unter den aktiven Offizieren einige Nichthannoveraner befanden, so waren das doch meist Mecklenburger, Holsteiner oder Braunschweiger, genug, lauter Leute, die der alten Stammesgemeinschaft angehörten. Man merkte das schon an dem ganzen Wesen und der deutschen Art der Leutchen, denn es waren fast lauter große, kräftige Gestalten mit starken Gliedern und treuherzigen blauen Augen. Von blondem oder gar starkem Haupthaar konnte meist nicht mehr die Rede sein, denn der Zeitgeist mit seiner Neurasthenie hatte die Haare vieler bereits gebleicht und bei anderen war die Kopfhaut auch schon bedenklich, wie man zu sagen pflegt, durch die Haare hindurchgewachsen.

Der Sinn für die gemeinschaftliche Heimat hatte, wie gesagt, alle diese niedersächsischen Männer

hier zuſammengeführt und es war dadurch mit der Zeit ein wahrer Kultus „Alt-Niederſächſiſcher Art und Sitte“ entſtanden, der in dem Intereſſe an der Hiſtorie Niederſachſens, in der Feier beſtimmter vaterländiſcher Ruhmestage und ſchließlich in dem Vortrage von Geſchichten, Sagen und Erzählungen aus dem Heimatlande zu Tage trat.

Das Intereſſe an dieſen Abenden wurde durch ſolche Erzählungen ſtets von neuem geweckt, und ſie waren beſonders zahlreich beſucht, wenn irgend ein hervorragend beliebter Erzähler, der ſeinen Vortrag durch kräftigen Humor zu würzen wußte, an der Reihe des Erzählens war.

Mit der Zeit hatten ſich in der Geſellſchaft, vielleicht wegen der an dem Orte befindlichen Univerſität, einige Gebräuche eingebürgert, die faſt an einen Studenten-Komment erinnerten. Es gab da Ausdrücke, gewiſſe Redensarten und Gewohnheiten bei dem einander Zutrinken, die dem Komment ihren Urſprung verdankten und an die frühere Univerſitätsthätigkeit der meiſten der Herren erinnerten, ſich natürlich aber der Würde und dem Alter der Mitglieder anpaßten, und nur dazu dienten, den Ton in der Geſellſchaft kordialer und gemütlicher zu machen. Selbſtverſtändlich war von irgend welchem Rangunterſchiede nicht die Rede, das Alter des Einzelnen wurde natürlich reſpektiert, ob der Betreffende aber General, eine Excellenz, oder gar eine Magnificenz war, das kam gar nicht in Betracht. Umgänglich,

liebenswürdig und womöglich humoristisch angehaucht aber mußte jeder sein, vor allem aber kein langweiliger Kerl oder gar ein sogenannter „Streithammel", denn solche wurden in dem Kreise nicht gern gesehen und meistens auch bald hinausgegrault.

An dem obigen Abend hatte sich nun eine besonders zahlreiche Gesellschaft in dem großen Lokale zusammengefunden, da es bekannt gegeben war, daß sich der Herr Alterspräsident Graf Oskar bereit erklärt hatte, den Herren über Hannovers „Franzosen-Zeit" einen Vortrag zu halten.

Dieser Alterspräsident, ein 78jähriger Herr und früherer Offizier von der hannoverschen Garde-Kavallerie, später in österreichischen Diensten, wohnte auf seinem, ungefähr eine Meile von der Stadt gelegenen Rittergute. Er hatte als junger Mensch von 18 Jahren noch die Schlacht bei Waterloo mitgemacht und sein Lebtag einen wahren Haß auf alles, was französisch hieß, bewahrt.

Er hauste da draußen auf seinem alten Kastell ganz allein, seine Frau, eine geborene Baronesse Nesselröden, war längst gestorben, und von seinen beiden Söhnen wohnte der eine auf einem Gute im Bremenschen, während der jüngste ein Husaren-Regiment im Preußischen kommandierte. — So lebte der alte Herr nur der Landwirtschaft, der Pferdezucht, der Jagd und fuhr, wenn es irgend anging, mit seinen zwei größten, edlen Athletstuten nach der Stadt hinein. Er war mit seinem langen, weißen, auf-

gedrehten Schnurbart, dem noch vollen, kurzgeſchnittenen grauen Haar und dem kühnblickenden dunkeln Augen der echte „alte Huſar“, ein Kraftmenſch in des Wortes vollſter Bedeutung und dabei ein richtiges Original, der in ſeiner Wut auf alles Franzöſiſche ſeinen Hunden zu Haus die Namen Berthier, Mortier und Vandamme, dem biſſigen Haushund aber gar den Namen Napoleon beigelegt hatte. Er war natürlich ſtreng konſervativ, was er in dem Jahre 1848 auch dadurch dokumentierte, daß er ſeinen Zugochſen ſchwarz-roth-goldne Ziehhölzer gab und ſie mit dem Namen Hecker, Ronge und wie die „Volksbeglücker“ damals hießen, beehrte. Er bildete mit ſeinem derben Humor und den originellen Kraftausdrücken eine Zierde jedes Herrenkreiſes, für Damengeſellſchaft war er nicht grade geeignet, nein ganz und gar nicht. Wie er ſo daſtand in ſeiner noch ungebeugten Haltung mit der gebogenen Naſe, den blitzenden Augen und den drahtigen Zügen, war er ein Abbild des alten Blücher, wie man den „Vorwärts“ aus hunderten von Bildern kennt, und man konnte dem Alten keine größere Freude bereiten, als wenn man ihn auf dieſe Ähnlichkeit anredete.

Als er die Klingel ergriff, um ſich die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft zu erbitten, da mußte ſich jeder über den prächtigen, alten Herrn freuen und das that man auch.

„Alſo Ihr Herren“, begann er mit ſeiner markigen Stimme, die, das Geſpräch übertönend, ſchnell Ruhe

ſchaffte, „Ihr habt es gewollt, daß ich Euch von jener fernen Zeit erzählen ſoll, die ich als Knabe noch mit erlebte, — na ja — ich bin bereit dazu. Ihr wißt ja, Menſchen meines Alters bewahren oft die Erinnerung an längſt vergangene Tage beſſer, als die an die Gegenwart, wo das Gedächtnis einen oft im Stich läßt, ſo will ich Euch denn von dem erzählen, was mir von dem Anfang des Jahrhunderts in Erinnerung geblieben iſt.

„Ja das war damals eine dolle Zeit mit dieſen verdammten Franzoſen und Gott der Herr behüte unſer Niederſachſen davor, daß ſie jemals wiederkehrt. Wie die Zeiten ſich verändern! Damals mußten wir Deutſchen unter Frankreichs Joch kriechen und jetzt — Gott's Donner, wie haben wir ſie jetzt dafür verhauen! Wie gern hätte ich vor 4 Jahren auch mitgehauen! Doch wo gerate ich hin? Ich ſoll den Herren ja von dem Jahre 1803 und der Franzoſenzeit erzählen. Machen Sie, lieber Profeſſor, da drüben nur nicht ſolch erſtauntes, ungläubiges Geſicht, es ſind ja nur die Erinnerungen eines Kindes, von denen ich Ihnen berichten kann, denn ich bin erſt 1797 geboren und marſchiere daher faſt mit dem 19. Jahrhundert, aber ich bin groß geworden in der Zeit kurz nachher und meine ganze Kindheit war mit den Geſchichten aus jener infamen Zeit erfüllt. Seht, Ihr Herren, und das iſt doch noch etwas anderes, als wenn ſolch junges Volk wie Ihr mit Eueren 50 oder höchſtens 60 Jahren Euch

das Alles aus den Büchern herausſtudieren müßt. Es wird Euch ja Manches über dieſe Deubelszeit bekannt geworden ſein, aber ſo wie meine guten Eltern, die damals in Hannover in dem Getriebe mitten drinn waren, davon zu erzählen wußten, das ſteht doch nicht in den Büchern drinn."

„Alſo hört zu!

Ich muß, um, wie der Lateiner ſagt, nachher in medias res zu kommen und um die jungen Herren da unten erſt etwas in die Situation einzuweihen, Euch erſt einmal die Verhältniſſe damaliger Zeit auseinanderſetzen und ſchildern, wie die Menſchen in Hannover zu Anfang des Jahrhunderts ihre Lage auffaßten. Hierzu muß ich etwas weiter ausholen.

Sie alle wiſſen, wie die Verbindung Hannovers mit Großbritannien, unſerem an ſich kleinen und armen Ländchen in den politiſchen Verhältniſſen zu Ende vorigen Jahrhunderts eine bedeutendere Rolle zuerteilte, als ihm nach ſeiner Größe zuſtand. Ob dieſe Stellung zu dem Glück oder Unglück unſeres Landes gedient hat, ſtelle ich Ihrer Erwägung anheim. Jedenfalls aber iſt das Unglück des Jahres 1803 als eine natürliche Folge davon zu betrachten. Wir Hannoveraner mußten unſere Haut dafür zu Markte tragen, daß unſer Land ein Allodialbeſitz Englands war.

Faſſen wir jetzt, Messieurs, einmal, wo ſich unſer Schickſal endlich erfüllt hat, alle Verhältniſſe zuſammen, ſo werden wir uns ſagen müſſen, daß uns ſchon damals ein feſter Anſchluß an Preußen viel mehr

Vorteil gebracht hätte, als der an das durch das Meer von uns getrennte England.

Ich sehe dahinten einige Herren wegen dieser meiner Worte scheinbar erstaunte Gesichter machen und Sie denken vielleicht: „Kiek doch eener den ollen Welfen an, wat hei da über Preußen snackt.“ Ik segge aber, de Sak ligt doch anners; miene Anhänglichkeit an usęd olleđ Fürstenhus, de hat mit düssen mienen Worten gar nix to dau'n, dat is ene Sake vor sek; ick spräke man blot hier von usę Land un siene Vordeele. — Schaun's, wie wir in Östreich sagten, so is es halt.“ —

„Doch entschuldigen die Herren die kurze Abschweifung, in der ich Ihnen nur meinen persönlichen politischen Standpunkt klarlegen wollte.

Hannover hat an politischer Bedeutung nie höher gestanden, als zu der Zeit des siebenjährigen Krieges.

Wie oft habe ich als Junge, zu der Zeit, als die Franken hier unsere Herren waren, von alten Soldaten und Freunden meines seligen Vaters den Satz aussprechen hören, „o wären wir doch noch mit Preußen im Bunde wie damals, als wir als Friedrichs des Großen rechter Arm, gleich ihm mit unseren Paar Tausend von Soldaten die zehnfach überlegenen Feinde schlugen und die Franzosen bei Crefeld und Minden vor dem Namen Hannover zittern machten, diese selben Franzosen, die uns jetzt den Fuß auf den Nacken setzen!“

Also sprachen damals die wahren Freunde unseres Landes und wahrhaftig sie hatten recht. Während

England unbehelligt auf ſeinen waſſerumſpülten Inſeln ſaß, mußten wir hier die Suppe auseſſen, die es uns eingebrockt hatten. Sagen Sie aber ſelbſt, meine Herren, iſt es denn nicht ſtets ſo geweſen, haben wir guten, dummen Deutſchen denn nicht immer für das ſtolze Albion unſere Knochen zu Markte tragen müſſen? Denken Sie doch nur an Amerika, denken Sie an Irland. Hab' ich nicht recht? Na ſiehſt Du wohl. —

Aber ſehen Sie, all das Leid konnte uns erſpart bleiben, wenn unſere hannoverſchen Diplomatiker damals als ehrliche Leute gegen Preußen gehandelt hätten. Dann wäre die (ſchließlich, als es zu ſpät war) nachgeſuchte Vermittelung Preußens zwiſchen Napoleon und uns ſicher nicht ſo ſchroff abgelehnt worden, als es geſchah, nachdem Preußen von unſeren, gleichzeitig mit Rußland angebahnten heimlichen Verhandlungen Kenntniß erhalten hatte.

Nun, das war denn nun einmal, wie es leider war, und Hannover mußte ohne jede Verbündete den Kampf mit Napoleon (hol ihn der Deubel noch in der Hölle) oder richtiger geſagt, mit dem General Mortier und ſeinen 30000 höchſt mangelhaften Kombattanten aufnehmen. — Hannover beſaß demgegenüber zwar nur ein Heer von 8000 Mann*) unter dem Befehl des Generalfeldmarſchalls „Grafen Wallmoden-Gimborn", wir waren ja in der

*) 14 Schwadronen, 11 Bataillone, eine reitende und zwei Linien-Batterien. Anmerkung des Herausgebers.

Minderzahl, das gebe ich gern zu, aber auf die Qualität und nicht auf die Quantität der Truppen kommt es an. Unſere Truppen aber waren an Ausbildung, Adjuſtierung und Material garnicht mit den Franzoſen in einem Atem zu nennen, denn Mortiers Armee beſtand nur aus einem, in die Cadres alter Soldaten eingefügten ſchäbigen Geſindel, ja aus einem Geſindel im vollſten Sinne des Wortes, verlobbert, verbummelt und abgeriſſen. Sollte da ein tüchtiger Feldherr trotz der Minderzahl ſeiner Truppen nicht die Franzoſen haben ſchlagen können? Hatte nicht Friedrich der Große bei Leſſa mit ſeinen 30000 Mann 90000 Öſtrreicher beſiegt? — Ja ein Friedrich der Große war aber leider unſer Fürſtenſprößling, dieſer Graf Wallmoden nicht, ſondern nur ein ewig ſchwankender, und trotz ſeiner Lehrjahre bei dem Preußenkönige ganz unfähiger Hofgeneral. — Na, die Herren kennen ja dieſe Sorte, von der werden eben keine Schlachten gewonnen. — Vielleicht wäre er anders geworden, wenn er länger im Kriegsdienſt geſtanden hätte, aber ſo wurde er, ſchon wegen ſeiner königlichen Verwandtſchaft, zu allen möglichen anderen Poſten verwandt. Da war er erſt Geſandter, nachher Chef des Marſtalldepartements und ſpäter gar Vice-König von Bückeburg, das er für den dortigen minorennen Fürſten regierte. Wenn er jemals Kriegserfahrung und Kenntnis von der Kriegsmanier beſaß, ſo war ſie ihm wenigſtens in den Jahren ſeiner Hofſtellungen ſicher abhanden gekommen.

Wie gut hätte ſich unſer Land und Heer unter der Führung eines braven Trouppiers geſtanden, und wir hatten ſo welche, wie z. B. einſt der Feldmarſchall von Freytag einer war, den der Graf auch fortgebiſſen hatte. Daß ein Hofgeneral aber oft einen braven Trouppier zu verdrängen weiß, nun meine Herren, daß weiß man ja.

Der Herr Graf Wallmoden litt ſchon damals ſehr an Altersſchwäche und war außerdem infolge einer früher erhaltenen Bleſſur beinah invalide; hätte man ihm ſeinen Hofmarſchallſtab gelaſſen und einem anderen, wie z. B. einem Hammerſtein oder Linſingen den Feldmarſchallſtab in die Hand gegeben und zum General en chef ernannt, dabei hätte ſich Heer und Land wahrſcheinlich beſſer geſtanden. Ich muß auf den Herrn Grafen hier etwas näher eingehen, weil er ja, wenn auch nicht der alleinige Redakteur, ſo doch jedenfalls der Unterzeichner dieſer, ſpäter mit einem dichten Schleier umhüllten, ſchmachvollen Kapitulation von Artlenburg wurde.

Ihn trifft aber nicht allein die Schuld, ſein Generalſtab mit dem Oberſten von Löw an der Spitze, war der Hauptſchuldige. Dieſer Herr von Löw, den auch noch der Vorwurf trifft, durch ſeine Ränke den genialen Major Scharnhorſt und den nicht minder befähigten Rittmeiſter von Scheither aus der Armee entfernt zu haben, war nicht zu einem Chef des Generalſtabes geſchaffen, ebenſo wenig ſich die anderen Mitglieder des Kriegsrates, die Herren von Rheden,

von Lenthe, von Bremer dazu eigneten. Die einzigen tauglichen waren der Graf Kielmansegge und der Herr von Ompteda. Die befanden ſich aber leider erſt ſeit zu kurzer Zeit in der Stellung, um ihre Anſichten der Mehrzahl gegenüber durchſetzen zu können. Unter der Leitung dieſes Oberfeldherrn und dieſes Generalſtabes begann denn alſo der Krieg.

Ein richtiger Feldherr hätte die Weſer als Operationsbaſis benutzt und die Brücken bei Nienburg, Stolzenau und Verden mit der Armee beſetzt. — Da hätten die Herren Franzuskis zuſehen können, wie ſie über den Fluß kämen. Der Herr Graf Wallmoden und ſein Kriegsrat dachten darüber aber anders. Trotzdem der zu Anfang die Kriegsoperationen leitende Herzog von Cambridge dieſe Aufſtellung ins Auge gefaßt und befohlen hatte, wurde vom Grafen Wallmoden aus unerklärlichen Gründen ſofort bei Übernahme des Kommandos der Rückmarſch gegen die Elbe angeordnet.

So wie ich mir die Sache nachher nach den Schilderungen meines Herrn Vaters, ſowie nach denen meiner Verwandten zurecht gelegt habe, hat es beinah den Anſchein, als hätte Graf Wallmoden, ſo lange noch Ausſicht auf Gefechte und Schlachtenſchlagen vorlag, ſich mit ſeinem Alter und ſeiner Krankheit entſchuldigend, dem Herzog von Cambridge die Führung überlaſſen, aber bereits während dieſer Zeit durch ſeine Organe, wie den Hofrichter von Bremer, Commerzrath Brandes und andere, Fühlhörner ausſtrecken laſſen, um mit dem Franzoſen-General Mortier Verhandlungen an-

zuknüpfen. Und sieh da, am 3. Juni erschien bereits der Entwurf der sogenannten Suhlinger Konvention, eines Vertrages so hart und ungerecht für unser Land, wie nur ein Napoleon ihn entwerfen, nur ein Wallmoden ihn überhaupt zur Verhandlung zulassen konnte. Diese Konvention habe ich hier mitgebracht, und will sie Euch vorlesen. Es dürften vielleicht nur noch wenige Exemplare davon vorhanden sein.

So hört denn zu und staunet:

§ 1.

Das Kurfürstentum Hannover und die darin befindlichen Festungen werden von der französischen Armee besetzt.

§ 2.

Die hannoverschen Truppen ziehen sich hinter die Elbe zurück. Sie verpflichten sich bei ihrem Ehrenwort, so lange der Krieg zwischen Frankreich und England dauert, wider die französische Armee und ihre Bundesgenossen weder die Waffen zu führen noch irgend eine Feindseligkeit zu begehen. Sie werden dieses Eides nicht eher entbunden, als bis sie gegen ebensoviele Generäle, Offiziere, Unteroffiziere, Soldaten und Matrosen ausgewechselt werden, welche sich in englischer Gefangenschaft befinden möchten.

§ 3.

Kein Mann von den hannoverschen Truppen kann den ihn angewiesenen Aufenthaltsort ohne Vorwissen des französischen Obergenerals verlassen.

§ 4.

Die hannoversche Armee soll mit den Kriegsehrenzeichen abziehen. Die Regimenter nehmen alle Feldstücke mit.

§ 5.

Die Artillerie, Pulver, Waffen und Munitionsvorräte aller Art sollen der Disposition der französischen Armee übergeben werden.

§ 6.

Alle und jede Effekten, die dem Könige von England gehören, sollen zu der Disposition der französischen Armee sein.

§ 7.

Alle Kassen sollen mit Beschlag belegt werden. Die Kasse der Universität Göttingen behält ihre Bestimmung.

§ 8.

Alle englischen Militärpersonen und alle im englischen Solde stehenden Agenten sollen auf Befehl des Obergenerals verhaftet und nach Frankreich geführt werden.

§ 9.

Der Obergeneral behält sich vor, in dem Gouvernement und den kurfürstlichen Behörden, jede ihm dienlich scheinende Veränderung zu treffen.

§ 10.

Die ganze französische Kavallerie soll auf hannoversche Kosten beritten gemacht werden. Auch hat das

Kurfürstentum für den Sold, die Kleidung und den Unterhalt der französischen Armee zu sorgen.

§ 11.

Die verschiedenen Religionsübungen sollen in ihrer jetzigen Einrichtung ungestört bleiben.

§ 12.

Alle Personen und alles Eigentum, sowie die Familien der hannoverschen Offiziere sollen unter dem Schutz der französischen Rechtschaffenheit stehen.

§ 13.

Alle Einkünfte des Landes, sowohl aus den kurfürstlichen Domänen, als die öffentlichen Abgaben sollen zur Disposition des französischen Departements sein. Man wird jedoch die bisher eingegangenen Verbindlichkeiten respektieren.

§ 14.

Die dermalige Regierung des Kurfürstentums hat sich aller Machtausübung in dem ganzen, von den französischen Truppen besetzten Lande zu enthalten.

§ 15.

Der Obergeneral wird alle Kontributionen, die er zum Bedürfniß der Armee für nötig hält, im Kurfürstentum Hannover erheben.

§ 16.

Jeder Artikel, über welchen Zweifel entstehen könnte, soll zu Gunsten der Einwohner des Kurfürstentums aus gelegt werden.

§ 17.

Vorstehende Artikel sollen den Stipulationen keinen Abbruch thun, welche zu Gunsten des Kurfürstentums zwischen dem ersten Konsul und einer unmittelbaren Macht geschlossen werden dürften.

Im Hauptquartier zu Suhlingen, den 14. Prairial, im zweiten Jahre der Republik (3. Junius 1803). Mit Vorbehalt der Genehmigung des ersten Konsuls.

E. Mortier, Obergeneral, Berthier, Chef des Generalstabes, v. Bremer, Hofrichter und Landrat, v. Bock, Oberstleutnant und Kommandeur der Leibgarde.

„Nette kleine Konvention, was?"

Der Herzog von Cambridge gab denn auch sofort nach Kenntniß dieser Verhandlungen sein Kommando ab, und reiste nach England zurück. Da aber diese Konvention mit Entrüstung von dem König Georg von England zurückgewiesen wurde, so hatten die Feindseligkeiten weiterzugehen. Diese königliche Instruktion wurde von dem Grafen Wallmoden aber so aufgefaßt, daß er, wie gesagt, den Rückzug über die Elbe befahl.

Am 28. Mai erließ der General Mortier an die Hannoveraner folgende Proklamation.

Franz. Republik.

Eduard Mortier, Generalleutnant
en chef der französischen Armee.

An die Hannoveraner.

28. Mai 1803.

Eine französische Armee zieht in Euer Land, sie kommt nicht, um in Euren Gegenden Furcht und Schrecken

zu verbreiten, ſondern um den Teil des Landes, den ihr bewohnt, der Regierung von England zu entziehen, welches ſich nunmehr als Feindin von ganz Europa zeigt und ſich rühmt, alle Grundſätze des Menſchen- und Völkerrechtes mit Füßen zu treten.

Der erſte Konſul, ſtets getreu den Geſinnungen der Beſcheidenheit und Menſchlichkeit, die ihn ebenſo ſehr als ſeine politiſchen und kriegeriſchen Talente auszeichnen, der erſte Konſul hat alles mögliche angewandt, um den Bruch aufs neue zu verhindern.

Der König von England, ungetreu ſeinen geheiligten Verheißungen, hat den Eid der Treue gebrochen, indem er ſich weigerte, Malta zu räumen, wie er es in dem Traktate von Amiens feierlich verſprochen hatte. Der König hat zuerſt die Feindſeligkeiten wieder angefangen und von dieſem Augenblick an macht er ſich, ſowohl vor Gott, als den Menſchen über alle die Elende und Schickſale verantwortlich, die der neue Krieg unter ſeinen Staaten anrichten muß. Ich weiß es, daß an Euch von Seiten Englands aus blinder Wuth und Raſerei Proklamationen ergangen ſind, um Euch in Streitigkeiten zu ziehen, die Euch nichts angehen ſollten.

Fern ſei es von Euch, einen Angriff, der Euch ebenſowenig berührt, als er aus bloßem Unſinn geſchieht, mitzumachen, indem Ihr allein das Opfer davon ſein würdet.

Hannoveraner! Ich verſpreche Euch allgemeine Sicherheit und Schutz, wenn ihr in Erwägung Eures

eigenen Intereſſes Eure Sache von den Angelegenheiten eines Königs losmacht, der Euch ſchon eben dadurch von der ſonſtigen Verbindlichkeit und Treue losſpricht, weil er ſelbſt alle Grundſätze der Treue gebrochen hat.

Die ſtrengſte Ordnung und Manneszucht wird unter meinen Truppen herrſchen. Perſonen und Eigentum werden unverletzt bleiben. Dagegen fordere ich auch von Euch ein ſolchartiges Betragen, welches man billig von einem ruhigen und friedliebenden Volke erwarten kann und ſoll, welches an der Treuloſigkeit ſeines Fürſten keinen Anteil haben will.

Wie erſtaunt die Franzoſen ſelbſt über dieſen Rückzug waren, iſt mir aus einer Menge von Äußerungen franzöſiſcher höherer Offiziere erinnerlich, die dieſe während der ſpäteren Okkupation thaten.

Sie kannten ja aus vielen vergangenen Schlachten und Gefechten die Tapferkeit der Hannoveraner, ſie hatten daher mit Beſtimmtheit angenommen, den Vechter Damm ſtark beſetzt und befeſtigt zu finden, man fürchtete einen ernſten Widerſtand und — war nun auf das angenehmſte überraſcht, jede Verteidigungslinie frei, jeden befeſtigten Ort unbeſetzt zu finden.

Iſt es da zu verwundern, wenn die Fremden mit Verachtung auf die hannoverſchen Führer herabſahen, die Truppen von ſolch altbewährter Tapferkeit, faſt ohne einen Schwertſtreich zu thun, zu einem ſchimpflichen Rückzug zwangen? — Doch ſicher nicht.

Ich muß dabei immer der Erzählung eines franzöſiſchen Huſarenoffiziers über die Tapferkeit eines unſerer Dragoneroffiziere gedenken, die ich einmal mit anhörte. — Dieſer Franzoſe war ein Komte Perthuis, ein blutjunges nettes Kerlchen, der ſich durch irgend eine hergeſuchte Verwandtſchaft mit meiner aus Frankreich ſtammenden Urgroßmutter in unſer Haus eingeführt hatte. Er erzählte von einem Vorpoſtenſcharmützel zwiſchen ſeinen Huſaren und unſeren Dragonern da in der Nähe des den Deckens gehörigen Borſtel, wobei ihm die Tapferkeit der Dragoner beſonders imponiert hatte. Da hätte ein Leutnant mit einer Abteilung von höchſtens 50 Dragonern die Schwadron, bei der er ſelbſt ſtand, mit größter Bravour zurückgeſchlagen. Sie wären harmlos über eine Brücke marſchiert und ihre Tête hätte kaum das jenſeitige Ufer erreicht, da wären ſie von der halb ſo ſtarken feindlichen Abteilung attackiert und geworfen worden. — Dieſe Geſchichte iſt ein neuer Beweis, daß es an der Tapferkeit unſerer Landeskinder damals nicht fehlte, nur die ſchlechten höheren Führer waren an dem ganzen Unglück ſchuld.

„Ja, weiß Gott, das iſt wahr", unterbrach hier der Oberſt Loderitz den Erzählenden, „Linſingens Avantgarde hat damals unvergeßliche Heldenthaten vollführt, und obiger Offizier, von dem Ihr da erzählt, war der Leutnant Krauchenberg von den Dragonern; ich kenne die Geſchichte aus den Schilderungen meines ſeligen Vaters gut genug. Es

ist das derselbe Krauchenberg, der sich nachher bei den 1. Husaren*) der englisch-deutschen Legion bei Salamanka auszeichnete, und vorher unter Decken die dänische Festung Friedrichswerk einnahm Der Geist der Tapferkeit war wahrhaftig in unseren Hannoveranern nicht erloschen und nun mußten diese armen Kerle, die Söhne und Enkel der Helden von Höchstädt, Oudenarde, Malplaquet, Minden und Famars, von diesem Hofgeneral in so einen Wurstkessel geführt werden. — Na, sie haben nachher Gott sei Dank, bei der Legion in Spanien die Schmach von Artlenburg wieder wett gemacht. Doch, lieber Graf, entschuldigt die Unterbrechung und fahrt bitte fort." —

„Na ja, Kindersch, Ihr seht aus den Worten meines alten Freundes, daß die Tapferkeit bei unseren Niedersachsen nicht erloschen und nur die Oberleitung an dem Unglück schuld war."

Na, die Armee ging dann also über die Elbe zurück und bezog im Lauenburgischen weit verzettelte Kantonnements. Der Herr Feldmarschall hielt es aber für geeignet, sich erst einmal von der Stimmung zu überzeugen, die in seiner Armee wegen der von ihm befohlenen Maßnahmen herrschte. Er ließ bei den Truppen anfragen, ob sie weiter kämpfen oder nach Frankreich transportiert werden wollten. Ob

*) Siehe das bei E. Mittler und Sohn erschienene Werk desselben Verfassers: „Einer von den 1. Husaren der englisch-deutschen Legion. Anmerkung des Verlegers.

wohl ſchon jemals, ſo lange Kriege geführt werden, ein Feldherr ſeiner intakten Armee ſolche Frage geſtellt hat? Lag da nicht ſchon eine Beleidigung darin? Alle Soldaten antworteten einſtimmig, bis zum letzten Blutstropfen fechten zu wollen, und verlangten dringend, nun endlich einmal an den Feind zu kommen. Ja, es erſchien ſogar bei dem General von Hammerſtein, dem Helden von Menin, eine Offiziersdeputation aller Kavallerieregimenter mit der Vorſtellung, die geſammte Reiterei über die Elbe gehen zu laſſen, um die Franzoſen zu ſchlagen, wo ſie ſie fänden.

Hammerſtein rapportierte dieſe Petition getreulich dem Oberfeldherrn, dem aber erſchien das Unternehmen viel zu kühn, ſolche Wagehalſigkeiten liebte der nicht. Er ſchlug die Bitte rund ab, was zu einem ſehr heftigen Zwiegeſpräch zwiſchen ihm und Hammerſtein geführt haben ſoll.

Es trat nun zuerſt eine gewiſſe Ruhe ein, die Regimenter lagen, wie geſagt, in ſehr weitläufigen Kantonnements, und es war kein ſo rechter Halt in den militäriſchen Verbänden. Dieſer Umſtand wurde von einigen, wenig patriotiſch geſinnten Männern auf das empörendſte ausgenutzt. Zwei Deputierte der Landſtände, und zwar der Landſchaftsdirektor v. L. und der Landrat v. W. kamen, wohl auf Veranlaſſung des Landverderbers, des Geheimen Kabinettsrates Rudloſ, über die Elbe hinüber und fuhren in den einzelnen Kantonnements herum,

um die Soldaten anderen Sinnes zu machen. Sie versprachen ihnen in dem Falle der Waffenstreckung Versorgung seitens der Landstände, im anderen Falle aber würde für sie und ihre Familien nichts gethan werden. Gleichzeitig wurde unter den Soldaten von anderen Emissären das Gerücht von bevorstehenden, großen Soldabzügen verbreitet, um die Gemüter zu erregen und die Soldaten einer Kapitulation geneigt zu machen.

Wie nennt Ihr Herren dieses Verhalten? Ich nenne es Felonie, und wäre ich einer der Kommandeure gewesen, bei deren Regimentern diese Herren ihr Wesen trieben, ich hätte sie weiß Gott an den ersten besten Baum hängen lassen.

Aber es war der Verführungskünste und Intriguen noch nicht genug. Als die Franzosen auf ihren zusammengerafften Kähnen die Elbe heraufkamen, erhielten die Artilleriekommandanten an dem Flußufer die schriftliche (wohl gefälschte) Ordre, das Feuer nicht auf die Schiffe zu eröffnen, ebenso die Kommandanten der Kavallerieregimenter den Befehl, nicht ausrücken zu lassen, ehe nicht ihren Mannschaften die rückständigen Soldkompetenzen gezahlt seien. Von wem diese Ordres ausgingen, ist nie zu Tage getreten, man vermutete zwar von dem Herrn Chef des Generalstabes, aber erwiesen ist es nicht.

Leider blieben diese Verführungsversuche nicht ohne Erfolg. Zuerst revoltierten die Garde du Corps und das erste Reiterregiment, dem sich bald auch das

zweite Reiterregiment anſchloß. Als ſich bei letzterem die erſten Inſubordinationsfälle zeigten und der tapfere Kornet Janſen zwei der Haupträdelsführer vom Pferde hieb, kam es zur offenen Rebellion und die aufgeregten Mannſchaften verlangten die Auslieferung des Kornets.

Da hielt es der Herr Feldmarſchall in der Beſorgnis, daß die Rebellion eine allgemeine werden dürfte, für zeitgemäß, einmal ſelbſt einzugreifen. Er erſchien mit einem zahlreichen Stabe vor der Front der beorderten Regimenter und hielt den Aufrühreriſchen eine Rede, worin er ſie an die Thaten ihrer Väter erinnerte und ſie ſchließlich fragte: „Nun ſagt Ihr Leute, wollt Ihr fechten, oder Euch ergeben?“ — Ein eiſiges Schweigen war die Antwort der Leute, und dieſe in der Kriegsgeſchichte wohl einzig daſtehende Scene wurde noch eigenartiger, als ein Dragoner vom zweiten Regiment, Namens Brüning aus den Reihen der Kompagnie hervortrat, ſich vor den Feldmarſchall hinſtellte, und ihn groben Tones folgendermaßen anredete: „Fechten daun wi ok noch ebenſau gaud as uſe Väder, darup kommt et hier ok gar nich an, awer wenn wi uſe Traktement nich krieget un hier in düſſen ollen Winkel tauſammen ſtoppt waret, wo ok für uns goar nix tau fechten is, da vergeiht uns de Luſt datau. — Sä hädden uns leiwer an de Grenze föhren ſchallen, da härren wi uſe Knaken gern för uſe Vaderland liggen laten, aber ſau — ne, da laten wi et bliewen.“

So sprach der Mann, der Marschall aber schwieg, wandte sein Pferd und ritt nach seinem Hauptquartier Mölln zurück. — Besaß der Höchstkommandierende nicht die Energie, diese Emeute im Keime zu ersticken, so gelang das dagegen den tüchtigen Regimentsoffizieren schnell genug. Die Leute wurden bald durch Hinweis auf ihren Eid besänftigt, die Haupträdelsführer, besonders der Monsieur Brüning, herausgegriffen und die Truppen erklärten, ihren Offizieren zu folgen, wohin sie sie führen würden.

Diese Beendigung der Emeute wurde sofort dem Oberkommando gemeldet, der Herr Graf schien jedoch die ganze Geschichte satt zu haben, er erwiderte kurz: „Nun ist es zu spät, die Kapitulationsverhandlungen mit dem Feinde sind bereits so gut wie abgeschlossen.“ —

Glauben Sie aber ja nicht, meine Herren, daß etwa dieser vorübergehende, schnell genug unterdrückte Aufstand der Grund zu Wallmodens Entschließung war. Die Emeute mußte ihm nachher nur zum Vorwande dienen. Der Aufstand fand am 3. Juli statt, am 1. Juli war aber bereits der Oberstleutnant von Bock im Auftrage Wallmodens bei dem General Mortier eingetroffen, um die Kapitulationsverhandlungen abzuschließen und die Schemata der Urlaubspäße nach der Heimat für die Offiziere und Mannschaften lagen schon in dem Hauptquartier bereit und bedurften nur der Ausfüllung.

Hier, Ihr Herren, iſt ein Exemplar ſolchen Urlaubspaſſes, das ich mir von meinem alten Onkel v. H. zu verſchaffen gewußt und es Ihnen mitgebracht habe, da ſteht:

„Der Herr Kapitän v. H. des 2. Kavallerie-Regiments hat auf ſein Anſuchen Urlaub nach Langwedel und Gegend zu reiſen erhalten, um ſich daſelbſt aufzuhalten, welches hiermit beſcheinigt wird.

Hauptquartier Mölln, den 6. Julius 1803.

Wallmoden-Gimborn,
Feldmarſchall."

Das Ding iſt gut, meine Herren, hab ich nicht Recht? Namentlich der Ausdruck „auf ſein Anſuchen" iſt hübſch gewählt, denn der Betreffende hatte bei der Ausſtellung dieſes Paſſes keine Ahnung davon, daß er gezwungen werden ſollte, auf Urlaub zu gehen.

Na ja, und dann kam denn alles, wie es bei dieſer Wirtſchaft eben kommen mußte. An dem 5. Juli wurde auf der Elbe in der Nähe von Artlenburg in einem Schiffe, auf dem ſich der General Mortier mit ſeinem Stabe befand, eine Kapitulation abgeſchloſſen, die für alle Zeiten „die Schmach von Artlenburg" genannt werden wird.

Dieſe Kapitulation lautet nach dem Original

„Da ſich der König von England geweigert hat, die Suhlinger Konvention zu ratifizieren, ſo hat ſich der erſte Konſul genötigt geſehen, die Konvention als nicht geſchehen zu betrachten.

§ 4.

Die hannoversche Armee
ehrenzeichen abziehen. Die R
Feldstücke mit.

§ 5.

Die Artillerie, Pulver, W
vorräte aller Art sollen der Disp
Armee übergeben werden.

§ 6.

Alle und jede Effekten,
England gehören, sollen zu
französischen Armee sein.

§ 7.

Alle Kassen sollen mit Be
Die Kasse der Universität Götti
stimmung.

§ 8.

Alle englischen Militärpe
englischen Solde stehenden Agen
des Obergenerals verhaftet und
werden.

§ 9.

Der Obergeneral behält sich
nement und den kurfürstlichen
dienlich scheinende Veränderung

§ 10.

Die ganze französische Kav
versche Kosten beritten gemacht

Kurfürstentum für den Sold, die [illegible] und den Unterhalt der französischen Armee zu [illegible].

§ 11.

Die verschiedenen Religionsübungen [illegible] in ihrer jetzigen Einrichtung ungestört [illegible].

§ 12.

Alle Personen und alles Eigentum, [illegible] Familien der hannoverschen Offiziere [illegible] Schutz der französischen Rechtschaffenheit [illegible].

§ 13.

Alle Einkünfte des Landes, [illegible] kurfürstlichen Domänen, als die [illegible] sollen zur Disposition des französischen [illegible] sein. Man wird jedoch die bisher [illegible] Verbindlichkeiten respektieren.

§ 14.

Die dermalige Regierung des [illegible] hat sich aller Machtausübung in dem [illegible] den französischen Truppen besetzten Lande zu [illegible].

§ 15.

Der Obergeneral wird alle [illegible] er zum Bedürfniß der Armee für nötig hält, [illegible] Kurfürstentum Hannover erheben.

§ 16.

Jeder Artikel, über welchen Zweifel [illegible] könnte, soll zu Gunsten der Einwohner des [illegible] tums aus gelegt werden.

Exemplar solchen
neinem alten Onkel
Ihnen mitgebracht

des 2. Kavallerie-
chen Urlaub nach
n erhalten, um sich
it bescheinigt wird.
Julius 1803.
den-Gimborn,
marschall."
rren, hab ich nicht
„auf sein An-
n der Betreffende
asses keine Ahnung
n sollte, auf Urlaub

alles, wie es bei
mußte. An dem
in der Nähe von
auf dem sich der
Stabe befand, eine
r alle Zeiten „die
nannt werden wird.
ach dem Original
land geweigert hat,
fizieren, so hat sich
die Konvention als

Doppelt ausgefertigt auf der Elbe am 18. Messidor, Jahr 11 der französischen Republik. 5. Juli 1803.

Der Generalleutnant, Commandant en chef der französischen Armee
Eduard Mortier.

Der Feldmarschall Graf v. Wallmoden.

„Nette Kapitulation, Was?"

Was ist in jenen Unglückstagen von den tapferen Regimentskommandeuren alles zu der Abwendung dieser Schmach versucht worden! Als sich das Gerücht von der Kapitulation unter den Truppen verbreitete, eilten die Offiziere zu den Generälen von Hammerstein und von Linsingen, die ihr ganzes Vertrauen besaßen und beschworen sie, das Kommando zu übernehmen. Wie gern hätten es beide gethan, aber die Subordination gestattete es ja nicht. Sie trugen zwar dem Feldmarschall die Wünsche der Truppen vor, aber was half das? Er versprach ihnen, über die Angelegenheit einen Kriegsrat zu berufen. Na ja, er berief dann auch an demselben Abend seine Vertrauensmänner, den Oberst von Löw und Konsorten zu diesem Kriegsrat. Daß der aber das Gesuch als unmöglich ablehnte, ist wohl klar. — Ja diese Strategen der damaligen Zeit!

Der jüngste Offizier konnte sich über den Grund der Kapitulation keinen Vers machen. Die Kriegslage war für uns eine günstige, Mortier verfügte nach Zurücklassung von Abteilungen in den besetzten Städten des Landes nur noch über ungefähr

13000 Mann, denen wir mit 10000 Mann (ich will nicht einmal über deren beiderſeitige Qualität ſprechen) in günſtigſter Stellung gegenüberſtanden. Die Elbe war unpaſſierbar und Mortiers, aus ungefähr 30 Elbkähnen beſtehende, ſogenannte „Flotille“ wäre von unſeren, an den Ufern aufgeſtellten Batterien leicht in Grund und Boden geſchoſſen worden. Hierzu kam, daß die Franzoſen ohne Rußlands Einwilligung und ohne gegen das Völkerrecht zu verſtoßen, die Grenzen Mecklenburgs nicht überſchreiten durften. In Holſtein ſtanden ſchon 20000 Dänen bereit, um event. ſolchen Verſuch zu verhindern, gab es da wohl eine ſicherere Stellung in der Welt, als die der hannoverſchen Armee? Nun will ich aber ſelbſt einmal den Fall annehmen, daß es Mortier auf irgend eine Weiſe gelungen wäre, mit ſeinen Truppen an einer Stelle die Elbe zu überſchreiten, ja ſelbſt uns zu ſchlagen, ſo lag doch immer noch die Feſtung Ratzeburg hinter uns, auf die ſich die Armee zurückziehen konnte.

Sie ſehen meine Herren aus allen dieſen Verhältniſſen, daß die Kapitulation ſeitens des Grafen Wallmoden ohne jede nur denkbare Notwendigkeit, ohne jeden zwingenden Grund abgeſchloſſen wurde. Man konnte es daher wahrhaftig den alten, bewährten Regimentern nicht verdenken, wenn ſie murrten, und den Mann mit ſeinem Kriegsrate verwünſchten, ja ihn einen Verräter nannten, der durch ſeine Schwäche ſo vielen Kriegsruhm an einem Tage

vernichtete. Wie viele gab es in der Armee, die den Grafen und seine Helfershelfer vor ein Kriegsgericht gestellt sehen wollten, denn sollte nicht nach Paragraph 21 des hannoverschen Kriegsreglements der Befehlshaber an Leben, Ehre und Gut bestraft werden, der dem Feinde ohne äußere Not eine Position ausliefere? Und wo war hier die äußere Not? Die Auflösung einer ganzen Armee bedeutet aber doch noch mehr, als die Aufgabe einer „Position".

Konnten sie nun an den Höchstkommandierenden selbst nicht heran, so hätten die Mannschaften entschieden dem Herrn Obersten von Löw die Knochen zerschlagen, denn es hatte sich sein dem Grafen Wallmoden gegenüber gethaner Ausspruch über die Truppen herumgesprochen: „Exzellenz, die Mannschaften sind mit der Kapitulation ganz einverstanden, sind sie doch zufrieden, daß ihnen ihre faulen Knochen nicht zerschossen werden."

Das wagte ein Ausländer den Soldaten Hannovers nachzusagen, deren Väter sich in allen Kriegen mit Lorbeeren bedeckt hatten, so wagte der Schuft, über unsere Niedersachsen zu urteilen. Nun der Fuchs merkte die Gefahr und drückte sich still bei Seite und zwar noch eher, als der Graf Wallmoden den Truppen seinen bekannten, vom 11. Juli datierten Abschiedsbrief zusandte. Er zog sich auf seinen Lorbeeren (!!) nach seiner Heimat in Süddeutschland zurück, der Herr Graf von Wallmoden-Gimborn aber

ging nach Mecklenburg. Die Ratten verließen das sinkende Schiff.

So endigte dieser Feldzug und nun erfolgte die Ausführung der Kapitulation, die Tragödie der Übergabe der Waffen, Geschütze und Pferde an die Franzosen.

Die Kavallerieregimenter standen mit abgesessenen Mannschaften in langen Reihen aufmarschiert und die Infanterie in dichten Kolonnen dahinter, während einige französische Regimenter mit geladenen Gewehren das Ganze überwachten. Nun ertönte zum letztenmal das Kommando der alten Führer, die vor schmerzlicher Bewegung kaum zu kommandieren vermochten: „Legt die Waffen ab.“ Da standen in langen Reihen die Küraſſe und Helme der Garde du Corps, die Tschakos der Infanterie und die Pelzmützen der Husaren, und davor waren die Pallasche, Säbel und Gewehre niedergelegt. Vorher hatten die Leute ihr persönliches Eigentum aus den Packtaschen und Tornistern herausnehmen dürfen. Dann kam das Kommando „rechts um“, und dahin marschierten sie in langen Reihen, mit dem Stock in der Hand und der Feldmütze auf dem Kopf. Sie ließen alles zurück bis auf die Montur, die Waffenröcke und Kolletts, die sie bis zu der Ankunft in ihrer Heimat tragen durften, das war das einzige, das sie daran erinnerte, daß sie einst tapfere hannoversche Soldaten gewesen waren. Wenn die Reiter aber schon mit Kummer und Weh im Herzen die Attribute ihres Standes auf-

gaben, so blieb ihnen nun noch das Schmerzlichste, der Abschied von dem, was der Niedersachse am meisten liebt, der Abschied von seinem Pferde. Es kamen da herzzerreißende Szenen des Jammers vor, und so Mancher hätte lieber das treue Tier erschossen, das ihn Jahre lang getragen, als daß er es nun den zerlumpten Franzosen, seinen — Besiegern übergeben mußte. — O es muß das eine Tragödie schmerzlichster Art gewesen sein, da die sich mehr und mehr entfernenden Kolonnen der zu Fuß gehenden Reiter und hier die langen Linien der nun reiterlosen Pferde.

Aus den Reihen der mehr und mehr Verschwindenden wandte sich noch manches bärtige, thränendurchfurchte Antlitz nach seinem alten Freunde, dem Pferde, zurück und mancher Seufzer entrang sich der Brust bei dem Scheiden von so viel Ehre und Ruhm. Immer größer wurde der Zwischenraum zwischen den Scheidenden und dem, was sie zurückließen, und als letzter Gruß ertönte nur, immer schwächer werdend, das Gewieher eines Pferdes den Unglücklichen nach.

Der Zug der abmarschierenden Truppen ging durch die, bereits vollständig ausfouragierte Lüneburger Heide, die Armee zog hungrig und todtmüde dahin, und viele Marode lagen in den Gräben am Wege. Keiner kümmerte sich um die armen Verratenen.

Wo waren da die Herren der Landstände, die den Soldaten einst ihre Hülfe zugesagt hatten?

Der Anblick der dahin schwankenden Kolonnen war so

schrecklich, daß selbst der Feind sich ihrer erbarmte. General Mortier ließ Wagen requirieren, um sie nach der Heimat zu schaffen und französische Soldaten teilten ihr Brot mit den Hungernden.

Das war damals das Ende des Kurfürstentums Hannover. Von jetzt an regierte der Franzose im Lande.

Die Herren werden mir aber recht geben, unser hannoversches Niedersachsen wird noch in Jahrhunderten die Namen des Grafen Wallmoden-Gimborn und seiner Mitschuldigen nicht vergessen.

Doch messieurs es ist spät geworden, wir wollen heute unsere Erzählung abschließen, ich hebe hiermit die Sitzung auf. Ich werde Ihnen das nächste mal davon erzählen, wie die Franzosen hier im Lande hausten.

Auf Wiedersehen meine lieben Herren."

Damit trank der Graf in langen Zügen seinen Humpen Scharlachberger, seine Lieblingsmarke, aus, die lange Erzählung hatte ihn durstig gemacht. Dann schüttelte er den ihm für seinen Vortrag dankenden Freunden die Hand und fuhr nach seiner alten Burg hinaus.

Die Erzählung des zweiten Abends.

„Guten Abend meine verehrten Herren, freue mich, Sie in so großer Anzahl hier versammelt zu sehen. Gutes Zeichen das, giebt mir Kourage, in meiner Erzählung fortzufahren. Machen mich ordentlich eitel, scheine Sie wenigstens nicht gelangweilt zu haben.“ —

Mit diesen Worten betrat der alte Graf Oskar das Vereinslokal und schüttelte die ihm von allen Seiten entgegengestreckten Hände seiner alten Genossen.

Sein von der Kälte und dem eisigen Nordwind stark gerötetes Gesicht sah kaum aus dem hohen Kragen seiner Wildschur heraus, und der lange Schnurrbart, die Augenbraunen und selbst die Wimpern starrten von Eiszapfen. „Nun Carlo mio“, rief er dem herbeieilenden Kellner zu, „gebe er mir vor allen Dingen erst einmal ein großes Glas Grog, aber nicht zu klein, bitte ich mir aus, er kann dafür lieber an dem Wasser sparen. Ihr wißt ja, Ihr Herren“, wandte er sich zu den Umstehenden, „ein Glas Grog das ist gewissermaßen eine Universal-

medizin und in manchen Fällen stets das Beste. Solcher Fall aber liegt bei mir heute vor; denn es weht ein eisiger Wind und ich habe in meinem offenen Wagen gefroren wie ein Schneider. Die Franzosen, diese Sakramenter, können damals in Rußland auch nicht toller gefroren haben." — Der Kellner kam denn auch schnell mit einer wahren Punschbowle von Glas herbei, das von dem Grafen in aller Eile und mit einer bewundernswerten Widerstandsfähigkeit seiner Kehle gegen heiße Getränke heruntergegossen wurde. Hierdurch änderte sich die Sachlage, es trat sofort eine Reaktion ein und das Blut des alten Herrn kam wieder in die richtige Zirkulation. Er nahm dann seinen gewohnten Präsidentenstuhl ein, steckte sich eine lange Virginiazigarre an, die unumgänglich notwendige Flasche Scharlachberger wurde neben ihn gestellt, und damit war denn Alles zu seinem Vortrage bereit. Er klopfte an das Glas und begann nach kurzer Pause die Fortsetzung seiner Erzählung des vergangenen Abends:

„Ich habe Euch Herren vergangenen Sonnabend von der Art und Weise erzählt, wie das damals hier mit den Franzosen losging, und wie wir zu der Ehre kamen, von diesen Hundsföttern viele Jahre hindurch regiert zu werden. Ja ich sage Euch, wenn man das Alles so mit erlebt hat, wenn man die Nackenschläge mit fühlte, die uns damals der Mann in Paris austeilte, dann begreift man erst, was das damals hier für eine Wirtschaft, und wie groß die

niederſächſiſche Michelhaftigkeit war, ſich das ſo lange gefallen zu laſſen, daß die Hannoveraner es aber ſo lange ertrugen, daß ſie ſich duckten, ja daß ſo Manche von uns, leider muß ich es ſagen, vor dieſen Fremden katzbuckelten und ſpeichelleckten, das lag, laſſen wir es uns offen geſtehen, in der damaligen Verſumpfung unſerer hieſigen Verhältniſſe überhaupt. Viele von Ihnen, namentlich die jüngeren Herren, können ſich von den damaligen Zuſtänden hier zu Lande, von dem Nepotismus der bei uns herrſchenden Adels- und Beamtenſippe gar keine Vorſtellung machen.

Hannover, Englands Allodialbeſitz, wurde von einer Oligarchie des Adels und des faſt erblichen Beamtentums regiert und dieſe beſetzte die fetteſten Landesämter mit ihren Verwandten und den Söhnen ihrer Anhänger. Es war in jener Zeit für einen, nicht mit dieſen Kreiſen verwandten, jungen Menſchen abſolut nicht möglich, in die Höhe zu kommen. Jemand, der nicht zu dem Adel, oder den ſogenannten „feinen Familien“ gehörte, aus dem wurde nichts und wenn er ſich auch noch ſo viele Kenntniſſe erworben hatte. Schaun's ich kann das Ihnen halt aus dem Anhang meiner eigenen Familie exemplifizieren. Da war z. B. der Sohn eines Vetters meines Vaters, Otto von Raben hieß der junge Mann, deſſen Familie zwar dem Uradel angehörte, der aber der Sohn eines Mannes war, welcher ſich ein paarmal öffentlich mißbilligend über dieſe Nepotenwirtſchaft ausgeſprochen hatte. Ja glaubt Ihr denn, daß der zu

ſeiner Anſtellung in der damaligen „höheren Forſtkarriere“ kommen konnte, trotzdem er ſich der beſten Zeugniſſe erfreute? I denkt gar nicht d'ran; der Sohn eines ſolchen abtrünnigen Vaters? Kein Gedanke, der konnte warten. Da hatten doch die Söhne katzbuckelnder Verwandten den Vorzug, die mußten zuerſt an die Reihe kommen. Na, mein Vetter Otto verlor denn hier auch bald die Luſt daran und ging nach Öſterreich, wo er auch gleich angeſtellt wurde. Mir erging es ja ſpäterhin ähnlich, wovon ich Euch gelegentlich einmal erzählen will.

Ich ſage aber: „wehe dem Lande, wo ſolche Zuſtände herrſchen, wo begabte Männer, die nur das Beſte des Landes wollen, zurückgeſetzt, ja zur Auswanderung gezwungen wurden, nur weil ſie einmal an dem „Syſtem“ zu rütteln wagten. Die älteren Herren von Euch werden ſich ja vielleicht noch jener Märtyrer der guten Sache, eines Bülow, Mecklenburg, eines von dem Miniſter Arnswald verfolgten Berlepſch, jenes Fräuleins v. Pape, Wedemeiers und anderer erinneren, die man nur entfernte, weil ſie anderer Anſicht, als dieſe Adels- und Beamtenſippe waren. — Seht Ihr und aus ſolchen Männern beſtand damals die regierende Partei, als die Franzoſen in das Land kamen.

Was aber war die Folge davon? Als die Not in das Land kam, da verſagten die leitenden Herren Miniſter, als es mit Wallmodens Führung brenzlich wurde und die Regierung nach Lauenburg verlegt

werden sollte, — da war auf einmal keine Regierung mehr da. — Alle die Herren Minister, v. d. W . . . ., v. H . . ., v. A . . . . . ., v. Gr . . . ., v. K . . . . . und diese Perle von Vaterlandsbeglücker der Herr Geheime Kabinetsrat Rudloff verschwanden spurlos von der Bildfläche. Diese Herren, denen das Wohl des Vaterlandes anvertraut war, verdufteten aus Angst vor den Fehlern, die sie begangen hatten. Sie verschwanden und gingen, so lange es ihnen hier zu heiß war, ins Exil.

Nur einer blieb auf seinem Posten, das war der brave Minister Klaus von der Decken, ein Biedermann in des Wortes höchster Bedeutung, der, wenn auch vielleicht für seinen Ministerposten nicht ganz geeignet, doch durch seine Vaterlandsliebe seinen Kollegen ein leuchtendes Vorbild wurde, wie auch sie hätten sein müssen. Er hatte eben ein reines Gewissen, blieb in Hannover, um das harte Schicksal seiner Landsleute zu teilen.

Sein gutes Beispiel wirkte wenigstens auf einen der anderen Minister ein, und zwar auf den Minister v. Gr . . . ., der zu Anfang zwar auch auf sein Gut Jühnde gegangen war, sich aber nachher wieder in Hannover einfand, und auch versuchte, dort gute Dienste zu leisten.

Doch Ihr Herren, ich muß wohl jetzt erst einmal von mir und den Meinigen erzählen und wie es kam, daß meine Eltern damals mit mir und den Geschwistern Augenzeugen der französischen Besetzung wurden.

Meine Frau Mutter hatte nach der Geburt meiner jüngeren Schweſter an zu kränkeln gefangen, und da die behandelnden Ärzte wünſchten, ſie zu der beſſeren Beaufſichtigung ihres Zuſtandes in Hannover zu haben, ſo waren wir im März 1803 von unſerem Dornbach dahin gezogen und bewohnten unſer, an dem Friedrichswall gelegenes Familienhaus. Das haben wir Familien vom Lande ja von Alters her immer ſo gehalten, daß wir uns in der Hauptſtadt unſeres Kurfürſtentums neben unſeren Gütern ſtets auch ein ſtädtiſches Heim hielten, um auf dieſe Weiſe während der Wintermonate unſerem regierenden Hauſe näher zu ſein. Es iſt das ja bei allen Familien Niederſachſens ebenſo. Wie die weſtfäliſchen Adelsfamilien in Münſter ihre pompöſen „Höfe“ haben, ſo hatten und haben wir das, wenn auch in beſcheidener Weiſe, ebenfalls in Hannover. Das hat ſein Gutes, es verbindet die meiſt untereinander verwandten Familien näher, als wenn ſie da hinten immer vereinzelt auf ihren Kobben hocken und daher iſt auch der enge Zuſammenhang zu erklären, der ſtets in unſeren Geſchlechtern herrſchte und den Adel außerdem mit der Bürgerſchaft in nähere Verbindung bringt. Das ſollte überall ſo ſein; man kommt ſich dadurch näher, und die mit Töchtern geſegneten Familien wiſſen nachher auch, wo ſie ihre Kinder an den Mann bringen können. Na ſie verſtehen mich. Hab' ich nicht recht? Na ſiehſt Du wohl. —

Als wir nun so'n Stücker 8 Wochen in Hannover wohnten, da hieß es denn eines Tages: „die Franzosen kommen, ja sie sind bereits von Neustadt a. R. her im Anmarsch".

Kein Mensch hatte bis dahin so recht daran geglaubt, daß sie bis Hannover vordringen würden, da ja nicht einmal eine regelrechte Kriegserklärung erfolgt war. Man hatte es für unmöglich gehalten, daß sie uns mitten im Frieden überfallen würden. Mir ist der Tag noch deutlich in der Erinnerung geblieben, als ich das erstemal die Nachricht von ihrer bedrohlichen Nähe erhielt. Das Wort Franzose machte auf mich, den damals $6^1/_2$jährigen Jungen, ungefähr denselben Eindruck, als wenn man die Kinder sonst mit dem Butzemann, dem schwarzen Mann oder gar dem Teufel bange macht. Die Schrecken der französischen Revolutionszeit lebten noch zu sehr in dem Volke nach. Dieser Tag war der 4. Juni, und ich spielte gerade mit meiner kleinen Schwester in dem Zimmer meiner lieben, wegen ihres Schwächezustandes stets auf dem Ruhebett liegenden Mutter, als der Onkel Mandelsloh, Ihr Herren wißt ja, einer von der alten Dündorf-Wunstorfer Familie, zu uns zum Besuch kam und Muttern erzählte, daß ihm sein Hofmeister vor seiner Abfahrt von Dündorf gemeldet habe, französische Truppen ständen bereits hinter Neustadt. Die Mutter kam dadurch mit dem Onkel in ein weiteres Gespräch über die uns drohende Gefahr und versuchte, ihn zu längerem Bleiben zu

bewegen. Der Onkel ließ ſich aber nicht aufhalten, und meinte, er wolle gleich zurückfahren, um in Dündorf nach dem rechten zu ſehen, denn man könne nicht wiſſen, was die „Deubels“ von Franzoſen anfingen, wenn der Gutsherr nicht zu Hauſe ſei.

Wie Kinder ſo ſind, war uns der ſich bei dem Geſpräch in Mutters Zügen zeigende Schrecken nicht entgangen und wir quälten ſie den ganzen Nachmittag, uns doch noch mehr von dieſem ſchrecklichen Volke zu erzählen. Mütterchen verſuchte uns zwar zu beruhigen und meinte, das wären Menſchen wie wir, die uns der liebe Gott zur Strafe ins Land geſchickt habe. Das war mir Jungen aber lange nicht genug und ich wandte mich, da mein Herr Vater nicht zu Haus war, in meiner Neugierde an den alten Freund meiner Kindheit, unſeren Kutſcher Johann, der ſchon an die 30 Jahre in unſerem Hauſe und ſo recht zum Vertrauensmann von uns Kindern geſchaffen war. Na der vertellte mi denn ok ſo mancherlei von düſſen böſen Franzoſen, die ihren König, ihre ſchöne Königin, die lieben guten Prieſter (Johann war nämlich katholiſch) und tauſende von Menſchen hingeſchlachtet hätten, und daß dann dieſe Mörder wieder alle getödtet wären, bis dann ſchließlich ein gewaltiger fremder Mann, namens Napoleon, gekommen ſei, der ſich alle unterworfen hätte und jetzt in Europa der mächtigſt eſei. Als ich nach dieſer Erklärung den Alten fragte, dieſer Napoleon müſſe wohl ein vorzüglicher, guter und vornehmer Mann ſein, wollte Johann

aber davon durchaus nichts wiſſen, ſondern gab ihm lauter Schimpfnamen, von denen mir nur der eine in Erinnerung geblieben iſt: „Hei is en ollen Ekel, de uſe Land betwungen hat“.

Daraus konnte ich mir aber nun wieder gar keinen rechten Vers machen, „en groten Mann und en gewaltigen Mann und dann webber en ollen Ekel, dat is doch en groten Unnerſchied, dat paßt man ſehr ſlecht tau enander. Un dann ok webber, wo kreg' denn en Mann en ganzet Land ünner?“ Das alles wollte erſt gar nicht in meinen Kindskopf hinein.

Na, die ultima ratio in ſolchen Dingen war für uns Jungens denn natürlich ſtets unſer Herr Vater, an den wandte ich mich, er ſollte mir erklären, was dieſer Name „Napoleon“ im ſpeziellen und was im allgemeinen das Wort „Franzoſe“ bedeute. Na, da kam ich aber ſchön an, mit dem Vater da war an dem Tage überhaupt gar nicht zu reden, der ſaß an ſeinem Schreibtiſch, hatte ſeinen Kopf in den Händen vergraben und ächzte und ſtöhnte, ja ich glaubte, ſogar Thränen in ſeinen Augen zu ſehen. Als ich ihn aber ganz betroffen von dieſer mir bei dem energiſchen Manne ſonſt ganz ungewohnten Stimmung fragte: „Was ihm denn fehle?“ warf er mich mit den Worten zur Thür hinaus, die ganze Welt wäre nichts wert und ich ſollte machen, daß ich hinaus käme. Seht, Ihr Herren, das waren die Eindrücke jenes Tages, an dem ich zuerſt das Wort

„Franzos“ vernahm. Mein lieber, ſonſt ſo freundlicher Vater in Thränen, er zum erſtenmal barſch und unfreundlich gegen mich, und das alles dieſer Maleſiz-Franzoſen wegen! So etwas vergißt ſich nicht, derartige Eindrücke prägen ſich dem Kindergemüt für das ganze Leben ein.

An dem anderen Morgen, es mochte ſo um 10 Uhr herum ſein, wir Kinder ſaßen gerade mit den Eltern an dem Frühſtückstiſch und löffelten unſere Mehlſuppe, während die Eltern ihre Bierſuppe aßen, da trat plötzlich unſer alter Diener Chriſtian ein und meldete, der Herr Poſtdirektor von Hinüber ließe den Herrn Grafen bitten, doch einmal ſchnell zu ihm nach dem Poſthofe zu kommen. Auf des Vaters Frage, was denn los wäre, erwiderte der, auch ſchon Jahre lang in unſerem Hauſe befindliche Chriſtian, es wären franzöſiſche Huſaren eingerückt, die Quartier für eine Menge noch heute ankommender feindlicher Truppen machen ſollten. Der Herr Poſtdirektor gehöre mit zu der Kommiſſion, um dieſe Angelegenheit zu regeln.

Mein Vater ſprang denn auch ſchnell genug auf und begab ſich eiligſt zu ſeinem alten Freunde nach dem Poſthofe. Er ſuchte vorher die auf das höchſte erſchreckte Mutter damit zu beruhigen, daß er gewiß nur einen Rat erteilen ſolle und ſchnell wieder zu ihr zurückkehren werde.

Ihr könnt Euch denken, Ihr Herren, welchen Eindruck dieſe Nachricht von der Ankunft der Franzoſen

auf mich machte. Nun waren sie also da diese schrecklichen Menschen, was mochten sie mit uns vorhaben? Ob sie uns wohl auch alle tot machten und die ganze Stadt anzündeten? Ich weiß nicht, welche Phantasiegebilde meine kindliche Seele sonst noch erschreckten! Über alle diese Fragen mußte ich vor allen Dingen erst einmal Aufklärung bekommen und natürlich war es wieder der alte Johann, der sie mir geben sollte. Na, der hatte sich denn auch schon so ziemlich über die Angelegenheit orientiert und sich sogar zusammen mit Bremers und Hardenbergs Kutschern die eingerückten feindlichen Reiter angesehen. Das wären nach seiner Ansicht aber ganz schmucke, ordentliche Menschen gewesen, sie hätten gar prächtig ausgesehen und der eine hätte sogar ganz gaud plattdütsch spreken können.

Als ich Johann nach ihrem Äußeren fragte, meinte er: „O, sehr fin sahen se ut, se härren grote Federn up de hohen Kappen, und lüttje flinke Perdchen reen se, et was de rene Staat, un se seigen fast all finer ut, as use Husaren".

Ihr Herren könnt glauben, daß ich mir nachher unter den anderen Jungens aus der Nachbarschaft mit der Kenntnis dieser Einzelheiten ganz stolz vorkam. Es waren da in den letzten Tagen schon so manche ganz wunderbare Ereignisse vorgefallen, über welche die anderen Jungens so klug hatten sprechen können. Da hätten die letzten unserer Soldaten die Gewehre auf dem Zeughause in große Kisten verpackt, weggeführt,

und der Hauptmann, der das beſorgte, hätte ſogar eine Menge Gewehre an die Bürger verſchenkt, nur damit ſie nicht in die Hände des Feindes fielen. Andere Jungens waren dabei geweſen, wie nachher der Pöbel das Zeughaus geſtürmt, ſich Helme, Küraſſe, Pauken ꝛc. angeeignet, und der Platzmajor Thiemann das Haus nur mit vieler Mühe gerettet habe und was der außer gewöhnlichen Geſchichten mehr waren. Nnu war ich aber an der Reihe und konnte auch einmal etwas erzählen, von dem ſie noch nichts wußten und die Herren wiſſen ja „Jungens eſtimieren immer nur das Neue“. — Nun kam aber für mich die Hauptſache an der ganzen Geſchichte, wie ſollte ich es fertig bekommen, mir den Einzug der Franzoſen mit anzuſehen? Johann hatte erzählt, daß er ſo gegen 4 Uhr ſtattfinden würde? Wieder war es der alte Johann, der mir dazu verhelfen mußte. Na ich bat und quälte ihn denn auch ſo lange, verſprach ihm ſogar, ihm aus den Beſtänden meiner Sparbüchſe den ſchönſten Varinasknaſter zu kaufen, bis er denn endlich nachgab. Wir aßen damals erſt um 6 Uhr zu Mittag, der Vater war nicht zu Haus und man war gewohnt, mich um die Zeit mit meinen Spielgefährten zuſammen zu ſehen, da ließ ſich die Sache ſchon wagen.

Und ſo geſchah es denn auch. Wir gingen ſo gegen 3 Uhr los und zwar nach dem Steinthor, wo die einziehenden Truppen auf der Wunſtorfer Landſtraße erwartet wurden. Seht Ihr Herren, da wird nun Mancher von Euch denken: „Erſt ſchnackt

uns der Alte von ſeiner Wut auf die Franzoſen was vor und dann iſt er als Knabe hingelaufen, um ſich die Kerle anzuſehen. Da hätte er auch beſſer gethan, zu Hauſe zu bleiben.“ „Ja Ihr Herren, Jungens denken eben darüber anders, wie große Leute und Sie wiſſen doch ſelbſt, was ſolch ein richtiger Junge in dem Alter iſt, der muß bei Allem dabei ſein, der müßte ſich ja ſonſt vor den anderen Jungens blamieren, wenn in der Stadt etwas ohne ihn paſſierte.

Ich will Ihnen aber troß alledem anvertrauen, daß ſich mein Knabenherz doch in großer Aufregung befand, ich ängſtlich die Hand des alten Johann umklammerte und mein, für gewöhnlich nie ſtill ſtehendes Mundwerk bei dem erſten Anblick der franzöſiſchen Soldaten verſtummte. Das waren ſo ungefähr an die 30 Mann in blauen, abgeriſſenen Uniformen, mit großen roten Wollepaulettes auf den Schultern und Muſikinſtrumenten in den Händen, die ſich an dem Palais des Herzogs von Cambridge aufgeſtellt hatten. Sie wollten dort, wie der alte Johann von den Umſtehenden erfuhr, den Oberbefehlshaber Mortier mit Muſik empfangen, der das Palais zu ſeinem Abſteigequartier gewählt hatte. Je näher wir dem Steinthor kamen, wo ſchon viele Hunderte von Menſchen den Einzug erwarteten, deſto größer wurde meine Aufregung. Es mochte doch wohl die hiſtoriſche Tragödie der Beſiegung des Vaterlandes ſein, die wie ein Alp auf meinem Herzen lag, ſo daß ich bei mir dachte: „Ach wäreſt du doch lieber zu Haus geblieben.“

So ſtanden wir zwei Beide denn eingekeilt in der Menge und warteten der Dinge, die da kommen ſollten.

Wie haben doch die Jahre und namentlich die jüngſte Zeit unſere Hauptſtadt Hannover verändert! Damals war das Steinthor noch ein wirkliches Stadtthor, und ganz vereinzelt lag an dem Wege nach Herrenhauſen und nach Linden zu nur hier und da einmal ein von Gärten umgebenes Haus, von Straßen war da keine Rede.

Man wußte nun damals nicht genau, von welcher Seite die Feinde anrücken würden. Einige meinten, ſie kämen über die Limmer Brücke die Herrenhäuſer Straße entlang, andere wollten wieder gehört haben, daß ſie durch das Calenberger Thor einrücken würden.

Endlich, es mochte inzwiſchen wohl 4 Uhr geworden ſein, hörten wir in der Richtung auf Herrenhauſen ſchmetternden Trompetenklang. Alles reckte die Hälſe und da ſahen wir denn bald die Spitze der Truppen den Weg, die „Langelaube“ genannt, daherkommen. Vorne weg ritten an beiden Seiten des Weges große, martialiſch ausſehende Leute in einer buntverſchnürten Uniform mit hohen Kappen auf den Köpfen, von denen eine große Feder gerade in die Luft ſtand. Die polniſchen Pferdchen, auf denen ſie ritten, erſchienen mir für die Reiter viel zu klein, ſo daß deren Füße beinah die Erde berührten. Das Ganze ſah aber doch ganz ſchön aus. Dieſe

Reiter hatten die gaffende Menge zur Seite zu drängen, um den Weg für die Truppen frei zu machen.

Nach einer Weile kam dann ein berittenes Trompeterkorps von derselben Waffengattung, die auf ihren Trompeten in gellenden Tönen ein eigenthümliches Stück aufspielten. In einiger Entfernung hinter dieser Musik ritten drei Generale in prächtiger, reichgestickter Uniform, mit großen Federhüten auf den Köpfen und auf reichgeschirrten Pferden. Der mittelste von den dreien, ein kaum dreißigjähriger schlanker junger Mann von schöner Haltung, ritt einen Schritt vor den anderen und grüßte nach allen Seiten sehr freundlich, indem er seinen großen Federhut schwenkte. Hierbei konnte ich sein schmales, schöngeschnittenes Gesicht von der Farbe einer gekochten Kartoffel und seine großen dunkeln Augen zu sehen bekommen. Als sich schändlicherweise einige Menschen aus der Menge dazu hergaben, laut: „Hurra und Lebehoch“ zu schreien, flog ein verächtliches Lächeln über seine gebräunten Züge.

Gegen das Taschentuchschwenken einiger auffallend gekleideter Schönen an den offenen Fenstern der Häuser schien er aber weniger unempfänglich zu sein, denn er führte die Fingerspitzen an die Lippen und warf ihnen eine Kußhand zu. Der Herr schien mir etwas überheblich zu sein, das war in seiner Stellung als Sieger aber vielleicht auch ein Standpunkt. Dieser Mann war denn, wie sich die umherstehenden Bürger zuflüsterten: „Der General en chef

Mortier", der uns nun anſtatt unſeres Kurfürſten von jetzt an regieren ſollte. Ich konnte nicht anders, als bei mir denken, der Mann gefällt dir! Das einzig Bedenkliche war nur, er gefiel dem Napoleon auch, der ihn uns hierher geſandt hatte. An ſeiner rechten Seite ritt ein General mit einem dicken runden Geſicht und von recht wohlhäbiger Figur. Er hatte aber einen ſchlechten Zug um die Mundwinkel und ein alter neben mir ſtehender Bauer meinte ziemlich laut: „Kinnerſch paßt up, vor den Minſchen möt en ſek in Acht nehmen". — An dieſen Ausſpruch habe ich nachher noch manchmal denken müſſen. Dem ollen Buer ſeine Ahnung hatte etwas Prophetiſches und ſonn' richtiger niederſächſiſcher Buer de hat Ogen in Koppe, der iſt beinah ſo helle wie ein Rheinländer, was doch bekanntlich die hellſten ſein wollen. Na, dieſer Mann war denn alſo der Herr Generalſtabschef Berthier, mit dem wir wohl noch öfters zuſammentreffen werden. Auf Mortiers linker Seite ritt ein auffallend gut ausſehender Offizier in blauer Huſarenuniform auf einem wunderſchönen Schimmel, das war der Generaladjutant Rapp.

Dieſem Kleeblatt folgte zuerſt eine große Suite von anderen Generalen und Stabsoffizieren, unter denen ſich, wie ich nachher hörte, die Generale Beaumont, Dulanloy und Schinner befanden. Darauf folgten ſo ungefähr zwei Kompagnien Huſaren, eine Menge Fußvolk, ſo an die 3000, und etliche Kanonen, die von Bauernpferden gezogen wurden.

Ich vermochte aber den ganzen Troß nicht mehr so recht zu zählen, der Lärm und der Anblick all des Neuen, Niegeschauten hatten mich ganz konfus gemacht.

So zog denn die lange Kolonne an uns vorüber, und die Mannschaften wurden in der Stadt, die Pferde aber in dem Königlichen Marstall und in der Gardeducorps-Kaserne untergebracht. Der Gesamteindruck, den die Truppen auf mich, meinen alten Begleiter und wohl auf alle Einwohner machten, war mit Ausnahme der Reiterei ein kläglicher, sie sahen abgerissen und verloddert aus, das reine Gesindel.

Mein Herr Vater, der sie teilweise auch gesehen hatte, meinte nachher: „Was ist das für eine Bande! Und vor denen sind unsere braven Truppen in das Mauseloch gekrochen, wie würde der alte Fritz mit dieser Gesellschaft aufgeräumt haben! Der bloße Name Napoleon hat Wallmoden so decouragiert. O hätte er doch an des alten Fritzen Worte gedacht: „Handele er nur immer so, als wenn er hunderttausend Mann hinter sich hätte“. Ja, der Grundsatz ist dem Wallmoden leider abhanden gekommen.“

Wie recht hatte der Vater. —

„Verzeihen Euer Präsidenz“, wagte hier der wegen seines Humors besonders beliebte, in seinem Äußern ganz auffallend an Fritz Reuter erinnernde Landgerichtsrat Krüger den Erzähler zu unterbrechen, „wie stand es denn damals eigentlich mit der Einquartierung, und wo kamen denn alle diese Generale und Obersten in der Stadt unter?

Es herrſchen darüber verſchiedene Anſichten. Ich bin, wie Sie wiſſen, Stadthannoveraner und Sie werden mir recht geben, wenn mich das intereſſiert. Sie als Augenzeuge, wenn zwar als ſehr lüttjer, müſſen das ja wiſſen.“ — — „Ja, da treffen Sie's, mein verehrteſter Herr“, erwiderte der Graf lachend, „lütt is gaud, — dat ſtimmt, aber „apen Speel is immer dat beſte.“ — Wenn Sie mir vielleicht damit einen ihrer kleinen malitiöſen Nackenſchläge geben und ſagen wollen, „ſon'e damalige lütte Kröt will dat Alles ſeien und beholen hebben“, ſo iſt das auch ein Standpunkt. Ich gebe Ihnen zu, daß ich heute wirklich nicht mehr ſo ganz genau weiß, was ich damals ſelbſt geſehen und was ich nachher von meinen Eltern, Verwandten und Bekannten gehört habe. Aber verſetzen Sie ſich einmal in ſolch eine Zeit zurück und bedenken Sie, was einem da täglich Alles zugetragen wird; da hört man ſo viel, daß man nach 70 Jahren weiß Gott nicht mehr weiß, was man geſehen hat und was nicht. Daß aber Alles ſo, oder wenigſtens ganz ähnlich ſo war, wie ich es Ihnen hier erzähle, das verſichere ich Sie und kann nur wiederholen, daß mein Gedächtnis für dieſe alte Zeit beſſer iſt, als für die jetzige. Ihre Frage wegen der Einquartierung und Unterbringung, beſonders der Offiziere, kann ich genau beantworten, da die höheren Offiziere faſt alle bei unſeren Verwandten oder näheren Bekannten einquartiert wurden. Sie Perle des Landgerichts, ſo hören Sie denn zu: Der General Mortier wohnte alſo,

wie ich ſchon ſagte, in dem Palais des Herzogs von Cambridge in der Leinſtraße, das damals dem Spiegelglasfabrikanten Eckhard gehörte. Zwei vor der Thür aufgepflanzte Kanonen und zwei Huſarenpoſten in ihrer theatraliſchen Uniform zeigten es dem Publikum an, daß dort der General en chef reſidiere. Die Generale Berthier, Werle und der Oberſt Rapp wohnten im Königlichen Schloß, General Dulanloy bei dem Miniſter von der Decken, General Beaumont in dem Wallmodenſchen, General Schinner im Freitagſchen Hauſe, General Nanſouty im Schwichelbtſchen und Oberſt Lochet bei dem Kammerherrn von Oberg. In dem einen Kilmanseggeſchen Hauſe (am Brande) lagen die Adjutanten des Generals Dulanloy und in dem andern am Neuenwege der Oberſt Boquier. In der Andreäſchen Apotheke lagen, ſo viel ich mich erinnern kann, zwei Oberſten, deren Namen ich vergeſſen habe. In dem Scheleſchen Hauſe in der Leinſtraße wohnte der Schwager Mortiers, der gefürchtete Generalkommiſſar Durbach, und in dem von dem Buſcheſchen Hauſe in unſerer Straße der Oberſt Merlin.

Der Name iſt mir noch beſonders in Erinnerung geblieben, weil der Kerl immer mit der Piſtole über die Straße hinweg nach den Tauben auf des Glashändlers Conrads Dache gegenüber ſchoß, was ſich bei uns Jungens ſchnell genug herumgeſprochen hatte. Eines Tages hätte er den dicken Conrad dabei um's

Haar todtgeſchoſſen. Es wurde dem Dicken übrigens ſein Recht zu Teil, denn als er ſich bei Mortier über den Oberſten beſchwerte, erhielt der einen ſtrengen Verweis. Für kürzere Zeit logierten die Offiziere damals meiſt in der Londonſchenke, wo auch dauernd der General Montrichardt Wohnung genommen hatte. Auf unſere Einquartierung komme ich nachher noch zurück. — Das wird Ihnen genügen, mein lieber Kollege von der Jurisprudenz, mit mehr kann ich nicht aufwarten."

„Servus — servus, Euer Präſidenz", ſagte, ſich verneigend, der Rat, „geſtatten Sie, daß ich dieſen Humpen auf das ſpezielle Wohl Euer Hochgeboren leeren darf." Und die Herren tranken einmal. — Dann fuhr der Graf in ſeiner Erzählung fort: Ich bin etwas abgeſchweift, deshalb „kurz Kehrt" und zu dem damaligen Einzuge zurück.

„Meine Hände umklammerten alſo ängſtlich den Arm des alten Johann und wir kamen denn auch glücklich aus all dem Trubel nach unſerem Hauſe zurück. Daß ich, daß mein braver Begleiter von meinem inzwiſchen zurückgekehrten Vater wegen meiner Exkurſion tüchtig ausgeſcholten, ja, meine Herren, daß ich (leider muß ich es geſtehen) wegen meiner Begrüßung der feindlichen Truppen ſogar — gezüchtigt wurde, iſt allerdings richtig. — — Ob die Herren da „Na — Na" rufen, iſt mir ganz egal, aber es geſchah. — Ich ertrug dieſe Schläge mit dem mir angeborenen Heldentum. Was iſt denn aber Heldentum? Das iſt doch

meiſt nur die Folge einer Notlage. Was aber die Erziehung von Jungens anbelangt, ſo habe ich es mir auch ſpäter bei meinen eigenen Söhnen ſtets als Regel genommen: „Der Hauptregent bleibt immer der Stock“. Das war auch dem alten Fritz ſein Lebensprinzip und er hatte darin, wie in ſo vielen anderen Sachen, recht. Unſer König Ernſt Auguſt dachte ähnlich. Das war überhaupt, Sie mögen vielleicht anders darüber urteilen, „ein ganzer Mann“. Ich muß immer denken, wie es wohl 1866 gekommen wäre, wenn wir ihn da noch gehabt hätten! Doch Verzeihung, wir ſind ja jetzt noch bei den Franzoſen von 1803. — Ich war aber nachher nicht wenig ſtolz auf mein Abenteuer und konnte meinen Spielgefährten davon erzählen. — Was ich ſpäter von den Eltern über die erſten Wochen der franzöſiſchen Okkupation und von deren Freuden vernahm, will ich hier kurz anführen:

Der General Mortier ſetzte gleich in den erſten Tagen zu der Ordnung der Zivilverwaltung eine ſogenannte „Exekutivkommiſſion“ ein. Dieſe beſtand franzöſiſcherſeits aus dem oben genannten citoyen Durbach mit einem ganzen Stabe von zugereiſten Franzoſen, von hannoverſcher Seite aber aus dem Hofrichter von Bremer, dem Landrat von Mebing, dem Poſtdirektor von Hinüber und dem Landesökonomierat Meyer. Von den Sorgen und Qualen, die dieſe vier Ehrenmänner auszuſtehen hatten, da kann ſich nur der einen Begriff

machen, der, wie mein Herr Vater von ſeinem Freunde Hinüber, in alle die ſich täglich mehrenden Forderungen der Franzoſen eingeweiht wurde. — Daß der Herr General en chef Mortier gleich zu Anfang von der Stadt für ſich und ſeine Verdienſte 1 Million Franken forderte und auch erhielt, das wird die Herren nicht gerade wundern. Die franzöſiſchen Generale machten es darin nur ihrem großen Vorbilde, dem Napoleon nach, der ſich bekanntlich bei dem Feldzug in Italien allein an die 30 Millionen rabuſchert haben ſoll. Dieſe Mortierſche Dotation bildete aber nur den Anfang. Ja, in damaliger Zeit lohnte es ſich wahrhaftig, ein franzöſiſcher General zu ſein und Napoleons Ausſpruch: „Um Marſchall von Frankreich zu werden, dazu gehört ein Vermögen von 10 Millionen Franken", muß recht viele Ehrgeizige angeſpornt haben, ſich Millionen auf Millionen zu verſchaffen. Wenn man die ſpätere Zahl der Marſchälle von Frankreich mit der Zahl von 10 Millionen multipliziert, da kommt ſchon was raus. Einige von ihnen aber, ich will nur an Bernadotte erinnern, die nahmen es in ihrem Ehrgeiz mit obiger Ziffer nicht ſo genau und heimſten in Deutſchland das Doppelte und Dreifache ein, — vielleicht, um deſto ſchneller zum Ziele zu gelangen.

So viel muß ich aber ſagen, Mortier hat ſich bei uns auch nicht mit der einen Million begnügt, das können Sie glauben. Was hat der Mann allein an Silbergeſchirr, herrlichem Tiſchzeug, Ge-

mälden, Pferden, Möbeln und allerlei Koſtbarkeiten aus Hannover fortgeſchleppt! Es iſt nicht zu ſagen. Und was hat er gar erſt aus Hamburg mitgenommen. O, es war ſchauderhaft — ganz ſchauderhaft! Aber was wollte man dagegen machen? Ein glücklicher General iſt immer eine Gefahr.

Dieſe ſogenannten Dotationen für die Generale ſprachen aber trotzdem noch nicht einmal ſo mit, als die unſerem armen Lande auferlegten Lieferungen an die Truppen, an dieſe Bagage von Frauenzimmern und an das andere Geſchmeiß, das hinter ſolch einer franzöſiſchen Truppe herzuziehen pflegt.

So viel ſteht feſt, daß wir dem Herrn Napoleon unter Mortier und der anderen Generale Regierung zum mindeſten eine Armee von 60 000 Mann vom Kopf bis zu den Füßen neu eingekleidet, ausgerüſtet, beſoldet und herausgefüttert haben. Das heißt, verſtehen Sie mich recht, nicht allein die franzöſiſche Okkupationsarmee in Hannover, nein, wenn ein Regiment ausgerüſtet war und die Mannſchaften durch unſere gute Koſt rote Backen bekommen hatten, dann kam ein anderes halb verhungertes und abgeriſſenes von Napoleons Armee heran, wenn das beſorgt war, wieder ein anderes und ſo fort in infinitum. Napoleon, dieſer Schlauberger, betrachtete unſer Land gewiſſermaßen als eine Art von Montierungskammer für ſeine ganze Nordarmee.

Allein wie viele tauſende unſerer beſten Pferde ſind damals zu der Berittenmachung der franzöſiſchen

Kavallerie außer Landes geſchickt, und das war es gerade, was unſerem niederſächſiſchen Bauer ſo an die Nieren ging, daß er ſeine Pferde, ſeine Mutterſtuten hergeben mußte, und dadurch auf Jahre hinaus ſeine Pferdezucht beeinträchtigt wurde. Sie wiſſen ja, daß das heilige Tier Niederſachſens das Pferd iſt, daß wir vor Alters her das weiße Roß in unſer Wappen aufgenommen haben. Ganz Niederſachſen hatte in alter Zeit auf den Giebeln der Häuſer die Zierde der Pferdeköpfe gemein. Zahlreiche Namen im Lande, die aufs Pferd deuten, ſowie die Pferdeköpfe am Giebel und das Hufeiſen am Thorweg ſind Überbleibſel des Pferdekultus unſerer Altvordern. Schon der alte Tacitus hat uns davon erzählt, als er einſt ſeine Reiſen in Germanien machte. So iſt es in den Jahrhunderten weiter gegangen, ein jeder Hof hatte ſeine Rüterkammer, und gleich den Namen der Kinder wird die Abſtammung der Pferde in die Hausbibel eingetragen. Das Pferd und immer das Pferd, um das dreht ſich das ganze Leben des Landes, und dem Bauer ſiene Moddersſtute nehmen, hieß ſoviel, als dem Italiener ſeines Hausheiligen oder dem Japaner ſeines Oberlamagötzen berauben. Seit einiger Zeit hat man es zwar in dem Lande verſucht, an die Stelle des Pferdes das Schwein zu ſetzen, und den Bauern klar machen wollen, daß die Schweinezucht lukrativer ſei, als die der Pferde. Es mag das ja ſein, meine Sache wäre es aber nicht, und die der

echten Bauern ist es auch nicht, das ist mehr was für die Neuen. Ihr seid vielleicht auch für das Neue. Aber was ist das Neue? Das Alte hat doch auch seinen Wert.

Durch seinen Raub der Mutterstuten verdarb es der große Napoleon und sein Mortier allein für alle Zeiten mit den Niedersachsen und noch heute, nach 70 Jahren, ist dieser Haß auf Napoleon und die Franzosen in dem Lande nicht erstorben. Noch heute trägt so mancher ländliche Fixköter den Namen Napoleon oder Mortier, und wenn jetzt das 10. Armeekorps in dem großen Kriege an das Schlagen kam, da hat dieser angeerbte Haß die Fäuste und Muskeln der Hannoveraner so gestählt, daß sie die Hiebe austeilten, die seit Jahrhunderten „deutsche Hiebe" genannt werden. — Ich kann den Herren versichern, daß dieser furor saxonicus schon damals in den Jahren der französischen Unterdrückung hier bei uns zum Ausbruch gekommen wäre; das Material, die Krieger, waren ja da, aber es fehlten eben die Führer, und waren sie vorhanden, wie z. B. der Scharnhorst und so manche andere, so hatte sie der Nepotismus aus dem Lande getrieben. So kam es denn, daß sich der Haß und die Wuth der Hannoveraner in der sogenannten „Englisch-deutschen Legion" ablagern mußte, die nachher in Spanien dem Monsieur Napoleon genug zu schaffen machte. Sie war das einzige Heer, das eigentlich nie von dem Schlachtenkaiser besiegt wurde. Doch darauf komme ich später noch zurück.

Es waren aber nicht nur die Pferde, die von den Franzoſen genommen wurden, nein, wir mußten ihnen ſogar ihre alten morſchen Lafetten und Protzkaſten wieder neu machen, und die uns abgenommenen Gewehre nach ihrem Modell umändern. — Das mußte alles die arme Exekutivkommiſſion in das Werk ſetzen, für alle dieſe Forderungen die Gelder beſchaffen. Und das alles hatten wir dem Wallmoden zu danken.

Da mußten den Herren Generalen, ja mit der Zeit auch den niederen Offizieren, Reitpferde und elegante Equipagen geliefert werden, die ganze Garniſon wurde beköſtigt und die Herren Offiziere! Na, die führten mit ihren aus Paris nachgekommenen Dulcineas einen Mittagstiſch und tranken einen Wein dazu! Sla mi de Dunner, de was nich ſlecht! — Dieſer Wein, wir mußten ihn doch kennen, der war ja auf unſern Gütern ſeit Jahrzehnten für unſere Kinder und Kindeskinder aufgeſpart, alle die ſchönen Jahrgänge des 1785 und 89er Rheinweines, und den goſſen ſich nun dieſe franzöſiſchen Windbeutel hinter die Binde und ihre ſchwarzäugigen dekolletierten Frauenzimmer ſpülten ihn hinunter, als ob es Waſſer geweſen wäre!“

„Na, lieber Medizinalrat, ich höre Ihre Bemerkung da recht gut, Sie meinen, ich ſollte Ihnen doch auch einmal etwas femininae generis erzählen. Kann ich auch, will ich auch. Jetzt bin ich aber noch bei dem mehr Hiſtoriſchen. Das andere kommt

ſpäter dran. Ich erzähle Ihnen da vielleicht einmal eine Geſchichte, wenn ſie überhaupt erzählbar iſt.“

„Das wird wieder das denkbar harmloſeſte ſein“, erwiderte der Medizinalrat lachend, „Alterchen, wir kennen dir!“ und lachend ſtimmte der ganze Kreis ein. „Kinderſch, ärgert mich nicht,“ meinte der Graf in die Fröhlichkeit einſtimmend, „ich rede, wie mir der Schnabel gewachſen iſt und, ultra posse nemo obligatur, wie wir in Flefeld zu ſagen pflegten.“ Doch wo war ich ſtehen geblieben? Richtig, bei den Gaſtmahlen. Allein die Verpflegung der Okkupationstruppen, die Lieferung von Decken, Lazarettgegenſtänden, Zelten und was weiß ich, die Unterbringung der ganzen „Bagage“ hat der Stadt in dem Zeitraume von 3 Monaten an 60000 Thaler gekoſtet. Mein Liebchen, was willſt du noch mehr. Und das alles hatten wir dem Wallmoden zu danken.

Wie oft kam in jener Zeit der Onkel Hinüber in händeringender Verzweiflung zu meinem Vater gelaufen und wußte über die immer noch ſteigenden Forderungen nicht mehr aus noch ein. Mein Vater aber beruhigte ihn immer, und als der Poſtdirektor eines Tages ſogar von „Weglaufen“ ſprach, legte ihm mein Vater die Hand auf die Schulter und ſagte: „Freundel, Freundel, jümmer man ſachte mit de jungen Peere. Dat dank Di de Dübel, wer ſchall denn naher den Karren ut den Dreck trecken, wenn ſone Lüe, wie Du, weglopen willt.“

Aber es muß auch wirklich nicht zum aushalten geweſen ſein, alle Tage kamen neue Franzoſen an, nicht nur Soldaten, ſondern auch andere, wie ſolche appendixe ja jeder ſiegreichen Armee zu folgen pflegen, die ſo lange es eben dauert, von den Früchten des Landes einheimſen wollen, ſo viel ſie nur irgend können. Einer der ſchlimmſten Forderer war der Stadtkommandant, der General Schinner, ja es gab keinen größeren Schinder, als dieſen General mit dem deutſch klingenden Namen. Jeder nahm eben, wo und wie er nur immer konnte.

Zu Anfang wurde erſt einmal, wie die Franzoſen behaupteten „von Staatswegen“ (was ſolcher alter Staat manchmal für Privatintereſſen verantwortlich gemacht wird, es iſt kaum zu ſagen), alles königliche Eigentum fortgeführt. Ich will darüber nichts ſagen, es iſt das auch ein Standpunkt, daß der Oberſte im Staate auch zuerſt an die Reihe kommt und iſt das auch immer Kriegsmanier geweſen. Frankreich befand ſich mit dem König Georg von England im Kriege, da mußte der bluten; aber es wurde doch da auch ſo mancherlei mitgenommen, was ſtreng genommen, gar nicht zu des Königs Privatbeſitz gehörte.

Der königliche Oberbereiter Eiſenbecker mußte gleich zu Anfang mit den königlichen Stallbeamten alle Pferde des Marſtalls, circa 60 Stück, für den erſten Konſul nach Paris bringen, darunter auch die bekannten Iſabellen, desgleichen für die erſte Konſulin

Frau „Ehren Joſephine“ 8 eingefahrene Hirſche und noch weitere 20 lebendige Hirſche zu der Bevölkerung ihres („Hirſchparkes“ hätte ich beinah geſagt) „Wildparkes“ in Malmaiſon, die teilweiſe in dem Kirchroder Wildpark, teils in dem Deiſter eingefangen wurden. Dann folgten alle die Pferde aus Herrenhauſen, die weißgeborenen Schimmel, die Mauſegrauen, alle mußten nach Paris, desgleichen alle königlichen Equipagen, die Prunkgeſchirre, Schellengeläute, ja ſelbſt die roten Livreen der Kutſcher und Diener. Außerdem wurden noch 50 vierſpännige Wagen mit allem beladen, was den Herren Agenten in den Muſeen, Kunſtgallerien als mitnehmenswert erſchien, Gemälde, Skulpturen, ja ſogar die alten Kaiſerbüſten aus Herrenhauſen mußten mitwandern.

Dabei müſſen die Herren erwägen, daß dem Lande die meiſten dieſer Gewaltthaten noch vor der Kapitulation von Artlenburg, alſo noch ehe Hannover an Frankreich gefallen war, zugefügt wurden, und man fürchtete mit Recht, daß es noch ſchlimmer werden dürfte. Man täuſchte ſich nicht. Die Sache fing ja gut an.

Der allmächtige erſte Konſul in Paris legte dem Lande gleich zu Anfang eine Kriegsſchuld von 80 Millionen auf. Das war zu arg, — die Stadt beſchloß deshalb, dagegen vorſtellig zu werden.

Ende Juli wurde eine, aus dem Oberappellationsrat von Rambohr und dem Legationsrat von Hinüber beſtehende Deputation

an Napoleon abgeſandt, die ihn um Schonung des Landes bitten ſollte.

Die beiden Herren trafen den großen Mann in Brüſſel an, und Napoleon wußte ſie mit ſeiner bekannten Phraſeologie zu beruhigen, indem er ihnen ſagte: „Ich will nicht, daß das hannoverſche Volk ruiniert werde. Je veux, daß der Name der Franzoſen bei Euch geehrt werden ſoll.“

Schön geſagt, was?

Die guten und gläubigen Deputierten kehrten über Napoleons Verſprechungen ganz frohgelaunt nach Hannover zurück, aber leider blieb alles beim alten, und unſere Bauern meinten nachher: „Worte kann hei ſpräken, aber bet dank di de Düwel, wi möten, ob wi willt oder nich, düſſe Sake utfräten un dat is ſlimm.“

Ja uſe Buern! Dumm ſind ſei woll, aber den Dübel, pfiffig ſind ſe ok.

Die treffen den Nagel immer auf den richtigen Fleck.

So ging denn die Geſchichte nun weiter ihren Lauf.

Was aber die Einquartierung in dem Hauſe meiner Eltern anbetrifft, ſo habe ich den Herren davon bisher noch nichts erzählt. Natürlich hatten wir auch unſeren „Strafbayern“ und zwar monsieur l'inspecteur général aux révues Catus mit drei Dienern und vier Pferden. Ich habe den Herren das „Einquartierungsbillet“ (würden wir es jetzt nennen) mitgebracht, ſehen ſie hier, es lautet:

Leinstrasse Nr. x

Monsieur le Graf de H.

logira par ordre du magistrat Monsieur l'inspecteur général aux revues Catus avec trois domestiques et quatre chevaux.

Hannover, 6. Juli 1803.

Na da hatten wir ihn denn. Mein Vater ſtand ſich aber am Ende mit dieſer ſeiner Einquartierug ganz gut. Wenn es mich zuerſt auch wurmte, daß wir nicht gleich unſeren Verwandten einen General oder Oberſten bekommen hatten, ſo ſöhnte ich mich doch im Laufe der Zeit mit dem Herrn aus.

Was konnte ich mir denn in meinem Alter auch unter einem Generalinſpekteur denken? Darunter ſtellte ich mir ſolche Art von Inſpektor vor, wie den auf unſerem Gute, mit dem ließ ſich meinen Jungens gegenüber kein großer Staat machen. Als ich aber vernahm, daß wir dieſen Herrn der vorſorgenden Freundlichkeit des Onkels Hinüber verdankten, der geglaubt hatte, die Anweſenheit eines ſolchen Zivilherrn würde meinem Vater des leidenden Zuſtandes meiner Mutter wegen, angenehmer ſein, als die eines höheren Offiziers mit allen ſeinen Meldeordonanzen, Adjudanten und ſonſtigem Zubehör, da ſah die Sache anders aus. Der Mann hat uns nachher auch manche Erleichterung verſchafft. Ich wurde ſogar ordentlich ſtolz auf ihn, als er ſich eines Mittags bei der Rückkehr des Generals Mortier von Artlenburg zu der Meldung in das Palais

des Generals en chef begab. Da fuhr seine vierspännige Galaequipage mit reichgalloniertem Kutscher und Diener vor und der Herr stieg in glänzender Uniform, einem blauen, goldgestickten Leibrock, weißen Eskarpins, einen mächtigen Dreimaster mit weißer Plumage auf dem Kopf und einen goldenen Säbel an der Seite, ein. Das sah doch noch nach was aus und Obergs Marboth konnte mir seitdem mit seinem kleinen dicken Obersten Lochet lange nicht mehr so imponieren, wie bisher.

Ich hatte aber auch sonst viel Plaisir von des Herrn Anwesenheit und freundete mich bald mit seinem Diener Louis, einem lustigen Provencalen an, durfte auch ab und an einmal auf einem der Wagenpferde reiten und schloß zum größten Ärger unseres alten Johann eine innige Freundschaft mit dem Leibkutscher Seiner Excellenz, Baptiste, einem zwar liderlichen, aber tausend Schnurren kennenden Brüsseler Kinde. Das war übrigens auch das erstemal, daß ich den, mir sonst so verhaßten französischen Unterricht bei unserer Gouvernante Mademoiselle Rigaud nicht bereute, denn dadurch konnte ich mich jetzt mit meinen neuen Freunden verständigen, was meine Kameraden in ihrer Dummheit nicht fertig brachten.

War der Herr Generalinspekteur nun sonst ein ganz freundlicher Mann, so stellte er doch auch große Anforderungen. Er liebte besonders eine sehr gute Tafel, da mußte stets viel Silberzeug auf seinem Tisch sein, je feiner das Essen, desto besser gefiel es

ihm, und je kostbarer die Weine, desto angenehmer schmeckten sie ihm. Daß später bei seiner Abreise zwei Dutzend silberner Teller und ein Dutzend goldener Vermeilbestecke fehlten, die noch von meiner Großmutter herstammten, das war nicht hübsch. Das mochte aber wohl so in den Reisegewohnheiten des Herrn Inspekteurs liegen.

Wie oft habe ich in dem Jahre 1870, als die Revanche mit Frankreich kam, meinen Sohn, der damals als Major bei den Husaren stand, gebeten, sich einmal in der Normandie, wo der Herr Inspekteur her war, nach diesen, mit unserem Wappen versehenen Tellern und Bestecken umzusehen. Aber leider hat er sie nie entdeckt, Revanche aber nehmen und andere dafür mitbringen, das wollte er auch nicht. Das hätte sich ja mit unseren Anstandsbegriffen über so etwas nicht vertragen. Na, und das ist auch ein Standpunkt und vielleicht der richtige. Die Herren wissen ja, all der dumme Zeitungsklatsch von den gerollten Pendulen 2c. war ja damals das reine Blech. Ich muß da noch immer an die eine Geschichte meines Sohnes denken, die er mir damals aus seinem Quartier bei der Marquise Latour bei Epernay schrieb. Er hatte dort mit seinen Offizieren 8 Tage im schönsten Einvernehmen mit dieser jungen vornehmen Frau verlebt. — Ihr „Aha", lieber Rat, ist hierbei durchaus nicht am Platze. Sie müssen dabei natürlich wieder gleich an ein erotisches Verhältnis denken, weil das ihrer Frivolität kitzelt; an lautere Beziehungen

denken Sie nicht, obgleich es auch die bisweilen giebt; das Verhältnis zwiſchen der Marquiſe und meinem Sohn war aber ein ſolches. Na, genug, als dann ſpäter die dummen Zeitungsenten in der Zeitung ſtanden von Rollen und Rauben, da veröffentlichte die Marquiſe im „Figaro“ einen Artikel, in dem ſie rühmend die vorzügliche Erziehung ihrer preußiſchen Gäſte anerkannte und mit der Bemerkung ſchloß: „die Herren haben mir nichts geraubt, als“ — „mein Herz ꝛc.“ fiel hier Krüger malitiös ein. „Nein, nicht mein Herz, und garnichts von et cetera, Sie alter Schäker Sie, ſondern: — „als die Roſen meiner Blumenbeete, die ſie mir zum Strauß bei dem Abſchied überreichten.“ Sehen Sie, das war doch freundlich von der netten Marquiſe.

Die Franzoſen von 1804 dachten darüber anders. Es hat eben alles in der Welt ſo ſeine zwei Seiten. Unſere ſilbernen Teller aber haben wir nicht wieder bekommen.

Als dann dieſe Satanskapitulation von Artlenburg in Kraft trat, wurde in Hannover für die Zivilangelegenheiten eine neue ſogenannte „Exekutivkommiſſion“ ernannt und die bisherige, ſo ſchwer geprüfte, konnte ſich jetzt, mit Ausnahme des Onkels Hinüber, der auch in die neue eintrat, ausruhen. Zu dieſer neuen Kommiſſion gehörten franzöſiſcherſeits die Generalinſpekteure Durbach und unſer Catus, ſeitens der Stadt die Herren v. Hinüber, v. Stebing, Landesökonomierat Meyer und Hofrat Patje.

Die Kommiſſion erhielt in dem Rathauſe ihre Geſchäftszimmer. Gleichzeitig wurde in der Perſon des „monsieur“, oder, wie die Hallunken ſich nannten, des „citoyen“ Chauvet, der ſein Quartier in dem Beaulieuſchen Hauſe in der Burgſtaße hatte, ein Oberforſtmeiſter ernannt. Dieſer Herr wurde mit der Beaufſichtigung und Verwaltung der Königlichen Forſten betraut, denn dieſe ſchöne Geldquelle wollten ſich die Franzoſen doch auch nicht entgehen laſſen. Wie viele Millionen von Franken ſie aus den Wäldern herausgeſchlagen haben mögen, das iſt garnicht zu berechnen, wenige werden es beſtimmt nicht geweſen ſein. Eins will ich aber rühmend anerkennen, ſie haben wenigſtens die Eilenriede, dieſe Zierde Hannovers, ungeſchoren gelaſſen. Kein Baum durfte darin laut General Mortiers beſtimmtem Befehl geſchlagen werden. Daher blieb der ſchöne Stadtpark in all den Jahren auch derſelbe und die guten Hannoveraner können ſich jetzt in ſeinem Ozon ihre kranken Lungen ausheilen und die kaput gegangenen Nerven ſtärken. Die Erhaltung der Eilenriede iſt lediglich Mortier und ſpäter Bernadotte zu verdanken. Der Mortier war überhaupt garnicht ſolch übler Kerl, aber der Berthier und beſonders der Schinner, die beiden das waren die böſen Karnickel.

In den folgenden Wochen bekamen die Bäckermeiſter Hannovers viel zu thun, und wir Jungens konnten garnicht begreifen, was unſer dicker Bäcker Volrath an der Marktſtraßen-Ecke alle Tage für eine

Maſſe großer Kiſten verſandte. Bis mir denn endlich der ſtets Alles wiſſende Baptiſte darüber ein Licht aufſteckte. Die ganze Geſchichte ſchlug nämlich in das Reſſort unſeres Herrn Generalinſpekteurs Catus, der von Napoleon die Ordre erhalten hatte, ſo bei kleinem die Verproviantierung der großen, gegen England beſtimmten Flotte in das Werk zu ſetzen. In den großen Kiſten befanden ſich nun, ich weiß nicht, wie viele hunderttauſende von Schiffszwiebacken, die teils nach Toulon, teils nach den Stapelplätzen der Nordſee gingen. — Sie wiſſen ja, daß es der Traum von Napoleons ganzem Leben war, ſeinen Hauptfeind, England, in England ſelbſt anzugreifen.

Da wir gerade auf dieſen Invaſionsverſuch kommen, ſo dürfte es die Herren vielleicht intereſſieren, wenn ich ihnen, zwar der Zeit etwas vorgreifend, davon erzähle; es iſt zwar ſchon ſpät geworden, aber die Viertelſtunde werde ich Sie wohl noch feſſeln können. Alſo hören Sie zu: „Napoleon betrachtete bekanntlich England als ſeinen Hauptfeind, der ſich ihm, geſtützt auf ſeine Inſellage und auf die Zahl ſeiner Schiffe, ſtets zu entziehen wußte. Bereits 1796 hatte er vergeblich verſucht, die Engländer in ihrem Lande anzugreifen. Er ſammelte damals an Frankreichs Küſten ein großes Heer, dem er den Namen „Armee von England“ gab. Er hatte bereits nach dem Frieden von Campo Formio in allen Häfen von Antwerpen bis nach Breſt und von Toulon bis Civita Vechia Hunderte von Transport- und Kriegsſchiffen

erbauen lassen, 20000 Mann Kerntruppen von der bewährten italienischen Armee wurden in Toulon eingeschifft und am 20. Mai 1798 begann er mit einer Flotte von 200 Fahrzeugen, eskortiert von 13 Linienschiffen und 8 Fregatten, seine Fahrt, wie man allgemein annahm, — nach England.

Aber der große Mann täuschte die ganze Welt. Er hatte erfahren, daß die große englische Flotte bei Cadix auf der Lauer liege und die Meerenge bewache, da änderte er bekanntlich schnell seinen Kriegsplan und — segelte nach Ägypten. Er wollte England nach der Eroberung dieses Pyramidenreiches in seinen Kolonien schädigen, die ihm mehr wert waren, als das kleine Inselreich. Wie damals diese Expedition verlief, wie Nelson bei Abukir die französische Flotte vernichtete, brauche ich Ihnen hier nicht zu erzählen. Napoleon wurde dadurch verhindert, die Welt von Ägypten aus „aus den Angeln zu heben".

Deshalb aber wurde sein Haß auf England nur größer und die Besitzergreifung unseres Landes war ja die unmittelbare Folge davon. Sein Lebenszweck aber blieb nach wie vor Englands Vernichtung und der Plan einer Landung auf den Inseln war unvergessen. Er besaß seine große Armee, seine zahlreichen tapferen Infanterieregimenter, kühne Reiterscharen, tausende von Geschützen, dazu die intelligentesten Führer und er selbst war der genialste Oberfeldherr, aber — eine Flotte hatte er nicht. Diese aber mußte er besitzen, um über den Kanal gelangen zu

können. Eine Flotte läßt ſich indeß nicht aus dem Boden ſtampfen. Er ſäumte aber nicht und begann ſchon in der Mitte des Jahres 1803 mit ſeinen Rüſtungen.

Zahlreiche Lager und Schiffsbauten bedeckten bald die Ufer bei Boulogne, Dünkirchen und Oſtende, und alle Werften an den Meeresufern, an den Flüſſen Frankreichs, Hollands und den Küſten wimmelten von Prahmen, Schiffsmodellen und Magazinen. Viele tauſende von Erdarbeitern wurden längs dem Kanal angeſtellt, um Häfen anzulegen um die große gegen England beſtimmte Flotte aufzunehmen. In England aber begann der König Georg und ſein großer Miniſter zu zittern und man rüſtete ſich zur Gegenwehr. Was aus der Sache wurde, werden wir ſpäter ſehen, wenn Ihr bis dahin Geduld behaltet, mir zu folgen. Die großen Zwiebackkiſten unſeres dicken Bäckers Volrath, die wanderten aber in die Magazine nach Frankreichs Küſten; dieſe Kiſten hatten daher gewiſſermaßen etwas hiſtoriſches. Volrath und ſeine Zwiebäcke ſollten mit dazu dienen, den bisherigen Landesherrn zu überfallen.

Nun aber, Ihr Herren, dürfte es wohl nachgerade an der Zeit ſein, meine Erzählung für heute abzuſchließen. Ich teile Euch ſpäter noch einiges über Napoleons Landungsverſuch in England mit. Heute kann ich nicht mehr, die alte Kehle iſt ganz trocken geworden, deshalb „auf das nächſte mal“. Guten Abend, meine Herren.“

Die Erzählung des dritten Abends.

„Guten Abend meine verehrten Herren! Freut mich, freut mich ganz außerordentlich, die Herren wieder so zahlreich vertreten zu sehen. Ja solche Geschichte, die unser liebes Niedersachsen betrifft, und wenn sie auch eine Zeit der Not behandelt, von der hört man auch einmal gern, namentlich jetzt, wo eigentlich Jeder nur der Gegenwart lebt und sich ihrer Errungenschaften freut.

Gerade jetzt hat solche Erinnerung immerhin etwas Lehrreiches, besonders für die Menschen, die nicht vergessen können und womöglich die Zeit der armseligen Kleinstaaterei der jetzigen Machtstellung unseres großen deutschen Vaterlandes vorziehen. — Doch lassen wir sie, über solche Pygmäen schreitet die Weltgeschichte in stolzer Würde hinweg, ohne sich durch ihr Gewinsel aufhalten zu lassen.

Meine Erzählung des letzten Abends streifte wieder einmal hart an das Historische, heute will ich wieder mehr auf das Persönliche übergehen und Ihnen meine eigenen Anschauungen, respektive die

meiner nächſten Anverwandten und Bekannten über die damaligen Verhältniſſe zu ſchildern verſuchen.

Dazu muß ich Sie zuerſt mit einer alten Großtante von mir bekannt machen, und zwar mit der Frau Oberappellationsrätin Erneſtine von R . . . . . , einer Tante meiner lieben Mutter, die ſich in dem Juli des Jahres 1803 aus Angſt vor den Franzoſen zu uns geflüchtet und in meinem elterlichen Hauſe ein Aſyl gefunden hatte. Die Dame war damals ſchon hoch in den Sechziger, aber amüſant, witzig, hier und da etwas ſcharf, und nahm in ihren Briefen und Worten ſelten einmal, wie man zu ſagen pflegt, ein Blatt vor den Mund. Und gerade auf einige Briefe dieſer alten Dame wird es uns heute ankommen.

Ich habe Ihnen nämlich ein paar davon mitgebracht, die die Tante an eine ihrer Freundinnen, eine Frau von K. in der Gegend von Heiligenſtadt, ſchrieb und die wir aus deren Nachlaß zurückerhielten. Sie haben mich das vorigemal immer damit geuzt, daß ich Ihnen Sachen ſchilderte und Geſchichten erzählte, die über den Horizont eines Jungen in meinem damaligen Alter von $7^1/_2$ Jahren hinausgingen. Da mögen Sie denn aus dieſen Briefen „Tante Stinchens“ erſehen, aus welchem Geſichtswinkel die alte Dame die Ereigniſſe jener traurigen Zeit betrachtete. Ich will Ihnen daß Äußere Tante Stinchens hier nicht erſt weiter beſchreiben, denn wie ſolch eine alte Frau ausſieht — na das weiß man ja!

Nicht aber weiß man, welche treffende Beobachtungsgabe und welchen Humor Tante Stinchen beſaß, das werden Sie aber vielleicht aus ihren Briefen erſehen, obgleich dieſe immer nur einen ſchwachen Abklatſch von ihr zu bieten vermögen. Hier iſt gleich einer, der über die erſte Zeit der Okkupation durch die Franzoſen handelt, den will ich Euch einmal vorleſen. Ich kann Euch ja an der Hand dieſes Briefes meine Bemerkungen und Gloſſen hinzufügen. Der Brief iſt vom 1. Auguſt 1803 aus Hannover datiert. Sie werden darin manches bereits von mir Erwähnte finden, aber ſchadet nichts, deſto eher glauben Sie an die Richtigkeit meiner Betrachtungen. Alſo hören Sie zu:

Meine teuerſte, innig geliebteſte Katharine!*)

Das Leben iſt ein Jammerthal. Es wird mir kaum ein Brief ſchwerer, als dieſer hier, der Dir das grenzenloſe Malheur unſeres Vaterlandes und die hier herrſchende Miſère ſchildern ſoll. Das Unglück iſt über uns hereingebrochen, wie ein Blitz aus heiterem Himmel und wir Hannoveraner befinden uns jetzt unter der Herrſchaft der Welſchen. Ich will Dich hiermit Du liebe Seele in meinen Schmerz einweihen.

Alle Menſchen ſind hier wie verſtört und die höchſten Beamten waren fort, nur Decken war hier geblieben, der hatte die Kontenance behalten. Es

*) Zwei dieſer Briefe ſind im Auszuge bereits in meinem bei Schmidt & Günther in Leipzig erſchienenen Werke „Napoleon I. und Eugénie, Deſirée Clary-Bernadotte“ wiedergegeben. Anmerkung des Herausgebers.

giebt doch noch brave Männer in der Welt, aber vereinzelt meine Liebe, ſehr vereinzelt.

Da ſind viele von meinen Verwandten, die hocken herum und blicken gar ſtumpfſinnig in die Ecken, anſtatt ihren Gripps anzuſtrengen zu dem Wohle des Allgemeinen; ſie können ſich eben nicht in die neuen Verhältniſſe hineinfinden und ſehen ſich plötzlich deplaciert, weil es mit ihrer angeborenen Machtſtellung nun vorbei iſt. Ich gelte bei Dir meine Liebe immer ſchon als ſtark altmodiſch, dieſe Menſchen ſind aber ſchon mehr die reinen Petrefakten.

Du fragſt mich liebe Seele, weshalb ich hier bei den Verwandten, und nicht bei meinen Kindern abgeſtiegen bin. Ja weißt Du, bei ſo jungen Leuten ſein Logement nehmen, das hat immer etwas Mißliches, die wollen immer ſo mit einem herumkommandieren und meiſtens auch ſtets viel Geſchenke erhalten, — na ja und überhaupt — gebrannte Kinder ſcheuen das Feuer. Hier bei H.'s iſt es ſehr gemütlich, wenn auch die gute Louiſe noch ſehr der Schonung bedarf und Klaus ſelbſt ſehr grimmig über die Lage iſt. Auch die Kinder ſind artig bis auf den ſiebenjährigen Oskar, das iſt nämlich ein Racker. —

„Sehen Sie, meine Herren", unterbrach der Graf ſein Vorleſen, „So behandelt ſie mich, denn dieſer Oskar, das bin nämlich ich. Iſt es möglich, mich derart zu verleumden? Ich und ein Racker, reimt ſich das zuſammen? Ja man muß manchmal

ſo Allerlei über ſich ergehen laſſen. Aber Tante Stinchens geringe Wertſchätzung meiner Perſon iſt erklärlich, denn ich habe ihr als Junge ſo manchen Schabernack geſpielt. Ja gutes Tantchen, 64 Jahre liegſt Du nun ſchon in der Erde, dieſe Beſchimpfung ſchenke ich Dir aber nimmer. Sollten ſich unſere Seelen, wohl bald genug, einander wieder begegnen, dann Tante Stinchen, nimm Dich in acht.“ — Doch ich leſe weiter: „Der hieſige General Berthier iſt weit entfernt davon, die öffentliche Achtung zu genießen. Wie kann der Teutſche einen General achten, der in den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes ſchon platte Liebesgeſchichten anzuſpinnen ſich erlaubt.“

„Platte Liebesgeſchichten, Ihr Herren, der Ausdruck iſt nicht ſchlecht.

Woher mag Tante Stinchen wohl von dieſen Liebesverhältniſſen Berthiers Kenntniß erhalten haben? Es iſt aber merkwürdig, ſolche Chanoineſſen, die erfahren alles und Tante Stinchen war das 14 Jahr, ehe ſie als ſpäte Jungfrau den alten Herrn von R. veranlaßte, ſie heimzuführen. Sie war Chanoineſſe in Medingen. Einen kleinen Verſtoß gegen die Sittlichkeit hören Stiftsdamen aber immer gern. Sie machen zwar zuerſt bei der Erzählung von ſolch kleinen Geſchichten immer böſe Geſichter und ſagen auch wohl: „Wie ich aber das finde“ — nachher fragen ſie aber immer: „Na und weiter“ — und immer weiter — bis man denn beinah an der Grenze des Möglichen angelangt iſt. Was ſoll man da nachher noch ſagen?

Die Herren kennen ja gewiß die „Zwillingsgeſchichte“ von unſerem Ernſt Auguſt, die hat zwar damals alle Damenſtifte entrüſtet, aber nett iſt ſie doch.

In dieſer Beziehung war Tante Stinchen aber ganz Rokoko, und Rokoko iſt immer etwas unſittlich, dabei muß man immer gleich an Watteau's fêtes champètres und an ſchwellende Divans denken. —

„Aber Euer Präſidenz“, fiel hier lachend der Rat dem Sprechenden in die Rede, „fängt etwa bei Gelegenheit des Briefes Ihrer verehrten Frau Tante, ſchon Ihre uns verſprochene erotiſche Geſchichte an? Ich finde, Sie werden etwas frivol.“ „Frivol? denke gar nicht d'ran“, lachte der Graf, „Wahrheit kann nie frivol ſein, da irren Sie, lieber Tugendwächter. Ich bin ſogar mein Lebtag ſehr für das Moraliſche geweſen, doch muß ich dabei perſönlich nur nicht zu ſehr in Anſpruch genommen werden. Aber wo führt mich mein Tantenbrief hin?

Alſo Berthiers platte Verhältniſſe! Na ja, die waren allerdings platt genug, und die prachtvollen Räume unſeres ſo ſtreng moraliſchen Schloſſes (lacht da hinten etwa Jemand?) ſollen allerdings, wie Tantchen andeutet, bereits in den erſten Tagen von Berthiers Aufenthalt durch eigentümliche Scenen entweiht worden ſein. Standesunterſchiede kannte der Citoyengeneral dabei nicht, nein, ganz und gar nicht. Femina, die ſüße, kam in jeder Facon zu ihm. — Doch pardon wegen der Abſchweifung und weiter im Text:

„General Mortier hält dagegen unter dem Volk*) auf gar ſtrenge Manneszucht, wenn es nur dabei bleibt.

Was nun alleweil das Exterieur der Franzoſen anbetrifft, ſo kann ich nicht umhin, zu bemerken, ſobald das Volk in Maſſe gegen die Maſſe der Deutſchen geſtellt wird, daß es an Leib und an Seele von leichterem Kaliber, ſchlanker in die Höhe iſt.

Die Leute haben teilweiſe wirklich ſüperbe Figuren und dabei iſt der Komödiant ihnen angeboren. Der General Mortier bildet darin einen Typus des ganzen Volkes. — Die Requiſitionen hören noch immer nicht auf. Noch geſtern hat man wieder 1500 Tuchmäntel und ebenſo viele Mantelſäcke für die Kavallerie gefordert. Es kommen täglich Korps zerlumpter Soldaten in die Stadt, ſie werden auf öffentliche Koſten gekleidet und gehen dann, um anderen Platz zu machen. Mortier hat ſich eine prächtige militäriſche Umgebung geſchaffen, die ganz hier koſtümirt iſt. Die Truppen ſehen jetzt alle ſehr elegant aus, die Huſaren reiten auf kleinen polniſchen Pferdchen, die mit den ſchlanken Reitern nur ſo durch die Luft zu fliegen ſcheinen. Auf ihren hohen Mützen tragen ſie eine Coquelicotfeder, faſt eine Elle hoch, die ſich gut ausnimmt und von der ſchönſten Farbe iſt.“

Doch, Ihr Herren, davon habe ich Euch ja ſelbſt ſchon erzählt, das nächſte will ich fortlaſſen. Nun

*) Volk, althannoverſcher Ausdruck für Heer.
Anmerkung des Herausgebers.

aber hören ſie, was Tante Stinchen über das Militär weiter ſchreibt und bewundern Sie das Fachintereſſe der alten Dame, wenn ſie ſagt:

„Statt der bei unſerem „Volke“ üblichen Viſitierung haben die Franzoſen dreimal täglich Appell, wozu der Tambour ſchlägt. Dieſes geſchieht Morgens 8 Uhr, Mittags 12 Uhr und Abends, wenn es dunkel wird. Dann muß ein jeder Soldat auf dem place erſcheinen, wo ſelbige dann von dem Sergeantmajor aufgerufen werden und die ordres erhalten. Zur retraite ſchlägt das Korps der Tambours des Abends durch die Stadt unter der Anführung des Tambourkorporals und dem Geleit unzähliger Straßenjungen. Die Kennzeichen des Militärs ſind verſchieden. Ein General trägt ein dunkelblaues Kollet, auf dem Kragen, den Aufſchlägen und Taſchen mit Gold geſtickt nebſt einem Hut mit breiter goldener Treſſe. Ein Oberſt dunkelblaues Kollet mit Epaulettes mit goldenen Treſſen und Quaſten. Ein Oberſtleutnant hat auf der linken Schulter ein kleines Epaulet, auf der rechten ein großes mit Troddeln und Quaſten; die anderen Offiziere, Kapitains, Premier- und Sekondeleutnants tragen auf der rechten Schulter ein kleines goldenes Epaulet ohne Franzen, auf der linken ein großes mit Franzen.

Die Oberoffiziere und Adjudantmajors tragen weiße, die Karabiniers rothe, die Chaſſeurs grüne Federbüſche. Ein Sergeantmajor hat auf den Ärmeln hinter dem Aufſchlag zwei goldene Schnüre

oder Treſſen, ein Sergeant eine, ein Fourier eine goldene und zwei leinene Schnüre und ein Korporal nur zwei leinene Schnüre. Die Karabiniers zwei rote wollene, die Chaſſeurs zwei grüne Epaulettes, erſtere an dem Rockſchoße eine rote Granate, die Chaſſeurs ein weißes Jägerhorn.

Die Linientruppen tragen gar lange Röcke und weiße Unterkleider, weiße Rabatten und rote Aufſchläge. Die Kanoniers haben dunkelblaue Röcke, rotes Unterzeug und Futter und auf den Knöpfen zwei gekreuzte Kanonen.

Die Linientruppen haben keine Säbel bis auf die Unteroffiziere. Die Reiterei hat meiſt grüne Abzeichen, Blechhauben mit Roßſchweifen, die Huſaren haben braune, rote, weiße u. ſ. w. Dolmans und Pelze.

Das iſt es, meine liebe Seele, was ich auf meine Nachfrage hin darüber habe erfahren können, und magſt Du es Deinem geſtrengen Ehegatten mitteilen, der es gern von mir wiſſen wollte.“

„Was ſagen Sie meine Herren zu dieſer militärkundigen Großtante? Das war doch noch eine exakte Korreſpondentin, an der könnte ſich jetzt ſo mancher junge Mann ein Beiſpiel nehmen, von dem man niemals auf eine briefliche Frage Antwort erhält.

Hab' ich nicht recht? Na ſiehſt Du wohl.

Jetzt geht die Briefſchreiberin auf ein anderes Kapitel über, das wieder mehr dem Geſchmack der jungen Rechtskandidaten und der Leutnants da unten entſprechen wird. Paſſen Sie auf, jetzt kommt's“:

„Aber ich ſage Dir, Kathi, die Frauen hier, die ſehen ſich, zur Schande ſei es geſagt, beinah ihre Augen nach den Franzoſen aus. Man begegnet auf allen Straßen eleganten Damen und auch in der Komödie ſieht man ſie im hohen Glanz. Geht man des Abends auf den Straßen, da wispert's und flüſtert's und quiekt es in allen Ecken und Winkeln und wohin man ſieht, da ſtehen eng umſchlungen gar zärtliche Paare, bei denen von zehn amorosos neun Franzoſen ſind."

„Tante, Tante Stinchen, wo haſt Du alles Deine Augen hin gehabt", ſagte der Erzähler lachend, „das grenzt ja ſchon beinah an das Unmoraliſche. Doch weiter im Text:

„Jetzt iſt die Theatergeſellſchaft unter der Leitung der Madame Aurore Burſay aus Braunſchweig hier, und es werden Opern und Tragödien in franzöſiſcher Sprache geſpielt, überall ſind Franzoſen und überall hört man ihre Sprache.

Jetzt ſpricht ein jeder von den Zeitangelegenheiten und ich bin ſehr betrübt, denn die Hoffnung, die Dinge bald wieder im alten Koſtüm zu ſchauen, ſcheint weit hinausgeſchoben. Hier behauptet jedermann, Hannover ſei durch Verräterei übergeben worden.

Schauderhaft genug, ſo etwas über einen Sproß des engliſchen Königshauſes vernehmen zu müſſen.

Des Sonntags war große Parade auf dem Paradeplatz an der Esplanade, von uns geht keiner hin,

aber viele Frauen und demoiselles aus dem Bürgerstande sollen dort im höchsten Putz vertreten gewesen sein."

„Tante Stinchen kommt bei dieser Gelegenheit auch auf die damals herrschenden Moden, das kann ich wohl überschlagen, oder soll ich das auch vorlesen?"

„Bitte sehr, wir bitten darum", riefen einige Herren von dem unteren Ende der Tafelrunde, „Damenmoden interessieren immer, die haben stets so etwas Anregendes und weiblich Liebliches."

„O diese Jugend", sagte der Graf, die Augen gen Himmel schlagend, „aber bon, so hören Sie, was Tanten darüber schreibt„:

„Was die Mode anbelangt, nach der Du fragst, Katharine, so wird noch immer viel Battist und Mousselin getragen. Wenn die Straßen auch noch so schmutzig sind, die Elegantinnen schleppen doch die handbreiten Spitzen auf dem Boden herum. Oben und vorne sind die Kleider viel zu kurz, was oft geradezu schamlos aussieht und hinten viel zu lang. Man hat einen Rock von demselben Zeuge darunter, der auch mit Spitzen besetzt ist, aber nicht etwa am Ende des Rockes, sonst könnte man glauben, es sei eine Verlängerung durch die Umstände nötig geworden."

„Na nu", rief der Gerichtsrat, „was soll denn das heißen? Das klingt ja ganz verfänglich, so damengeheimnißvoll, so erklären Sie uns doch!" — „Na Ihr habt doch aber auch bei allem etwas zu finden", erwiderte der Graf halb ärgerlich. „Was soll denn das weiter heißen? Tantens Bemerkung deutet doch nur

etwas rein Menſchliches an. Was iſt da weiter? Ich werde fortfahren. Hier geht der Brief am nächſten Tage weiter: „Man mag ſagen, was man will, liebſte Freundin, dieſe franzöſiſchen Republikaner ſind meines Erachtens doch Leutchen von bon ton und esprit de conduite, die die Höflichkeit und Wohlanſtändigkeit gegen gebildete und geſittete Frauenzimmer nicht im mindeſten beleidigen oder verletzen. Ich hoffe, daß ſie in dieſem Zuſtande verbleiben und ſich nicht ändern werden. Ich halte deshalb auch die Geſchichte in dem Hamburger Korreſpondenten, von der Du ſchreibſt, für ſtark übertrieben. Du weißt, der betreffende General ſollte danach ſogar die Scheußlichkeit gehabt haben, Gewalt anzuwenden, wozu aber Gewalt brauchen, wo durchaus keine nötig iſt? Ich möchte mich dem Glauben hingeben, daß letzterer Fall hier bei ſehr vielen zutreffen würde.“

„Dieſe Bemerkung Tante Stinchens ſcheint mir doch etwas gewagt zu ſein, ſie zeugt von etwas peſſimiſtiſcher Anſchauung. Wenn ſie damit auch bei Einzelnen recht haben mag, ſo durfte ſie das doch nicht ſo auf die Allgemeinheit anwenden. Es gab doch damals in dem Bürgerſtande in dieſer Richtung auch viele Ausnahmen und viele Frauen, denen man nichts nachſagen konnte. Schäme Dich Tante.“ — Doch weiter: „Die Herren republikaniſchen Unteroffiziere haben faſt alle Sonntage grand bal, wobei es, wie mir meine Zoſe erzählte, zwar ein wenig frei, aber ſonſt recht artig und honnête hergehen ſoll. Überhaupt

thäten die Leutchen alles mit ſo artiger Manier und angeborenem savoir vivre, daß man ihnen nicht leicht etwas abſchlagen könne."

„Donnerwetter Tante, da biſt Du aber vorbeigaloppiert", rief der Graf, „das iſt ja die reine Contradictio, erſt honnête und dann nichts abſchlagen können, das verträgt ſich nicht mit einander. Welchen Spezialfall mag Tantchen dabei im Auge gehabt haben? Doch laſſen wir ſie fortfahren:

„Geht man auf den Straßen, ſo fällt einem ſo mancherlei auf. Das Wort „Königlich" iſt verſchwunden und dafür ſieht man überall: „national". So heißt es z. B. nicht mehr „Königliche Bibliothek", ſondern „Bibliotheque nationale". „National" was ſoll das nun heißen, ſollen wir etwa gar Franzoſen geworden ſein? Selbſt der Stall Deiner Lieblingstiere, der königlichen Mauleſel, exiſtiert nicht mehr und der Herr Oberſt v. B . . . . iſt verſchollen.

Nun können wir nicht mehr ſingen:

„Ach er hat nicht mehr die Ehre,
Früh wohl in den Stall zu gehn,
Jeder königlichen Mähre,
Mit Anſtand unter'n Schwanz zu ſeh'n."

Aus dem Marſtall ſind die königlichen Eſel und Pferde verſchwunden, ebenſo die dort herrſchende Akurateſſe und der ſtrotzende Goldglanz der Livreen ihrer Wärter und Stallknechte. An ihrer Stelle hört man nur das heißhungrige Schlucken abgeſchundener, plebejiſcher, franzöſiſcher Huſarenpferde. Das ſind wehmütige

Betrachtungen und gar mancher ſieht jetzt mit trauerndem Blick in die Zukunft.

General Mortier, wie ſein Schwager und die übrigen, uns von dem Manne in Paris beſtellten Vormünder, leben alle Tage gar herrlich und in Freuden, wir Einwohner aber müſſen ſtets in den Säckel greifen, um dieſe Herrlichkeiten zu bezahlen. Alles was Kunſt heißt und in das Künſtlerfach ſchlägt, natürlich mit Ausnahme der Balletteuſen und Schauſpielerinnen, alles was deutſche Kunſt heißt und an die Zunftverwandſchaft des Meiſters Quittenbaum erinnert, wird verachtet, dieſe Künſtler haben jetzt an dem Hungertuch zu nagen, wo ſoll das alles noch hin?

Denke Dir, Kathi, was mir neulich ſolch ein dreiſter Franzoſe zu ſagen wagte, den ich zufällig bei Bremers traf! Er ſagte: „Prenez patience, votre mal ne durera que quelques années. Quand le Hanovre sera évidemment appauvri et que nous ne pourrons plus rien lui demander, nous nous adresserons aux voisins; alors vos compatriotes, s'ils se conduisent bien avec nous, profiteront de l'abondance que nous ferons arriver chez eux et se féliciteront, de n'avoir pas été subjugués derniers. Si nous réussissons dans notre grande entreprise, vous aurez la paix, pendant que nous travaillerons le reste du monde.“

Sieh einmal, Katharine, ſolchen Gebrauch machte dieſer Fant von der Kenntnis meines Franzöſiſchverſtehens. Soll man da bei dieſer Schilderung der

Zukunft unſerer deutſchen Lande nicht an eine Citronenquetſche denken? Und das ſagt einem ſolch ein Menſch gerade in das Geſicht. Offenheit iſt eine ſchöne Sache, gewöhnlich verbirgt ſich aber dahinter eine dreiſte Unverſchämtheit, oder eine Verſchleierung. Das iſt gerade ſo, wie mit der Beichte. Das Wort klingt auch nach was und iſt nichts, gewöhnlich iſt bei vielen damit viel Unaufrichtigkeit und Selbſttäuſchung dabei. Dieſe Franzoſen übertreiben aber die Geſchichte mit ihrem Napoleon und das wiſſen ſie auch, ſie wollen uns nur einſchüchtern. Mögen ſie ſich in Acht nehmen und ſich vor dem Deutſchen hüten, einmal wird er ſchon erwachen!

Ich hätte zwar noch gar Mancherlei auf dem Herzen, Dir, liebſte Kathi, zu ſchreiben, aber wer weiß, ob dieſe franzöſiſchen Aufpaſſer nicht ihre Naſen ſogar in unſere Briefe ſtecken. Ich will daher ſchließen. Grüße Gatten und Kinder. In treuer Liebe Deine

alte Freundin

Erneſtine."

Witziger Brief das, meine Herren? Hab' ich nicht recht? So ſind aber Tante Stinchens Briefe einmal alle. Sie kommen mir immer ſo vor, als ſähe man in einen Guckkaſten, oder die in letzter Zeit ſo modern gewordenen Wandelbilder ſpazierten an einem vorüber. Rrrr ein anderes Bild. Ein ſcharf beobachtetes Straßenbild, die Charakteriſtik einer Perſon, dazwiſchen etwas Klatſch, dann wieder ſich widerſprechende Urteile über dieſelbe Perſon je nach Meinung

und Laune der Schreiberin, na ja, wie ſo alte Damen eben ſind, etwas Médisance und ein kleiner Stich in das Frivole, das ſind ſo Tante Stinchens Briefe. Aber immerhin nett und von einem gewiſſen Humor und ſehen die Herren, das bleibt doch immer das Beſte. Ihr Herren werdet das auch aus anderen Briefen der Tante erſehen, die ich Euch gelegentlich vorlegen werde. Ich habe hier gleich einen, den ich Euch das nächſte Mal vorleſen will, muß Euch aber vorher erſt etwas in die Zeitverhältniſſe einweihen, für heute alſo gute Nacht und Dank für Eure Aufmerkſamkeit. Bis auf das nächſte Mal.“ Damit ſtand der Graf auf und empfahl ſich.

Die Erzählung des vierten Abends.

„Guten Abend meine lieben Herren! Immer hier heran, balli — balli — ich warte bereits auf Euch!“ rief der alte Graf seinen in dem Saal in eifrigem Gespräch über die Franzosenzeit herumstehenden Vereinsmitgliedern zu. Er mußte mehrfach die Präsidialglocke rühren, dann eilte alles herbei und begrüßte freudig den alten Herrn, den man noch nicht anwesend geglaubt hatte. — Abermals ertönte die Glocke, dann trat Ruhe ein und der Präsident begann also:

„Also, Messieurs, wir waren das vorige Mal bei Tante Stinchens Briefen stehen geblieben, ich will heute daran anknüpfend weiter fortfahren. Mein Gedächtnis hat besonders einen Tag aus jener Zeit festgehalten, das muß so ungefähr der 16. oder 17. Juli 1803 gewesen sein, denn an dem Tage fand die erste große Parade statt, die meine Kinderaugen mit ansehen konnten. Das will aber doch immerhin etwas sagen, denn das Militärische wird von uns doch nun einmal schon mit der Muttermilch eingesogen; das

liegt ſo in uns Niederſachſen drin. — Es war da nämlich ein junger däniſcher Prinz, es kann ſogar der Erbprinz geweſen ſein, in Hannover angekommen, der irgend etwas Politiſches mit dem General en chef Mortier zu verhandeln hatte. Was das eigentlich war, entzog ſich natürlich meiner damaligen Anſchauung. Ich weiß nur noch, daß mein Herr Vater einige Tage vorher ganz entrüſtet nach Hauſe kam und mit Tante Stinchen einen langen Disput darüber hatte, wie ſich ein Prinz und namentlich gar einer aus einem regierenden Hauſe, trotz ſeiner Verwandtſchaft mit dem engliſchen Königshauſe, mit dem Vertreter einer Republik in perſönliche Unterhandlungen einlaſſen könne. Die Großtante, die trotz ihres Uradels immer etwas freiſinnige Ideen hatte, disputierte dagegen und meinte, „Prinz und Verwandtſchaft, das ſei alles ganz egal, ſie könne es nur loben, wenn dieſer junge Herr wohl im Intereſſe ſeines Volkes ſo handele“; und eigentlich hatte ſie recht. Genug, die beiden konnten ſich darüber nicht einigen und gingen, ein Paar Eiſenköpfe hatten ſie ja beide, ganz erboſt auseinander.

Das ſei nun wie es ſei, genug, der Prinz war nun einmal da, er logierte in der „Neuen Schenke“ und zwei franzöſiſche Huſaren ſtanden vor ſeiner Thür auf Poſten.

Zu Ehren ſeiner Hoheit war in den Tagen eine Menge los und namentlich ſo mancherlei, was das Intereſſe eines Jungen auf das lebhafteſte feſſeln mußte. Schon allein daß der junge Herr ein Prinz

war, hatte für uns Jungens so etwas Majestätisches (wir hatten bis dahin nur einmal einen solchen, und zwar den Herzog von Cambridge von weitem reiten sehen), wir wollten uns daher die Gelegenheit nicht nehmen lassen, den Herrn einmal in der Nähe zu betrachten. Wir 5 Altersgenossen, darunter mein bester Freund Karl Bremer, zogen dann also los und stellten uns vor der „Neuen Schenke" auf, um ihn zu der Parade reiten zu sehen, die, wie mir mein Vertrauter Baptiste verrathen hatte, auf der „Bult" stattfinden sollte. — Nun meine Herren, es ging uns mit dem Prinzen, wie es so zu geschehen pflegt, wenn man sich von einer Sache wunder was versprochen hat, dann kommt es nachher gewöhnlich ganz anders. Wir Jungens hatten uns unter einem Prinzen aus solchem regierenden Hause einen schönen, großen Herrn mit funkelnder Krone auf dem Kopf, oder doch mindestens unter dem Arm, im Hermelinmantel und den Szepter in der Hand vorgestellt; diese unsere Illusion schwand aber ganz bedenklich dahin, als wir da nur ein kleines, blasses Herrchen zu Gesicht bekamen, das neben seinem, ihm als Begleiter (Ordonnanzoffizier würde man das jetzt nennen) zugetheilten stattlichen Obersten Mertin ganz unscheinbar und wenig vortheilhaft aussah. — Dagegen imponierte uns Jungens die darauffolgende Parade desto mehr, die ich mir, wieder unter dem Schutze des alten Johann, mit ansehen durfte. Ja, das war doch noch was. Solch erstes militärisches Schauspiel vergißt man doch eigentlich

ſein Lebtag nicht, und wenn es auch nur Franzoſen waren, die da in vier langen glänzenden Reihen in Parade ſtanden, ſchön ſah die Sache doch aus und der Anblick entzückte mein kindliches Herz auf das höchſte. Ja, jetzt ſahen die Kerls anders aus, als noch vor wenigen Wochen! Die neuen glänzenden Uniformen, die Mannſchaften, alle ſo rotbäckig und ſchön herausgefuttert, die edlen hannoverſchen Pferde der Kavallerie, die flatternden dreifarbigen Fahnen, die ſchmetternden Töne des Muſikkorps, alles das machte auf uns einen großartigen Eindruck. Der alte Johann, der als ehemaliger Gardeducorps, natürlich wieder alles am beſten wiſſen wollte, erklärte mir die ganze Sache nach ſeiner Anſchauung. Danach ſtänden ungefähr 4000 Mann Infanterie in Halbbrigaden eingeteilt in Parade. Sie wären in vier Gliedern rangiert, mit den Offizieren theils vor, theils in der Front. Auf dem rechten Flügel ſtanden drei Regimenter Kavallerie, Dragoner mit Blechhelmen und langen Roßſchweifen daran, die über den Rücken herabhingen, Huſaren in weißen verſchnürten Dolmans und den Pelzen auf der linken Schulter, und Chaſſeurs zu Pferde mit grünen Federbüſchen. Auf dem linken Flügel ſtanden zwei Kompagnien Kanoniere mit je 12, von 6 Maultieren gezogenen Kanonen, Munitionskolonne und der Train in hellblauen Jacken. Mein Erklärer wußte ſogar die Nummern der Halbbrigaden, ſo viel ich mich erinnere, waren es die Nummern 27, 48, 49 und andere, außerdem waren zu der

Parade noch zwei Bataillone der 94. Halbbrigade aus Hameln herübergekommen, um die Zahl zu vermehren. Die Reiterei bestand aus den 13. und 19. Dragonern unter dem Befehl der Obersten Lavasseur und Lebelle und die 2. Husaren unter dem Colonel Chamboran. Als der dänische Prinz mit seiner Suite und einer glänzenden Guidenabtheilung, die zu ihm als Eskorte kommandiert war, auf dem Platze erschien, sprengten die Generale Mortier, dieser auf einem wundervollen Schimmel, und Berthier auf einem Rappen ihm entgegen, wobei beide mit dem Säbel salutierten. — Während Mortier dann mit dem Prinzen die Front abritt, begrüßte Berthier die in mehreren Wagen zu dem militärischen Schauspiel erschienenen Damen. In dem vordersten, einer offenen, mit 4 Pferden bespannten „Berline", saßen in hellen Gewändern die Gemahlinnen der Generale Mortier und Berthier, während in den nächsten zweispännigen Wagen die Frauen anderer höherer Offiziere Platz genommen hatten.

Nach dem Abreiten der Front formierte sich die Infanterie zu Halbbataillonen zum Parademarsch und defilierte vor dem Erbprinzen vorbei. Vor jedem Halbbataillon marschierte ein, aus etwa 25 Mann bestehendes Musikkorps, dem voran ein großer Tambourmajor in reicher goldgestickter Uniform daherschritt. Er trug eine hohe Pelzmütze auf dem Kopf mit einem großen, roten Federbusch und hatte in

der Hand einen mächtigen, mit roten Quaſten verſehenen Stab, mit dem er den Takt angab. So wie er bei dem General Mortier vorbeikam, warf er dieſen Stock hoch in die Luft und fing ihn dann ſehr geſchickt wieder auf, was die Zuſchauer und auch mich zu jubelnden Zurufen begeiſterte. — Donnerwetter konnten die Kerls werfen, die Stöcke flogen oft bis in die Höhe der zweiten Etage hinauf. Das Muſikkorps der Chaſſeure machte eine beſonders ſchöne Muſik und der alte Johann erzählte mir, daß dieſe Muſikanten von dem Offizierkorps der Halbbrigade bezahlt würden. Jeder Muſikus würde auf ein beſonderes Inſtrument engagiert und der Dirigent bekäme ſogar 3 Dukaten Gold als Salair. Das war doch noch was.

Zwiſchen jedem Muſikſtück erklang ein, meiſt 2 Minuten anhaltender Trommelwirbel und dann ſetzte die Muſik der nächſten Halbbrigade ein.

Am Schluſſe defilierten die Reiterregimenter in Kompagniefront zuerſt im Trabe, dann im langen Galopp, wobei ſie die Säbel ſchwenkten.

Als der Kommandeur der Huſaren, der colonel Chamboran ſalutierend zu dem General Mortier herausritt und dann auf einem wunderſchönen Schimmel auf der rechten Seite des Generals ganz in unſerer Nähe ſtill hielt, rief hinter uns eine Stimme: „Hinnerk — Hinnerk — haſt' du ſehen — kiek bet is hei — wahrhaftigen God — dat is hei — et is mien Perd — o Gott, o Gott — et is mien Holderneß, den de Kerl da riett — ſühſt du den ſwarten

Pleck da an ſiener Siete? O, min Gott, möt ik di ſau webderſeihen? Is et denn minſchenmöglich — mien leiv Holderneß — dat dank di de Düvel, mien leiv Perd!“ — Da ſtand ein alter Bauer, wie Johann meinte, aus Oterſen gebürtig, mit bebenden Fäuſten und ein Blick grimmigen Haſſes traf den glänzenden Huſarencolonel. Die Thränen liefen ihm von den Backen herab, als er das von ihm aufgezogene Pferd hier plötzlich unter dem Feinde ſeines Landes wiederſah. Sein Pferd, das er gehegt und wie ſeinen Augapfel gepflegt hatte und das er hatte hergeben müſſen, ohne nur einen Mariengroſchen dafür zu erhalten. Ja es war ein Schickſal. —

Der alte Bauer machte dabei in ſeinem Zorn ein ſo verzerrtes Geſicht, daß ich unwillkürlich lächeln mußte; es giebt eben nur wenig ernſte Sachen, die nicht zugleich etwas Komiſches haben. Der neben ihm ſtehende Mann, ein jüngerer Bauer aus Nebden-Averbergen, legte die Hand auf des Alten Schulter und ſagte, ihm Troſt zuſprechend: „Na Großvadder gief Di man taufreden, vor diſſen häſt Du ja all ok webder Dienen twejährigen Holderneſſen, hei ward ſek woll gaud utwaſſen, dann häſt de webder en Perd vor de Taukunft — un de Perdmodder, de lebet ja ok noch. Un wienſt Du Di ok jetzt de Ogen rot, ſo is dann recht von Di, awer hol Dek man nich taulange dabie up.“

Na das that der Alte denn auch nicht, er wiſchte ſich die Thränen ab, konnte aber doch nicht anders,

als ſich trotz der Gensdarmen an die Seite ſeines Lieblings heran zu ſchleichen, dem Schimmel liebkoſend auf die Kruppe zu klopfen und leiſe zu ſagen: „Petter, kennſt mi ok noch?“ — Ein Ohrenſpitzen bei dem Ton der vertrauten Stimme und ein leiſes Wiehern war des Schimmels Antwort. — Ja uſe niederſächſiſchen Buern, da geiht all nix dröwer.“

Die Parade nahm denn ihren weiteren Verlauf und zum Schluß fand auch noch ein ganz eigenartiger feierlicher Akt ſtatt. Da mußten die Truppen auf General Mortiers Befehl ein großes Viereck formieren, in das er mit dem Prinzen von Dänemark und ſeiner Suite hineinritt. Hier hielt er den Truppen folgende Anſprache:

„Soldaten der franzöſiſchen Armee. Der erſte Konſul, unſer großer General Napoleon Bonaparte, hat mich beauftragt, folgende Ehrung der Armee bekannt zu geben. Die Sergeanten Thierry-Jaques, Latour-Charles und der Korporal Le Petit-Francois von der 94. Halbbrigade treten vor.“ Als dieſes geſchehen, ſaß Mortier ab, ließ ſich von ſeinem Adjudanten, dem Oberſten Rapp, drei Patente aushändigen, die er dann verlas. Sie lauteten alſo:

„Der Sergeant Thierry-Jaques von der 94. Halbbrigade erhält hiermit für ſeine bei Montebello am 9. Floreal anno VIII der einzigen und unteilbaren franzöſiſchen Republik bewieſene glänzende Tapferkeit eine ehrenvolle, öffentliche Belobigung und gleichzeitig in Anerkennung dieſer ſeiner Tapferkeit den beifolgenden

Ehrensäbel, sowie die Erlaubnis, unter Beibehaltung seines bisherigen Gehaltes, nach Frankreich zurückzukehren. Zu der Beurkundung dieses Aktes ist demselben dieses Patent ausgefertigt worden.

Gegeben zu Paris, in dem Palais der Tuillerien
den 14. Pracrial anno XI.

gez. Napoleon.
Erster Konsul.

Den beiden anderen sousofficiers wurden für ihre bei Marengo und an der Brücke von Bormida bewiesene Tapferkeit ähnliche Patente übergeben. Dann küßte der General alle drei auf die Wangen und überreichte ihnen die reichvergoldeten Ehrensäbel.

Es war das Ganze ein feierlicher Akt und es machte auf die Truppen einen erhebenden Eindruck, diese drei bärtigen, mit Narben geschmückten Krieger, die unter Napoleon bereits in Italien und bei den Pyramiden gefochten haben mochten, mit Thränen in den Augen die Ehrungen ihres vergötterten Generals in Empfang nehmen zu sehen.

Zum Schluß der Feier defilierten die Bataillone der Halbbrigade mit wehenden, dreifarbigen Fahnen und klingendem Spiel an den drei Gefeierten vorüber, wonach Mortier ein lautes Hoch „vive le I. Consul, vive notre général Bonaparte“ ausbrachte, in das die Truppen begeistert einstimmten.

So verstand es der große Napoleon, seine Helden für ihre Verdienste zu belohnen und seht Ihr Messieurs

das war die richtige Art und Weise, davor mache ich mein Honneur. — Das spornt an, das begeistert, — nicht aber solche Ordensdekorierung, wie sie später in den neueren Kriegen gehandhabt wurde. Denken Sie einmal darüber nach, ob es wohl immer in der richtigen Weise geschah. Der Kriegsherr der möchte ja gern das wirkliche Verdienst durch einen Orden belohnen; wie aber soll er erfahren, ob es auch das wirkliche Verdienst ist? Sehen Sie, da liegt eben der Hase im Pfeffer. Da giebt es so viele Zwischeninstanzen, und so manche persönliche Rücksicht spricht da mit. — Sehen Sie, das bringt mich denn auch auf das sogenannte „Heldentum", dabei wird oft Herdentapferkeit mit Heldentum verwechselt. Ein Vorgehen in dem ganzen Regiment, oder der ganzen Eskadron — was will das sagen? — Krieg' ich einen Schuß — da lieg ich. — Bin ich dadurch aber etwa schon ein Held? Eigentlich doch nicht — höchstens ein Mußheld. Eigene Initiative — die macht's, darin besteht das Heldentum, und gute Nerven, darum handelt es sich. Aber die Orden? — Kenne ich, — kenne ich ganz gut — beinah zu gut. — Es sind das unerquickliche Gedanken, freuen wir uns, wenn uns die Nerven unser Lebtag nicht im Stich gelassen haben. Solche armen Menschenkinder mit fehlerhaften Nerven sind zu bedauern, die sollten sich aber nicht dem Kriegerstande widmen, sondern lieber geistlich werden, oder Lehrer des Volkes; denn wie sagt unser Schiller?

„Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt."

Aber, Ihr Herren, es giebt auch eine Selbstdisziplin, die ich noch höher stelle, als die angeborenen guten Nerven. Ich kann sagen, ich habe manchen Braven gekannt, der seine rebellischen Nerven unterkriegte und sie zwang, auszuhalten. Und sehen Sie, das ist der wahre Mann, vor dem mache ich Halt, vor dem mache ich Front? Hab' ich nicht recht? Na siehst Du wohl.

Ich will den Herren aus meinem langen Leben da einmal eine Geschichte erzählen, die mich zwar etwas von meinem eigentlichen Thema ableitet, aber doch bei Gelegenheit dieser Ordensgeschichte ganz interessant zu hören sein dürfte.

Mir ist da ein Fall aus dem österreich-französischen Kriege bekannt, mein ältester Sohn hatte den Feldzug damals bei den Crennevillehusaren mitgemacht und mir nachher davon erzählt. Danach läuft noch heute ein alter Offizier mit dem goldenen Verdienstkreuz herum, das eigentlich einem ganz anderen gehört."

„Ja wie ist denn das aber möglich", warf ein junger Hauptmann ein.

„Ja wie war es möglich, mein lieber Kapitän? Das fragten sich damals eine Menge Leute. Sie wissen doch aber, wie es manchmal so geht. Doch hören Sie nur erst meine Geschichte. Ich weiß nicht mehr genau, war es bei Magenta oder Solferino, oder sonst in einer der größeren Schlachten des Krieges von 1859, da waren zwei

Schwadronen unter der Führung eines Stabsoffiziers zu einem, ſich im Gefecht befindlichen Detachement abkommandiert. Da bot ſich Gelegenheit zu einer Attacke auf zurückgehende feindliche Infanterie. Der Major befiehlt den Angriff und natürlich ſchwenkt der Rittmeiſter der hinteren Schwadron, wir wollen ihn den Rittmeiſter A. nennen, ſofort ein, attackiert, wirft die feindliche Infanterie über den Haufen und reüſſiert.

Der andere Rittmeiſter, nennen wir ihn B., der ſich an der Tete der Kolonne befand, ſchwenkte aber nicht ein, ſondern trabte weiter und ging mit ſeiner Schwadron an einen ſicheren Ort, wo keine Kugeln flogen. Der Major ſetzte ſich auf den rechten Flügel der attackierenden Schwadron und glaubte, die andere habe ſich ſelbſtverſtändlich angeſchloſſen. Nun behauptet mein Sohn, der Herr Rittmeiſter B. habe an dem Tage ſchlechte Nerven gehabt und ſchon vorher keinen Reiz an dem Halten im Granatfeuer gefunden.

Sehen Sie meine Herren, nun kommt aber erſt das Beſte an der ganzen Geſchichte. — Die Eskadron des Rittmeiſters A. hatte denn alſo die feindliche Infanterie zu Boden geritten, dabei viele Verluſte gehabt und kehrte, um die Hälfte reduziert, zu dem inzwiſchen eingetroffenen Regiment zurück. Ich muß hierbei bemerken, daß der betreffende Regiments-kommandeur, was die Nerven anbelangte, ſo eine Art von Geiſtesverwandter des anderen war. Der Rittmeiſter A. meldete ſich alſo bei dem Kommandeur unter der gerechten Vorausſetzung, auch von ihm wegen

der gezeigten Bravour ſeiner Eskadron belobt zu werden, namentlich da ihm ſolches Lob ſoeben von dem Diviſionskommandeur zu teil geworden war. — Aber proſte Mahlzeit, damit war es nichts, im Gegenteil, der Herr Oberſt empfing ihn mit dem Vorwurfe, ſeine Eskadron tollkühn auf das Spiel geſetzt zu haben, fragte, was er mit den gemachten Gefangenen anfangen ſolle und was derartige Bemerkungen mehr waren. Der Rittmeiſter war natürlich ganz paff. — Aber merken Sie was, meine Herrſchaften? Das geſchah alles infolge der Einflüſterungen des Rittmeiſters Nerveux, dem doch wohl etwas bange wegen ſeiner Auffaſſung von Tapferkeit geworden ſein mochte.

Sehen Sie, das mußte der Rittmeiſter A. über ſich ergehen laſſen und — den Mund halten. Es blieb natürlich nicht dabei und es wurde denn auch eine Unterſuchung wegen des Falles eingeleitet. Der Herr Oberſt beliebte ſich dabei aber auf den Standpunkt der chriſtlichen Liebe zu ſtellen, die alles entſchuldigen, alles bemänteln will und Niemanden zu nah treten, daß heißt, um Gottes willen nur nicht ſeinem lieben älteſten Rittmeiſter ſchaden.

Und nun hätten die Herren ſehen müſſen, wie das alles gedreht und gewendet wurde, hätten die Gründe des Rittmeiſters Nerveux vernehmen müſſen, die ſich der als Grund ſeines Verhaltens ausgedacht hatte. Na Sie kennen das ja; da hieß es denn, er habe den Befehl zu dem Attackieren nicht verſtanden, habe ſich durch die eigene Infanterie

UNIV. OF
CALIFORNIA

durchwinden müssen und als er zurückgekehrt sei, wäre die andere Schwadron verschwunden gewesen; da habe er sich denn zu dem Regiment zurückbegeben: Ja, dort mochte es an dem Tage wohl am sichersten und ungefährlichsten gewesen sein.

Die Nervosität muß bei dem Herrn aber an dem Tage ganz wunderbare Schätzungen der Entfernungen und gar eigenartige Täuschungen hervorgerufen haben, er verwechselte in seiner Verteidigungsschrift Raum und Zeit, ließ Momente, die über eine halbe deutsche Meile auseinander lagen in eins zusammenfallen, genug, man erkannte daraus, wie schlechte Nerven eine ganz eigentümliche Einwirkung auf die einzelnen Sinne ausüben müssen.

Günstig für die Verhandlung des Falles war es, daß der Major, der Rittmeister A. und noch ein Offizier als leicht verwundet in dem Kriegslazarett in Solferino lagen, da hatte Monsieur Nerveux die Luft frei und es gelang ihm denn auch, den Kommandeur von der Berechtigung seiner Maßnahmen zu überzeugen.

Nun aber kommt die Quintessenz der Geschichte. Als nachher des Friedens Fahnen wehten, da erhielt der Rittmeister Nerveux seinen Orden, der andere aber nicht.

Zwar konnte man natürlich als Grund der Dekorierung nicht den für ihn so dunkeln Tag anführen, denn das ging doch nicht. Nein dazu wurde eine andere Gelegenheit ausgesucht, in der sich seine

Schwadron einmal in einer exponierten Stellung befunden hatte, bei der dem Herrn Rittmeister Nerveux aber leider das Herz, wenn auch nicht in die Hosen, so doch gewaltig in den Magen gefallen war.

Sehen Sie, meine Herren, jetzt sind 16 Jahre seit dem Tage von Solferino vergangen, 16 Jahre lang trägt der Herr seinen Orden, wahrscheinlich hat er sich in dem Laufe der Zeit auch ein herrliches Märchen für seine Bravour ausgedacht, an das er vielleicht sogar selbst glaubt. — Ja, das konnte er alles. — Eins nur muß er, wie mein Sohn meint, vermeiden, nämlich in Gegenwart eines der noch lebenden Zeugen des Tages von Solferino dieses Märchen erzählen. Den Augenzeugen gegenüber, zu denen auch mein Sohn gehört, nützt ihm das alles nichts, denn sie haben ihn einst so schwach gesehen, daß auch das Glitzern des Ordens die Erinnerung an seine Schwäche nie verlöschen kann. Er trägt seinen Orden auswendig, sein Kamerad aber, der jetzt schon lange tot ist, trug die Dekoration in seinem Herzen. Die Herren mögen entscheiden, was von beiden das Ehrenvollere ist.

Entschuldigen die Herren meine Abschweifung, auf die mich die Dekorierung der drei tapferen Sousofficiere durch Napoleon in dem Jahre 1803 verleitete.

Nun aber wieder zu meiner Kindererinnerung von dunnemals zurück. — Erst muß ich mich aber einmal etwas verpusten, meine alte Kehle ist von dem vielen, ungewohnten Sprechen ganz trocken geworden."

— Der Alte Herr faßte ſeinen Schoppen Scharlachberger und trank ihn in langen Zügen leer; that dann einige nachdenkliche Züge aus ſeiner langen Virginiacigarre und fuhr fort. — „Jetzt will ich den Herren erſt einmal von einem Tage erzählen, der für die Hannoveraner, beſonders aber für uns Stadthannoveraner ein großer Feſttag, wenn auch nicht war, ſo doch als ſolcher gefeiert werden mußte. In jener Zeit, zu Anfang des Jahrhunderts und ſpäter, da mochte ein Menſch in Europa, ja beinah auf der ganzen Erde, noch ſo dumm ſein, von dem Manne Napoleon und ſeinen die Welt erſchütternden Thaten hatte er doch ſchon gehört. Nun denken Sie ſich, was der erſt für uns bedeuten mußte, die wir doch damals von dem Manne in Paris regiert wurden.

Ja, da war 1769 an dem 15. Auguſt in Ajaccio auf der kleinen Inſel Corſika dieſes phénomène von Mann als Sohn des Advokaten Carlo Buonaparte und der Letizia, aus der Familie Ramolino abſtammend, geboren worden, das ſeit 10 Jahren die Welt mit ſeinen Ruhmesthaten erfüllte. Und nun rückte der Tag, der 15. Auguſt, oder wie er damals nach der verdrehten republikaniſchen Zeitrechnung genannt wurde, der 27. Thermidor heran, ein Tag, der in allen Ländern, über die der Konſul mit eiſerner Fauſt regierte, gefeiert werden ſollte.

Unſer Hofmeiſter, ich habe den Herren, glaube ich, noch nicht von dieſer Leuchte der Wiſſenſchaft erzählt, die des Glückes theilhaftig war, mich und

die Söhne mehrerer uns verwandter und bekannter Familien in die erste Grundlage der Bildung einzuweihen, war ein begeisterter Anhänger des Corsen, von dem er das Heil der Welt erwartete. Dieser Herr, Carisius hieß der geplagte Mann, hatte uns schon einige Wochen vorher mit der Bedeutung dieses Tages bekannt gemacht und erzählte uns denn auch von den Vorbereitungen, die in der Stadt zu der Feier des Tages getroffen würden. Natürlich erregte das alles unsere höchste Erwartung und wir versprachen uns viel Gaudium davon.

Am 13. wurden bereits in der Stadt massenhafte Guirlanden gewunden und diese, verbunden mit den vielen vielen Tausenden von kleinen Lämpchen, den flatternden Fahnen und Inschriften gaben der Stadt gar bald ein festliches Gepräge. Die Herren müssen aber nicht etwa glauben, daß diese Ausschmückung der Häuser in das Belieben der betreffenden Besitzer gestellt wurde, i behüte — ganz im Gegentheil. Wollte einmal irgend ein Bürger der Stadt, wie z. B. der Besitzer der Schloßapotheke in der Calenbergerstraße, oder das Heiligegeisthospital nicht bekränzen, so erschien gleich ein französischer Gensdarm mit einem Strafmandat und dann hieß es: „zahlen und nochmals zahlen", bis der Befehl ausgeführt wurde.

Manche thaten es aber doch nicht, wie z. B. der Präsident der Regierung Herr von Kilmansegge, der durchaus nicht seinen schönen Pavillon auf der

Baſtion illuminieren laſſen wollte. Der blieb denn auch an dem Feſtabend unerleuchtet, es hieß aber, die Geſchichte habe ihn wohl ſo an die 300 Thaler gekoſtet. Na, der konnte ſich das leiſten, der war dazu reich genug. Es war aber doch hübſch von ihm und man ſah daraus, daß die Franzoſen doch auch nicht alles erreichen konnten. Es hätten ſich andere von uns, ich will keine Namen nennen, die eben ſo reich waren, daran ein Beiſpiel nehmen können. — Ich glaubte da eben, von da unten die Frage nach der „Baſtion“ zu vernehmen, die ich ſoeben erwähnte, und wo die zu finden geweſen ſei. Ja, meine Herren, wenn ich Ihnen ſage, daß die Baſtion ein Reſt der alten Stadtbefeſtigung war und da lag, wo jetzt die ſchönen Häuſer auf der einen Seite des Georgsplatzes ſtehen, ſo wird Ihnen das wunderlich genug vorkommen. Die ganze Strecke von der Windmühlenbaſtion bis zu obiger Baſtion mit dem Kilmansseggeſchen Pavillon beſtand aus einem Wall, der durch Baumreihen, Blumenbete ꝛc. in eine ſchöne Promenade umgewandelt war. — Es iſt ſchade, daß man nachher dieſen Wall abtrug, denn man hatte da oben eine ſehr ſchöne Ausſicht über die Umgegend bis zu dem Deiſter hin. Ich habe dieſen Wall noch in guter Erinnerung, da er einen vorzüglichen Spielplatz für uns Jungens bildete. Wie oft ſind wir, ſehr zum Schaden unſerer Hoſen, die ſteile Böſchung heruntergerutſcht, die neben dem Kilmanseggeſchen Pavillon in die Tiefe ging. Dicht daneben war der mit Waſſer

gefüllte Stadtgraben mit ſeinem klaren Waſſer, in dem ſich die Treppen und Bäume wiederſpiegelten. Die Rutſchpartie war nicht ſo ungefährlich, ich weiß noch, wie Bremers Junge eines Tags bis an den Hals in dem Waſſergraben drin ſaß. — Ja, Ihr Herren, das war ſo die damalige Zeit. Wenn man das Hannover von heute ſieht, kann man ſich kaum noch darin zurecht finden. So in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts iſt überhaupt erſt die Georgſtraße entſtanden.

Man verwendete dazu den durch Niederlegung der Wälle genommenen Raum zwiſchen dem alten Stein- und Aegidienthor und benutzte den freien Platz zwiſchen der „Neuenſtraße“ und dem Waſſergraben zu einer Gartenanlage. König Georg III. von England ſchenkte dazu 15000 Thaler, und erhielt die Straße nach ihm den Namen. Die Georgſtraße wurde von der neben ihr liegenden Promenade durch mit Ketten verbundene Sandſteinpfeiler begrenzt, bis dahin, wo zur linken Hand, in einem großen ſchönen Garten, das Haus der Landſtände gelegen war. — Das war das Hannover der alten Zeit, Ihr Herren, in dem ich meine erſten Jugendjahre verlebte. Nun aber zu Napoleons Geburtstagsfeier zurück. Die Läden der Esplanade ſowohl, wie die an dem großen Paradeplatz waren mit Tauſenden von Lämpchen bedeckt, ja ſelbſt das Leibniz-Denkmal hatte man damit geſchmückt. — Viele, viele Wagenladungen von Weinflaſchen und

Eßwaren wurden bereits am 14. nach Herrenhauſen hinausgeſchafft, wo Tags darauf in dem Schloß das Feſtdiner ſtattfinden ſollte.

An dem Abend um 9 Uhr donnerte auf einmal ein Kanonenſchuß, dem in ununterbrochener Reihenfolge noch 20 weitere folgten. Es waren die auf dem Windmühlenberge aufgeſtellten Geſchütze, die den Hannoveranern die Bedeutung des kommenden Tages verkünden ſollten.

Dann folgte die Feier des großen Tages ſelbſt.

Doch ich will die Beſchreibung dieſer denkwürdigen Feier lieber der Tante Stinchen überlaſſen, die mit ihren alten Augen davon doch mehr geſehen und mit ihren Ohren mehr davon gehört hat, als ich, der Junge von damals. Sie ſchreibt über die Feier an ihre Freundin in einem vom 18. Auguſt 1803 datierten Briefe alſo:

„Meine herzliebe Katharine!

So will ich Dir denn auch von der Geburtstagsfeier Napoleon Bonapartes, des großen erſten Konſuls erzählen, von dem jetzt alle Welt ſpricht und deſſen Ruhmes alle Menſchen voll ſind. Gleich bei dem Aufgange der Sonne erſchreckte ein gar mächtiger Kanonendonner die, ſchon an und für ſich jetzt ſehr ängſtlichen Bürger hieſiger Stadt. Es waren die Kanonen, die auf dem Windmühlenberge poſtiert waren und ſchon an dem Abend vorher die Feier angekündigt hatten. Es ſollen in den Tagen alles in allem an die 500 Kanonenſchüſſe gefallen ſein, der Schuß ſoll

ungefähr 16 gute Groſchen wert ſein, da kommt das Sümmchen von 340 Reichsthalern heraus.

Ich habe mir an dem geſtrigen Abende auch die Oper mit angeſehen, die in dem Theater gegeben wurde, ſie führte den Namen „Die Karawane von Cairo", worin die Großthaten Napoleons in Ägypten zur Darſtellung gelangten. Während des Spieles ertönte der Donner der gegen die Stadt gerichteten Geſchütze.

An dem 15. folgte denn eine Feier der anderen. Um 10 Uhr komplimentierten die Mitglieder der Exekutivkommiſſion und die Depurtierten der Stände dem General en chef Mortier zu dem denkwürdigen Tage, an dem, wie die Zeitungen berichteten, der Befreier Frankreichs geboren war. Bremer hielt dabei die Anſprache. Um 1 Uhr nachmittags war freies Schauſpiel, welches die Bürger, vermiſcht mit den franzöſiſchen Militärs, in großer Menge beſuchten. Was erſtere davon verſtanden haben mögen, weiß ich nicht, da die beiden gegebenen Stücke

Le médecin malgré lui, Comédie en 3 Actes

und

Sérail de Bache, ou les traites d'Alliance,
Pantomime en 4 Actes

franzöſiſch aufgeführt worden ſind. Um 3 Uhr vereinigte der General Mortier in unſerer prächtigen Orangerie zu Herrenhauſen alle Generale und Chefs des Korps der Armee, die Mitglieder der Kommiſſion, die Deputierten der Stände und viele

angeſehene fremde Offiziere zu einem Diner. Es ſollen an 150 Couverte geweſen ſein. Am Ende der Mahlzeit brachte der General en chef die Geſundheit des erſten Konſuls aus und in demſelben Augenblick ertönte, wie Hinüber erzählte, der hundertmal wiederholte Ruf: „Es lebe Bonaparte.“

Nach aufgehobener Tafel ward um 5 Uhr ein hier noch nie geſehenes Schauſpiel, nämlich ein Pferdewettrennen in der Herrenhäuſer Allee aufgeführt. Der Generalkommandant erteilte dabei ein ſchönes, völlig equipiertes Reitpferd zum Preiſe. Zu beiden Seiten der Rennbahn waren Reihen von Bajonetten aufgepflanzt und die Huſaren ritten auf und ab, damit die Renner nicht aufgehalten würden, das am Ausgang der Allee gelegene Ziel zu erreichen. Hier war eine Tribüne aufgeſtellt, auf der die Damen der Generale und auch ſo manche von hier ſaßen, die ich lieber an einer anderen Stelle erblickt haben würde.“

„Die Ausdrucksweiſe Tante Stinchens iſt, wie Sie meine Herren, finden werden, an dieſer Stelle etwas verworren“, unterbrach der Graf ſeine Vorleſung, „unter aufgepflanzten Bajonetten ſind, wie ich aus eigener Anſchauung weiß, die Spalier bildenden Chaſſeurs zu verſtehen, und „Renner zu Pferde“ iſt auch ein etwas eigentümlicher Ausdruck für die Reiter. Doch das ſei nur eine Zwiſchenbemerkung, das von mir ſelbſt Geſchaute, teile ich Ihnen nachher mit, alſo weiter im Text:

„Ein Oberſt Morio*) von dem Geniekorps war der Glückliche, welcher den Preis über die verſchiedenen Cavaliers erhielt, die meiſt engliſche Pferde ritten. Sein Pferd ſoll ein franzöſiſches geweſen ſein, weshalb auch der Jubel der Franzoſen über den Sieg ſo groß war. Alle Reiter thaten ihr Möglichſtes und es lag nicht an ihrem guten Willen, wenn das spectacle nicht einem engliſchen Wettrennen glich.

Eine große Illumination verbunden mit Feuerwerk verherrlichte den Abend dieſes merkwürdigen, für die Stadt aber ſehr teueren Tages, Bremer ſagte uns, daß die Koſten des Feuerwerkes allein an die 8000 Thaler betragen haben ſollen.

Schon Tages vorher war ſehr kräftig an den Vorbereitungen zu dieſer Illumination gearbeitet worden, das Schloß und das Palais, ſelbſt das Leibnizdenkmal waren dazu eingerichtet und auf der Esplanade waren viele Pyramiden mit Hunderten von Lämpchen bedeckt, auch Tribünen für die Muſiker und ſolche für die Zuſchauer aufgeſtellt. Selbſt der Paradeplatz war in ſeiner ganzen Länge mit erleuchteten espaliers beſetzt. Um 10 Uhr wurde auf der Esplanade ein prächtiges Feuerwerk abgebrannt, in deſſen Mitte man in Feuerſchrift die Worte bemerkte: „Es lebe Napoleon Bonaparte.“ Die ganze Stadt war

*) Dieſer Oberſt Morio war ſpäter Oberhofſtallmeiſter des Königs von Weſtphalen. Siehe das Werk deſſelben Verfaſſers „König Jérôme von Weſtphalen.“ Bei Schmidt & Günther in Leipzig erſchienen. Anmerkung des Herausgebers.

zu der Zeit illuminiert und alle Straßen ſchwammen in Flammen. Das Hotel des Herzogs von Cambridge war prächtig dekoriert. Lampen von tauſend verſchiedenen Farben gewährten einen glänzenden Anblick. Über dem Balkon war ein ſchönes Transparent mit einem Stern darüber befeſtigt, worin man die Worte las:

„à Bonaparte le 15. Août 1769.“

Auf dem Schloſſe endigte das Feſt mit einem großen Balle, den General Mortier gab. Auf dem Balle befanden ſich viele Deputierte, die Mitglieder der Regierung, die vornehmſten Frauenzimmer, darunter leider auch etliche aus unſerer Verwandtſchaft und Bekanntſchaft, wie Erneſte v. Gr., Louiſe v. K. und andere. Aber ſogar aus unteren Regionen gab es dort ſehr viele. Die Anweſenden müſſen ſich dabei in das goldene Zeitalter der Freiheit und Gleichheit zurückverſetzt haben, aus dem ſie ja jetzt durch den erſten Konſul auf eine ſo grimme Weiſe aufgeſchreckt ſind.

Auf dem Paradeplatz tanzte das franzöſiſche Militär bis ſpät in die Nacht hinein in dafür aufgeſchlagenen großen Zelten mit den Nymphen der Stadt und muß ich zu dem Ruhme dieſes Volkes anführen, daß dabei Dank der ſtrengen Disziplin des Generals Mortiers alles muſterhaft ruhig zugegangen ſein ſoll.“ —

„Sehen Sie meine Herren“ warf hier der Graf ein, „darin trifft es Tante Stinchen nun doch nicht ſo ganz; in dem letzten Punkte da irrt ſie. Man

hat ihr die Sache entweder falſch zugetragen, oder ſelbſt ihr altes Herz hat damals ein ſolches tendre für dieſe Franzoſenkerle empfunden, daß ſie die Geſchichte ſo euphemiſtiſch darſtellt. Es ging bei dieſen Tanzfeſten nämlich damals, wie mir in ſpäteren Jahren erzählt wurde, ganz anders zu. Das kann ich Ihnen ſagen, Moral und Moralität gab es da nicht, nein ganz und gar nicht. Was aber das Schlimmſte war, die franzöſiſchen Soldaten wurden von der hannoverſchen Weiblichkeit ſo entgegenkommend behandelt, daß ſie ſich alles gegen ſie erlaubten. So kamen Fälle vor, wie z. B. der eines Chaſſeursſergeanten, der eine Jungfer aus einem Gaſthofe, die ſich ihm nicht ergeben wollte und flüchtete, mit ſeinem Säbel in die Schulter hieb. Aber das kam doch nur vereinzelt vor, eher das Gegenteil. — Doch davon ſpäter einmal. Aber toll genug ging es in den Zelten des Paradeplatzes her, das kann ich Ihnen ſagen. Doch weiter im Text."

„Ich ſelbſt habe von der Gegend in der Nähe des Paradeplatzes nichts geſehen, wir fuhren zwar in einem Wagen in der Stadt herum, aber in jene Regionen kamen wir nicht.

Siehſt Du, meine Kathi, das war der Verlauf dieſes franzöſiſchen Feſttages. Nie gab es hier in Hannover einen größeren Zuſammenfluß von Menſchen, von Hamburg, Bremen, von Braunſchweig, auch aus dem Preußiſchen und anderen benachbarten Ländern waren viele Tauſende dazu herbeigeſtrömt. Leider muß ich Dir geſtehen, daß mich bei der Feier unſer

niederes Volk ſtark angewidert hat, es verbrüderte ſich mit den Franzoſen auf der Straße und ſchien es faſt, als ob ſie nur eine Nation ausmachten. Ich kann Dir ſagen, daß mich faſt ein Schamgefühl erfaßte, Hannoveranerin zu ſein. Wo ſoll das noch hinaus? Doch meine traute Seele, ich will dieſen Brief jetzt ſchließen, weshalb ſoll ich auch noch Dein friedliches Gemüt mit dieſem Ärger erfüllen? Viele Grüße den Deinen

ſtets Deine alte Erneſtine."

„Ein gar netter, anſchaulicher Brief Euer Präſidenz, das muß ich ſagen", fiel hier Amtsgerichtsrat Krüger ein, „muß eine vorzügliche, patriotiſch geſinnte Dame geweſen ſein Ihre Frau Tante!" —

„Ja da treffen Sie's, carissime, weiß ich, weiß ich recht gut, war auch eine tüchtige Frau, meine Tante Stinchen, aber doch mehr für die ihr Gleichalterigen. Ich als Großneffe habe Zeit ihres Lebens nicht ſo recht mit ihr fertig werden können. Alles kann ich nämlich vertragen, nur nicht dieſe Überheblichkeit und Überhebungsſucht ſolcher früheren Stiftsdamen. — Na, ſie hat mich nachher auch noch enterbt und ihr bedeutendes Vermögen frommen Stiftungen vermacht. — Darüber will ich mich ja tröſten und auch gern bekennen, daß ich ihr hohes Alter nie ſo recht reſpektiert und für ihre verſchiedenen Wunderlichkeiten nicht die hinreichende Nachſicht geübt habe. Und eigentlich iſt für ſo manchen das, was man das Leben nennt, doch ſchwer, namentlich, wenn

es ſich dem Ende nähert. In der Jugend da iſt es ja bisweilen ganz nett, wenn aber ein Sinn nach dem andern ſo peu à peu abſtirbt — brrr — brrr — dann wird es doch ſcheußlich. — Und ſehen Sie, daran habe ich bei Tante Stinchen nicht immer ſo gedacht, wie ich es wohl hätte thun müſſen. — Sie ruhe daher in Frieden. — Vielleicht ſehen wir uns bald einmal da oben irgendwo wieder. — Na, da will ich verſuchen, es wieder gut zu machen.

Was nun Tante Stinchens Briefe anbelangt, von denen ich mir eine ganze Menge konſerviert habe, ſo ſind ſie alle intereſſant und regen zum Denken an. Es ſind nicht ſolche Penſionsdamenbriefe, die mit ihren Rieſenbuchſtaben oft Bogen füllen, hat man ſie aber ausgeleſen, ſo ſteht nichts d'rin. — Hab' ich nicht recht? Na ſiehſt Du wohl.

Der vorliegende Brief ſchildert auch das damals von ihr Mitangeſehene richtig und anſchaulich genug. Der Parade und des Pferderennens in der Herrenhäuſer Allee erinnere ich mich auch noch ganz genau, denn ich durfte mir beides wieder in unſeres alten Johanns Begleitung anſehen. Ich erinnere mich noch deutlich der Kanonenſchüſſe, die den Anfang des Rennens verkündeten und ſah dann, wie ungefähr 15 Reiter die Allee hinabſtürmten. Vorher genoſſen die Zuſchauer noch ein Schauſpiel beſonderer Art. Ein Haſe erſchien plötzlich auf der Rennbahn und galoppierte trotz der ſchnellſten Renner die Allee hinauf. Er würde das Rennen gewonnen haben, hätten ihn nicht die Huſaren

gejagt und dicht vor dem Ziel mit ihren Säbeln erſchlagen. Das gab einmal ein Hallo — und die Reiter hatten es ſchwer, durch die zuſtrömende Menge ihren Weg zu finden. — Auch des Rennpreiſes, eines prächtig geſattelten und aufgezäumten Pferdes, erinnere ich mich noch, ebenſo des Siegers, eines Colonels Morio, der ſpäter als Großſtallmeiſter des Königs Jérôme von Weſtphalen durch die Mörderhand eines franzöſiſchen Stallknechtes dahingerafft wurde, und auch ſeines Pferdes, daß, wie der alte Johann gehört haben wollte, ein franzöſiſches Pferd aus Limonſin ſei. Mein alter Freund mochte wohl recht haben, denn wie eins unſerer hannoverſchen Pferde ſah das Tier nicht aus.

Doch meine Herrſchaften damit ſei es für heute genug, nächſten Sonnabend will ich Ihnen weiter von den Franzoſen erzählen, ich denke, vieles wird Ihnen neu ſein. Vielleicht kommt für die jüngeren Herren ſogar ſchon die verſprochene Geſchichte dran, heute iſt es zu ſpät dazu, denn das möchte Sie vielleicht aufregen und dann könnten Sie nicht ſchlafen. Das will ich aber nicht, denn der Schlaf iſt für die Jugend eine Notwendigkeit. Alſo Schluß für heute und bis Sonnabend. Gute Nacht!

Die Erzählung des fünften Abends.

„Guten Abend, meine lieben Herren! Freut mich, Euch wieder zu sehen", rief Graf Oskar den zahlreich erschienenen Vereinsmitgliedern zu und setzte, nachdem alle Platz genommen, seine Erzählung also fort:

„Wo war ich stehen geblieben! Richtig bei „Nappels" Geburtstagsfeier. Das ist nämlich der Name, den einst der Kaiser Franz von Österreich Napoleon gab. Ja wer hätte damals denken können, daß der Mann, der ihm die Krone seines deutschen Schattenkaiserreiches nehmen sollte, noch einmal sein Schwiegersohn werden könne?

Ja seltsam sind doch oft die Schicksale der Menschen durcheinander gestreut, so sonderbar, daß man beinah an einer alles leitenden Vorsehung zweifeln möchte.

Runzeln Sie nur nicht über diese meine Äußerung die Stirn, Herr Archidiakonus da drüben, und murmeln da gar so etwas von „alten Heiden" in Ihren Bart. — Bin ich nicht, bin ich wahrhaftig nicht. Sie fragen mich aber nun vielleicht, worauf ich denn vertraue,

ja woran ich denn eigentlich glaube. — Sehr Ihr Herren das ſind denn einmal ſolch heikle Sachen, von denen man nicht gerne ſpricht und bedeutet das faſt ſo viel, wie eine Frage nach der Religion überhaupt.

Aber es kommt mir zu paß, daß ſich für mich hierbei einmal die Gelegenheit bietet, mich darüber auszuſprechen. Sie meinen gewiß, daß ein jeder Menſch und beſonders ſo einer in meinem hohen Alter eines kirchlichen Stabes als Stütze bedürfe. Geb' ich Ihnen recht, habe ich auch. Ich beſitze eine ſolche Stütze und die iſt mein feſtes Vertrauen auf den allmächtigen Gott und mein Nichtglauben an den Tod. Leider kann ich aber nicht gerade behaupten, daß dieſer mein Glaube gerade die Form eines Kreuzes hat. Sie mögen darüber vielleicht anders denken, ich kann ſie aber verſichern und habe das in meinem langen Leben zu oft zu betrachten Gelegenheit gehabt, daß ich in dieſer meiner Überzeugung unglaublich viele Anhänger habe, mehr als ſie denken, wenn die meiſten auch zu feige ſind, ſich öffentlich dazu zu bekennen. — Nun ſo laßt uns doch unſere Façon, wie der alte Fritze ſagte, ich laſſe Euch ja auch die Euere. Einmal werden wir ſchon alle ſehen, wie die Sache wird.

Mein Lebensprinzip aber bleibt ſtets das meines alten Freundes Fontane und das lautet: „Handle ſtets hier auf Erden ſo, daß wenn Deine Seele einſt da oben anklopft, der liebe Herrgott ſagt: Ich freue mich, Dich wieder zu ſehen?“ Ich glaube auch durch

mein langes Leben ziemlich weiß gewaſchen zu ſein und es wäre daher für den lieben Gott bald an der Zeit mich in den Seelenruheſtand zu verſetzen. Weshalb ſoll ich denn da mit meiner Glaubensanſicht Euch gegenüber hinter dem Berge halten, wie das ſo manche thun?

Sehen die Herren, das iſt alſo mein Standpunkt, den ich Ihnen bei dieſer Gelegenheit einmal klar legen wollte. Es kommt in meiner langen Erzählung vielleicht einmal eine Bemerkung in dieſer Richtung vor, die Ihnen auffallen würde, wenn Sie nicht wiſſen, woran Sie mit mir ſind. Sie, lieber Paſtor Heine, ſchütteln zwar Ihr würdiges Haupt, ich weiß nicht, ob ich das für eine Zuſtimmung halten ſoll, oder ob Sie damit etwa gar ein Anathema über mich ausſprechen wollen. Hab' ich nicht recht?

„Nein, Euer Präſidenz, bitte dieſes Mal auch nicht: „Na ſiehſt Du wohl?" rief der Paſtor in die durch des Grafen Äußerung entſtandene Stille hinein. „Nun Ihr Herren laßt mich auch einmal heran, um Euch meine Meinung über die Sache zu ſagen. Ich achte eine jede Überzeugung und wenn ſie auch nicht der allgemeinen Glaubenslehre entſpricht. Sie denken vielleicht, weil ich einmal ein Paſtor bin, da müßte ich auch ein Zelot ſein. Darin irren Sie. Sie können glauben, ich bin in Ihrer fröhlichen Geſellſchaft ein ganz fideles Haus. Der Paſtor hängt zu Hauſe im Schrank bis zum nächſten Sonntag; hier bei Euch bin ich ein Menſch und zwar ein froher unter Frohen.

Ich verurteile keinen seines Glaubens wegen und spreche kein Anathema über ihn aus, am allerwenigsten aber über einen Mann wie unseren hochverehrten Alterspräsidenten, dessen langes, gesegnetes Leben und Wirken der beste Beweis dafür ist, daß *sein* Weg der *rechte*, wenn sein *Glauben* vielleicht auch ein anderer, als der der Strenggläubigen ist. Es führen eben gar viele Wege nach Rom, oder vielmehr dort hinein, was wir Menschen den *Himmel* zu nennen pflegen. Hier, Herr Graf, meine Hand darauf, ich stehe zu Ihnen."

„Besten Dank, pastore, besten Dank, ich weiß Ihre guten Worte zu schätzen," erwiederte der Graf bewegt und schüttelte seinem langjährigen Freunde die Hand, „darüber wären wir also einig."

Aber wohin sind wir gerathen? Die Herren sehen daraus, wohin man sich auf einmal eingeschlagenen Nebenwegen verirren kann. Nun aber zu den *Franzosen* nach Hannover zurück. Also der „*Rappel*", wie Kaiser Franz ihn zu nennen beliebte, war, wie so oft zu jener Zeit auch hier das Karnickel. Er mit seiner Geburtstagsfeier war die unschuldige Ursache meiner Abschweifung.

Sie wissen ja alle, *wie* ich diesen Mann hasse, der damals unserem Deutschland so viel des Bösen zufügte, aber meine Herren, ein *großer Mann* war er deshalb doch, wer weiß, ob nicht für Jahrhunderte der *größte*. Ich habe über Größe so meine eigene Anschauung. Danach giebt es für mich drei große

Männer, daß ſind der alte Fritz, dann unſer großer Reichskanzler, obgleich auch dieſer uns Hannoveranern zum Heile Deutſchlands manches Böſe gethan hat und — Napoleon, der vielleicht die großen Eigenſchaften beider in ſich vereinte. Aber ich will nichts geſagt haben, Sie könnten mich am Ende mißverſtehen, ich halte Napoleon als Menſch, als Menſch an ſich, trotzdem für eine Beſtie, ja eine Beſtie, dem ein jedes Mittel zur Erreichung ſeines Zieles recht war. —

Manchmal vergriff er ſich aber auch in dieſen Mitteln und das that er auch mit einem damaligen Verſuch, von dem ich Ihnen erzählen will: Es konnte dem erſten Conſul nicht verborgen bleiben, daß nach der Kapitulation von Artlenburg viele alte Soldaten der hannoverſchen Armee und auch viele Freiwillige unſer Land verließen, um ſich nach England im ſpeziellen nach der Inſel Wight zu begeben. Dort wurden in den Jahren die erſten Schritte zu der Aufſtellung einer Truppe gethan, die ſich ſpäter unter dem Namen „Engliſch-Deutſche-Legion“ in Spanien und ſonſtwo mit dem Lorbeer unverwelklichen Kriegsruhmes bedeckte.

Aber nicht nur viele Mannſchaften begaben ſich dorthin, ſondern auch zahlreiche Offiziere, die dort in die von dem Oberſten von der Decken und Halket aufgeſtellten Cadres eingeſtellt wurden. — Es war das mit den Offizieren ſo eine eigene Sache.

Der Paragraph 4 der Kapitulationsverhandlungen beſagte nämlich, daß die hannoverſchen Generale und Offiziere ſich auf ihr Ehrenwort verpflichteten, die als Aufenthalt gewählten Orte nicht zu verlaſſen und ſich nicht vom feſten Lande zu entfernen. In dem Paragraph 3 hieß es für die Truppen überhaupt, daß ſie ſich auf ihr Ehrenwort verpflichteten, gegen Frankreich, oder gegen deſſen Alliirte nicht eher wieder die Waffen zu führen, als bis ſie in gleichen Graden gegen ebenſo viele franzöſiſche Militärs ausgewechſelt würden, die im Laufe des Krieges von den Engländern zu Gefangenen gemacht würden.

Ob aber die vielen auf der Inſel Wight eintreffenden Hannoveraner wirklich ausgetauſcht waren, oder ob man die ſpäteren Kriege gegen Frankreich etwa als andere Kriege auffaßte; das ſtelle ich Ihrer Entſcheidung anheim. Jedenfalls hielten ſich die Offiziere und Mannſchaften nicht für gebunden und wanderten in großen Schaaren nach England aus. Daß Napoleon deshalb vor Wuth außer ſich gerieth, darüber kann man ſich eigentlich nicht grade wundern. Ärgert man ſich aber, dann treibt einen dieſer Ärger oft zu übereilten Schritten und ſo auch ihn.

Die erſte Folge dieſes Ärgers war der folgende von der Regierungsdeputation auf Befehl Mortiers kundgegebene Tagesbefehl vom 10. Oktober:

„Auf Befehl des Generals en chef wird den ſämtlichen Einwohnern der hieſigen Kurlande hiermit bedeutet, daß jedermann, welcher ſich mit engliſcher

Werbung befaßt, oder andere zu engliſchen Dienſten überzugehen verleitet, den Kriegsgerichten überliefert und nach der Strenge der franzöſiſchen Kriegsgeſetze beſtraft werden wird; nach welchen diejenigen, welche des obgedachten Vergehens ſchuldig befunden werden mit dem Tode beſtraft werden. Solchemnach wird jedermann dieſerwegen gewarnt und es wird den Obrigkeiten zur Pflicht gemacht, die gegenwärtige Verordnung allenthalben publicieren und auf die gewöhnliche Weiſe zur allgemeinen Kenntnis zu bringen.“ —

Hannover, 10. Oktober 1803.

gez. Patje, von Bremer, von Meding, Meyer.

Der erſte Hannoveraner, der in Bezug dieſer Verordnung dem Kriegsgericht verfiel, war ein Spitzenhändler aus Liebenau, namens Müller. Er hatte mehrere Soldaten verleitet, in engliſche Dienſte zu treten und wurde von dem Kriegsgericht in Hannover zum Tode verurteilt. Ob dieſes Urteil vollſtreckt wurde, weiß ich nicht. Der arme Kerl wurde damals allgemein bedauert, beſonders da er von Natur ſehr dumm war und außerdem die obige Verordnung noch garnicht kannte.

Im weiteren wurden drei hannoverſche Werber ergriffen und erhielten bis zu 15 Jahren Kerker; die armen Menſchen wurden nach Breſt gebracht und dort in Eiſen gelegt.

Sehen Sie, meine Herren, ich bin wahrhaftig kein Freund von der Methode, die Menſchen ſtets

mit Sammthandſchuhen anzufaſſen, was leicht den Eindruck von Schwäche macht, aber das zu ſcharfe Gegenteil iſt auch zu nichts nutze, das ſchafft ſtets Märtyrer und ſo geſchah es auch hier. Kam einer nach England durch, dann wurde er gefeiert, wurde er aber ergriffen, ſo jubelte man ihm als Märtyrer zu und das iſt noch gefährlicher. So hörten denn die Deſertionen nicht auf.

Ein weiterer Verſuch Napoleons, dieſe Auswanderung zu verhindern, beſtand in der Aufſtellung einer franzöſiſch-hannoverſchen Legion als Gegenſatz zu der engliſch-deutſchen. Man ſchuf eine ſolche zu Pferde und eine zu Fuß. Das Ganze war aber ein Fehlgriff des großen Organiſators, damit hatte er kein Glück.

Dieſe Legion erhielt als Uniform ein rotes Collet mit blauen Rabatten, weiße Hoſen und Gamaſchen, auf den Knöpfen befanden ſich die Buchſtaben R. F. (republique francaise), dazu hatten ſie Kaskets mit weißen Federbüſchen.

Leider muß ich den Herren berichten, daß ſich zu der Bildung dieſer Legion auch ein früherer Offizier unſerer Garde du Korps, ein Baron Schenk-Winterſtedt hergab, weshalb er ſich die allgemeine Mißachtung der Standesgenoſſen zuzog. Alle ſich freiwillig dazu meldenden Mannſchaften fielen der allgemeinen Verachtung anheim, was hier und da ſogar zu Thätlichkeiten führte. So wurde ein Schneider Namens Windorf, der die Legion eine verruchte

Spitzbubenbande genannt hatte, auf Befehl des Generals Berthier auf dem Schloßhofe auf eine ganz barbariſche Weiſe mit Ruten geprügelt und ein anderer, der auf dem Röſehof einen Mann aus Nienburg, der öffentlich ſich zu der Legion meldete, erſtochen hatte, ſogar hingerichtet. Die Hannoveraner, die bei der Legion eingetreten waren, ſchlichen infolgedeſſen ſcheu umher. Ja die Kerle ſchämten ſich und deſertierten, wo ſie nur konnten, wurden aber meiſt wieder ergriffen und dann gar ſchrecklich beſtraft. Der franzöſiſche Oberſt Striffler erhielt das Kommando über dieſe halb aus Franzoſen, zur anderen Hälfte aus Hannoveranern beſtehende Truppe.

Ich will hier gleich vorne wegnehmen, daß die Legion 1804 nach Südfrankreich befördert wurde. Ehrenvoll war ihr Durchmarſch durch unſer Land gerade nicht, unſere Bauern behandelten die Ungetreuen wie die Hunde. 1805 wurde die Legion nach Italien geſandt und ſpäter in Spanien gänzlich aufgerieben. Napoleon aber hatte ſich in ſeinem Plane getäuſcht und ſich in der niederſächſiſchen Treue verrechnet.

Die ganze Angelegenheit hatte für unſer armes Land noch die ſchlimmſten Folgen. Napoleon ärgerte ſich über die fortdauernden Deſertionen; wer ſich aber ärgert, der wird gereizt, wer aber gereizt iſt, der wird bald ungerecht. So wurden oft ganz unſchuldige Menſchen beſtraft, wenn die Schuldigen nicht zu kriegen waren. Wie manche Eltern, wie manche Verwandte haben oft monatelang im Kerker geſeſſen,

weil ihre Söhne und Neffen, oft gegen den Willen ihrer Angehörigen nach England geflohen waren.*)

Wo waren da die hochtönenden Phrasen aus Mortiers Aufruf über den Schutz und die gute Behandlung der Hannoveraner geblieben? Sie wurden durch die Instruktionen des Gewaltigen in Paris wie Spreu vor dem Winde verjagt. — Wer nur im geringsten mit der Flucht eines solchen Deserteurs in Verbindung stand, wurde hart bestraft. So kam eines Tages ein früherer hannoverscher Offizier von Ompteda händeringend mit der Klage zu uns gelaufen, er käme jetzt in das Loch, nur weil er einem seiner früheren Soldaten die Reiseroute nach England angegeben habe. Er mußte vier Monate lang sitzen.

So etwas aber verstimmt auf die Dauer und infolgedessen spitzten sich die Verhältnisse immer mehr zu und fast täglich fanden Kravalle statt. Da hatten einmal die Bauern in Isernhagen betrunkene französische Soldaten, die sich mit Liebesgedanken unter die Dorfschönen gemischt hatten, halb tot geschlagen, dann wieder Franzosen drei Herren unserer Bekanntschaft, die Herren von Hinüber, von Honstedt und von Anderten auf der Rückkehr von der Jagd insultiert und so geschah alle Tage etwas, das die Gereiztheit vermehrte.

---

*) Siehe das bei E. Mittler & Sohn in Berlin erschienene Werk desselben Verfassers: „Vom Pastorssohn zum Fürsten", das diese Angelegenheit näher behandelt.

Anmerkung des Herausgebers.

Ein weiterer bedenklicher Punkt war auch die in der Stadt immer mehr einreißende Unmoralität. Ich ſage Ihnen, es war ganz unglaublich, was da täglich alles paſſierte.

Da hatte z. B. ein citoyen Lefèvre für die Offiziere der Huſaren und Dragoner in dem ehemaligen von Staffordſchen Hauſe ein Kaſino eingerichtet, na ich ſagen Ihnen, wie es da an den Abenden zuging, es war geradezu zum erſchrecken.

Ich erinnere mich noch ganz gut des einen Abends. Ich kam mit dem alten Johann von D . . . .s., wo wir den Geburtstag meines Spielgefährten Claus gefeiert hatten, zurück. Wir wurden bei dem Paſſieren der Straße durch einen großen Krawall aufgehalten, dem wir aus dem Wege gehen mußten. Da ſtanden wohl ſo an die 20 Frauenzimmer, feingekleidete und andere, Dienſtmädchen und ſo etwas und verlangten alle Eingang in das Kaſino, während die umherſtehenden Männer ſie mit den häßlichſten Namen beſchimpften. Oben aus den Fenſtern ſahen viele Offiziere mit weingeröteten Geſichtern, und zwiſchen ihren lugten auch zahlreiche Frauenköpfe hervor; alle aber verhöhnten die Mädchen da unten.

Vielleicht war Femina dort oben ſchon hinreichend vertreten und das Angebot größer als der Bedarf, genug man hatte die Thüren verſchloſſen und ließ keinen mehr hinein.

Darüber mochten die Untenſtehenden wütend ſein und der Skandal wurde immer größer. Bald erſchienen

denn auch einige der neuen, reich galonnierten Gensdarmenhüte (solch reich dekorierter Hut kostete der Stadt, nebenbei gesagt, 11 Thaler), deren Träger die Menge zerstreuten und auch mehrere Verhaftungen vornahmen.

Ich aber konnte mich über den Vorfall garnicht beruhigen und bestürmte unterwegs meinen alten Johann mit Fragen, was denn alle die Mädchen bei den Offizieren gewollt hätten. Ja ich weiß sogar noch die mir von ihm gewordene Belehrung, wonach die Weiber dort oben hätten „kochen" wollen.

Diese Erklärung stieß aber bei mir doch auf einen gewissen Unglauben. Man muß eben an Kinder und deren Begriffsvermögen auch nicht gar zu große Anforderungen stellen. In späteren Jahren ist mir zu meinem Leidwesen die Sache allerdings klarer geworden. Es war das nur die Zuneigung unserer blonden Landsmänninnen zu diesen infamen, schwarzhaarigen Franzosenbengels, die den Aufstand hervorgerufen hatte.

Ich sage den Herren, die Mädchen Hannovers, und leider nicht nur die der unteren Stände, waren hinter diesen schwarzäugigen Schlingels hinterher wie die Fliegen auf den Honigseim. Weshalb? ja weshalb?

Es läßt sich das nur aus der Neigung des Menschen für die variatio erklären, die dem generi femininae nun einmal angeboren zu sein scheint, oder aber aus dem Sinn und der Verherrlichung des Fremden, die ja bekanntlich dem deutschen Michel stets zu eigen gewesen ist und leider noch heute ist.

Sehen die Herren, vor 5 Jahren haben deutſche Männer die Franzoſen geſchlagen. Wohin ſie kamen, war die deutſche Kraft der franzöſiſchen überlegen, wir klopften ſie windelweich. Und jetzt nach 5 Jahren, wenn da ein Franzoſe den verdrehteſten Einfall hat, die lächerlichſte Modeſache erfindet, der Deutſche ordnet ſich ihm unter, macht ſie ihm ſicherlich nach. Anſtatt über den Narren zu lachen, zieht er ſelbſt das Narrenkleid an, das jener ihm vormacht. Woher kommt das alles?

Allein aus dem, dem Deutſchen anerzogenen Glauben: „Der Fremde muß es ja beſſer verſtehen.“ Woher kommt das?

Iſt es die Folge des Jahrhunderte alten Zwieſpaltes der deutſchen Volksſtämme untereinander und des geringen Selbſtvertrauens, das aus dem Drucke anderer geſchloſſen vereinigter Nationen auf unſer großes deutſches Vaterland ausgeübt wurde?

Die elende Zeit des Zwieſpaltes iſt nun Gott ſei Dank vorüber, einig und in ſtarker Kraft vereint ſtehen wir dem Auslande gegenüber. Was Hannover, was Sachſen, was Bayern? Heil Deutſchland allewege!

Sollte man da den Deutſchen nicht zurufen: „So ermanne Dich doch endlich einmal, Du deutſcher Mann, wirf dieſe demütige Unterwerfung unter das Fremde von Dir, komm zu mehr Selbſtbewußtſein und fühle was darin liegt: civis germanicus sum.“

Wie mancher hat ſchon dieſen Mahnruf an das deutſche Volk ertönen laſſen, wie oft hat ſchon der

gute Wille des Einzelnen ſich dafür ausgeſprochen, aber nein, bald fällt doch alles wieder in die alte Schwäche zurück. — Soll man da nicht glauben, daß bei uns am Ende der Wille der Frau etwas gilt, ſind es nicht die Frauen, die da immer ſagen: „ein chapeau de Paris iſt doch zu wunderſchön“ — und ſie kriegen die Männer dann unter. Wie oft ſeit dem großen Kriege ſind edele, patriotiſch geſinnte Männer und Frauen zuſammen getreten, um dieſe Sucht nach franzöſiſcher Mode zu unterdrücken und eine deutſche Tracht zu erfinden. Wie oft haben ſie geprebigt, wie unwürdig es ſei, der franzöſiſchen femme de cette sorte ihre verdrehten Geſchmacksrichtungen nachzuäffen! Was half es? Die Dame der großen Welt, dieſes internationale Weib, verlacht ihre Worte und alles bleibt bei dem alten.

Sind die Siege über die Franzoſen vielleicht darin nicht ganz wirkungslos geblieben, ſo hat ſich der deutſche Michel dafür einen neuen Götzen, einen neuen Fremdencultus angeſchafft. Die Fremdenſucht iſt geblieben, nur daß der Götze jetzt „old England“ heißt.

Iſt es nicht ſo meine Herren, hab' ich nicht recht? Schauen Sie ſich einmal um, Sie werden meine Worte beſtätigt finden.

Ich ſehe da noch immer das Geſicht eines Herrn in Hannover, als den einmal einer fragte, ob ſeine Frau auch eine Hannoveranerin ſei, erwiderte er ſtolz, „Meine Frau iſt eine Engländerin.“ — „O Verzeihung — Hut ab.“ Seine Frau iſt Engländerin,

das heißt soviel als ein Übermensch, ein Mensch erster Klasse und hoch über der deutschen Frau erhaben, eine besondere Adelsklasse, wenn die betreffende auch vielleicht nur eine Miß Smith oder Williams und die Tochter eines Korbflechters in England ist. Blicken die Herren doch auf die englischen Reisenden in unseren Bädern, wie sie unter ihrer Flagge oft mit wahrhaft lapidarer Unverschämtheit dahinsegeln! Wie beugen sich da die deutschen Nacken in Höflichkeit, da geht es „Mylord" vorne und „Mylord" hinten, anstatt daß man solchen flegelhaften Menschen, der vielleicht zu Hause nur ein reich gewordener Schneider ist, seine Impertinenz mit deutscher Kraft um die Ohren schlüge.

Was aber nützen alle Worte? Der Deutsche behält einmal seine Fremdensucht; er kleidet sich französisch, reitet gern englische Pferde und wenn sie auch nur unter diesem Namen aus unseren preußischen Gestüten stammen, die Sättel, Wagen, Geschirre, genug, alles Moderne ist englisch, oder französisch. Es ist das Fremde, das der Deutsche anstaunt und dem Eigenen voran stellt, weil es eben das Fremde ist. Ja ich glaube, wenn wir einmal Old England ebenso auf den Kopf schlügen wie wir es jetzt mit Frankreich gethan haben, das deutsche Volk würde sich doch bald genug einen neuen fremden Götzen suchen, und wenn es selbst das weite Rußland sein sollte.

Schaun's, meine Herren, so ist es, und diese Sucht nach dem Fremden, die führte vor 70 Jahren auch die Frauen und Mädchen Hannovers in die Arme

der Fremden — der Franzoſen. — Dieſe leichtfertigen Schlingels ließen ſich das natürlich gerne gefallen. Mein Liebchen was willſt Du noch mehr?

Was aber gab es unter dieſen Offizieren für eine Bande! Da wurde eines Tages ein früherer Tiſchler aus Göttingen, Prediger hieß er, Rittmeiſter bei den Huſaren und ein Friſeur aus Hildesheim Leutnant. Ja ſolchen Urſprungs waren viele von denen, die da in ihren goldverſchnürten Dolmans auf der Georgſtraße herumſtolzierten. Ob dieſe Herren militäriſch was taugten oder ob ſie nur die Lockvögel für andere Gimpel ſein ſollten, das entzog ſich meiner damaligen Beurteilung. Vielleicht aber ſollten ſie auch nur gewiſſermaßen als Illuſtration zu Napoleons Ausſpruch dienen, daß ein jeder Soldat der franzöſiſchen Armee den Marſchallsſtab in ſeinem Torniſter habe. — Sehen Sie, ſo etwas lockt natürlich die Leute an, das zieht. Aber meine Herren es giebt darüber doch auch gemiſchte Gefühle. Ein Offizierkorps aus derartigen Elementen, na ich danke.

Hab' ich nicht recht, meine Herren? Na ſiehſt Du wohl. —

Die hannoverſchen Mädchen aber dankten nicht dafür, i behüte. Sie wiſſen ja, welch eine Anziehungskraft ſolch ein goldverſchnürter Huſarenrock überhaupt ſchon auf das Geſchlecht mit den langen Haaren und dem kurzen Verſtande ausübt. Nun kam das Fremde hinzu, das Renommee der Galanterie, die dunklen

Augen, ſchwarzen Haare, die ſcharfgebogenen Naſen, genug, die Frauen und Mädchen fielen ihnen wie Blüten in die Arme, die der Frühlingswind von den Bäumen ſchüttelt. Sie kamen dieſen Monſieurs nur all zu freundlich entgegen.

Doch meine Herren, damit Schluß für den heutigen Abend, Sie ſind gewiß müde, ich bin müde, wir ſind müde.

Ich werde Ihnen dafür das nächſte Mal auch beſtimmt die längſt verheißene Geſchichte erzählen, die Ihnen an einem Beiſpiel beweiſen ſoll, welches Unheil die Franzoſen in der Mädchengeſellſchaft Hannovers anrichteten. — Guten Abend für heute."

Die Erzählung des ſechsten Abends.

„Alſo, meine Herren, heute ſoll denn alſo meine Geſchichte daran kommen, die leider zu einer Tragödie führte. Sprechen Sie dabei aber bitte nicht wieder etwa von unmoraliſch, oder gar cyniſch. Solchen kleinen Verſtoß gegen die Sittlichkeit hören alle älteren Leute ja gern mit an, ſelbſt die „drei Männer“ in Hannover. Ich muß aber, ehe ich beginne, nochmals wiederholen, daß ſich die Affaire zwar während des Jahres 1803/4, alſo in meiner Knabenzeit abſpielte, daß aber auch Einzelheiten davon ſelbſt in meinen damaligen kindlichen Geſichtskreis hinein fielen. In ihrer Geſamtheit entzogen ſie ſich zwar meiner Knabenbeurteilung, ich habe mir die Einzelheiten und den näheren Verlauf aber ſpäter erzählen laſſen.

So hören Sie denn:

Da wohnte damals in der Leinſtraße zu Hannover und zwar in einem kleinen Hauſe, auf dem ſchon ſeit langen Jahren das Bäckerrecht ruhte, ein ehrſamer Bürger namens Heizeke. Die Heizekes hatten dort ſchon ſeit Jahrhunderten Grobbrod und

Feinbrod, Zuckerkrengel, Einback und Zwieback gebacken und dabei ſtets in dem Rufe großer Ehrlichkeit geſtanden. Sie waren in dem Laufe der Jahre wohlhabende Leute geworden, die ſich der allgemeinen Achtung erfreuten. Der Ruf der Rechtſchaffenheit und des guten bürgerlichen Sinnes war ihnen ſchon ſeit Jahrhunderten überkommen und ſie leiteten ihre, in der Familienbibel ſorgfältig verzeichnete Geſchlechtsfolge von einem Hinrich Heizeke her, der bereits in dem Jahre 1464 ſtädtiſcher Waſſerfahrer geweſen war, das heißt, die Berechtigung hatte, das Leinewaſſer nach der Oſterſtraße zu fahren und es dort für 8 Pfennig pro Eimer zu verkaufen. So ſteht es in der ſtädtiſchen Chronik von dem Jahre 1470 zu leſen.

Die Heizekes hatten ſich ihre Ehefrauen in dem Laufe der Jahre ſtets aus den guten bürgerangeſeſſenen Häuſern erwählt, Frauen die der ganzen Sippe paßten. Es waren das ſtets einfache, beſcheidene Frauen geweſen, die ihren Männern wenn auch gerade kein himmliſches Glück, ſo doch ein ruhiges, friedliches Nebeneinanderherleben geſchaffen hatten. Eine Ausnahme hiervon hatte nur der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebende Hinrich Heizeke gemacht. Er lernte auf der Wanderſchaft ſo in den ſiebziger Jahren da unten in Schwaben ein ſchwarzäugiges, brünettes, rotbackiges Bürgerkind kennen und lieben, das mit ſeinem lebhaften Temperament ſein ganzes Herz bethörte. Nach langen Kampf mit den an dem Alten hängenden Eltern hatte er dieſe Fremde als

ſeine Ehefrau in das alte Bürgerhaus an der Leinſtraße eingeführt.

Sehen Sie, meine Herren, das war aber ſeitens dieſes Hinrichs ein Mißgriff, ſo etwas taugt nichts. Bei dem Heiraten iſt es immer am beſten, unter ſich zu bleiben, in ſeines Standes enggezogenen Grenzen. Das bleibt das beſte. Reine Raſſe iſt das einzig Legitime, in welchem Stande iſt ganz ſchnuppe, aber nur nicht gemiſcht.

Im anderen Falle entſteht daraus Kummer und Elend und Unfrieden. So geſchah es denn auch bei den Heizekes. Schon bei Lebzeiten der alten Schwiegereltern hatte die junge Frau mit ihrem ſchwäbiſchen Dialekt, ihren, der bürgerlichen Sippe in Hannover viel zu freien Manieren oft einen ſchweren Stand. Die ganze Verwandtſchaft mäkelte ſtets an dem jungen, ſchwarzäugigen luſtigen Weibe herum, ſo daß dieſe bald das Lachen verlernte und allein und hülflos der ganzen Verwandtſchaft gegenüber ſtand. Und gerade der, der ihre natürliche Stütze, ihre Hülfe ſein ſollte, der verſagte. Ihr Gatte, der unſelbſtändige, ſchwache Familienſohn getraute ſich nicht, für ſein Weib einzutreten, ja er fing nachgerade an, ſelbſt Ausſetzungen an ihr zu machen, wobei er ſtets die ganze Sippe für ſich hatte.

So was taugt aber den Deubel nichts, dabei kommt nur Zank und Elend heraus und die Liebe fliegt bald zum Fenſter hinaus. Mit der Zeit blieb es ſogar nicht bei Worten, es entſtanden heftige

Streitereien, die zwiſchen Ehegatten überhaupt ſtets vermieden werden ſollten. — Haben die Herren ſchon einmal jemand geſehen, der im Streit mit ſeiner Frau in der Heftigkeit an den Formen feſthält? Ich nicht. Heftigkeit iſt ſtets formlos. — Dann giebt ein Wort das andere und ſchließlich iſt das Ende da. Deshalb „kalt Blut Anton“, das iſt immer die beſte Lebensregel —, allerdings ſchwer zu befolgen, darin gebe ich Ihnen recht.

Zum böſen Ende kam es bei dem jungen Ehepaar oft noch zu Lebzeiten der Eltern. Als die Alten dann ſtarben und der Sohn die Bäckerei übernahm, er endlich ſelbſtändig wurde, beſſerte ſich das Verhältnis zwar etwas, es blieb aber doch nur ſolche Art von Waffenſtillſtand ohne alle Zärtlichkeit.

Da wurde dem Paare Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts wider alles Erwarten nach zehnjähriger Ehe noch ein Kind und zwar ein Mädchen geſchenkt. Für den Vater Heizeke, der ſich, wie alle Väter, ſterbend gern einen Jungen gewünſcht hatte, dem er dereinſt die Bäckerei übergeben konnte, war das Geſchlecht des Kindes allein ſchon eine Enttäuſchung. Sein Mißfallen wurde aber noch dadurch erhöht, daß die Kleine in ganz auffallender Weiſe ihrer ſchönen ſchwarzäugigen Mutter glich. In jeder anderen Ehe würde es zu dem Glück und der Seligkeit des Gatten gedient haben, in dem Kinde die geliebte Frau neu erſtehen zu ſehen, bei dieſem Menſchen aber erregte es nur Verdruß, daß ſein Kind nicht wie ſeine Vor-

eltern, die Heizekes ausſehe. — Und wahrlich, die kleine Hedwig hatte bis auf das ſtarke, blonde Haar keine Spur von den Heizekes geerbt, ſondern beſaß in ihrem Äußeren, ihrem Temperament und ihrem ganzen Weſen ganz die Eigenſchaften ihrer ſchönen Mutter. Bildete das für den Vater allein ſchon Grund genug zur Abneigung gegen das kleine Weſen, ſo ſteigerte ſich dieſe noch bei der baldigen Erkenntnis, daß klein Hedwig ſich ihm nicht, wie einſt die Mutter, fügen wollte. Die arme Frau Heizeke war in dem Laufe der Jahre durch tägliche Nörgeleien, durch Szenen oft von brutalſter Heftigkeit gebrochen worden und hatte ſich ducken lernen; daran dachte aber klein Hedwig gar nicht, ſondern that, was ihr gerade paßte. — Vater Heizeke, der einſt ſeinen Eltern gegenüber ſo ſchwache Mann, hatte ſich ſeit ſeiner Selbſtändigkeit zu einem Familiendeſpoten gefährlichſter Art entwickelt (man findet das ja bisweilen ſo bei lange unterdrückten und kurzgehaltenen Menſchen) und glaubte, er könne, nachdem er ſeines Weibes Willen gebrochen, auch ebenſo mit dem eigenen Kinde fertig werden. Bald mußte er aber zu der Überzeugung kommen, daß ihm das nicht gelingen würde, denn es ſtellte ſich mit den Jahren heraus, daß Hedwig mit ihrem blonden Haar auch den ſtarren Eigenwillen von den Großeltern Heizeke geerbt habe. Was der Bäckermeiſter hierin an ſeinem eigenen Kinde erleben mußte, war die gerechte Strafe für ſein Verhalten gegen ſeine arme Frau, deren frohe Jugend er verdorben

und deren Leben er einsam und freudlos gemacht hatte. Wunderbarerweise aber harmonierten Mutter und Kind auch nicht recht miteinander. Die lustige Hedwig konnte sich nicht in die so stillgewordene Frau hineinfinden und mißachtete sie beinah wegen ihrer Geduld und Schweigsamkeit dem brutalen Vater gegenüber. — So lebten denn die drei nebeneinander dahin. Hedwig reifte allmälig, nachdem sie mehrere Jahre die neben dem heiligen Geisthospital gelegene Schule besucht hatte, zur Jungfrau heran. Ihre Kindheit war eine freudlose gewesen, denn der in seinen ganzen Lebensansprüchen fast puritanisch einfache und geizige Vater konnte es nicht begreifen, wie man überhaupt für Vergnügungen Geld ausgeben könne, er ahnte nicht, daß ein Kind auch kindlicher Freuden bedürfe. Dieser Mann war mit den Jahren zu einem unerträglichen, ekelhaften Gesellen geworden, den eine jede Fliege an der Wand ärgerte.

Und nun denken Sie sich dazu ein junges, auf sich angewiesenes Mädchen, das voller Illusionen, kräftig, jugendfrisch und leidenschaftlich, durch die von der Mutter ererbten Eigenschaften nach Liebe und Zärtlichkeit verlangend, den Augenblick herbeisehnte, wo es das Rätsel des Lebens lösen und hinter dessen verheißungsvollen Schleier blicken konnte.

Nun werden die Herren gewiß wieder fragen; wie ich denn eigentlich zu der Kenntnis Hedwigs und ihres Lebens kam. Das ging nämlich so zu: Als ich eines Tages als Junge von fünf Jahren in

unſerem, hinter dem Hauſe gelegenen Garten Ball ſpielte, fiel mein Ball über die Hecke in den Nachbargarten, der hinten an den unſrigen grenzte. Da vernahm ich auf einmal von der Hecke her eine neckiſche Stimme, die mir zurief, „Oskar, was bekomme ich, wenn ich Dir den Ball zurückgebe?“ Ich blickte auf und ſah den, von blühenden Syringenbüſchen umrahmten reizenden Kopf eines jungen Mädchens aus den Zweigen hervorlugen. Hellblonde Locken fielen ihr bis auf die Schultern herab und große, faſt ſchwarze Augen lächelten mich neckiſch an.

„Wer biſt denn Du?“ fragte ich neugierig, da ich das Mädchen bis dahin noch nie geſehen, „und wie kommſt Du denn da hinein?“ — „Ja mein Junge, wer bin ich? Kennſt Du kleiner Döskopp mich, die Hedwig Heizeke nicht und weißt nicht, daß das hier unſer Garten iſt? Gieb mir einen Kuß, dann gebe ich Dir Deinen Ball zurück.“

Damit war denn unſere Bekanntſchaft eröffnet, die ſich in den nächſten Monaten immer mehr befeſtigte. Ich ſah Hedwig faſt täglich und das ſchöne, kinderliebe Mädchen ſchien denn auch an mir Jungen ſeinen Gefallen zu finden.

Daß ich dieſe Bekanntſchaft vor meinen Spielgefährten geheim hielt, können ſich die Herren wohl denken, denn was ſind Jungens in dem Alter die Mädchen? Eigentlich unangenehme Geſchöpfe, mit denen ſich nichts anfangen läßt. Die Vorliebe für ſie ſtellt ſich bekanntlich erſt ſpäter ein.

Für mich aber bildete Hedwigs Umgang eine Ausnahme von dieſer Regel. Vielleicht war es die Heimlichkeit, vielleicht auch der ihr eigene, faſt knabenhafte Mutwillen daran ſchuld, vielleicht auch beides. Wer kann es wiſſen? Genug, wir hielten feſt zu einander.

Ob Hedwigs, dem Hauſe der Heizekes ſo fern liegende Garten ihres Vaters Eigentum, oder nur gepachtet war, weiß ich nicht mehr, ich glaube beinah das erſtere, denn ich kann mir nicht denken, daß ein Mann von Heizekes Qualität ſo für Blumen und Gartenpflege goutiert geweſen ſei, um ſich einen Garten für ſchweres Geld zu pachten. War er aber ſein Eigentum, ſo wußte Hedwig gewiß ſtets einen etwaigen Verkauf zu verhindern, denn die ſchätzte ihn ſehr. Dieſer Garten mit ſeinen dichten Bosketts, Lauben und blütenreichen Beeten bildete ihr eigenes kleines Reich, in dem ſie ſich faſt den ganzen Tag aufhielt. Sie pflegte dort ihre Blumen und hing den ſehnſuchtsvollen Träumen ihres jungen Lebens nach.

War ſie doch ſelbſt wie eine jener prachtvollen Blumen, die man nicht zu einem Bouquet vereinen, ſondern in ihrem Neſt, dem Garten, aus dem ſie hervorgegangen iſt, bewundern muß. — Schön geſagt, meine Herren, — was? Aber lachen Sie nicht, die Erinnerung an das ſchöne Mädchen, meine Jugendgeſpielin, macht mich alten Mummelgreis noch beinah zum Poeten. — Doch weiter:

Als die Franzoſen nach Hannover kamen, änderte ſich in Hedwigs Elternhauſe gar mancher-

lei und das nicht gerade zu des jungen Mädchens Ergötzen. Ich habe ja bereits davon erzählt, was die Hannoveraner in jenen Tagen an Steuern und Abgaben zu zahlen hatten, im verstärkten Maße traten dieſe Anforderungen auch an den reichen Bürger Heizeke heran. Er mußte zahlen und wieder zahlen und die von dem Exekutionskomitee verhängten Steuern nahmen kein Ende. Was es aber für ſolch einen alten Geizhals heißt, ſein Geld her zu geben, na das weiß man ja. Genug, der Bäckermeiſter lief den ganzen Tag wie ein brüllender Löwe in dem Hauſe herum und ſchimpfte auf die franzöſiſchen Gewalthaber, die ihn außerdem noch zwangen, für die Kriegsflotte viele Tauſende von Zwiebacken zu backen.

Ich muß aber den Herren, ehe ich auf die weitere Verwickelung meiner Geſchichte eingehe, erſt noch von einem Ereigniß erzählen, das in dem Jahre vorher entſcheidend in das Leben Hedwigs eingegriffen hatte.

War es die Unluſt an dem Unfrieden ihres Elternhauſes, wollte ſie ſich ihm entziehen, regten ſich das Herz oder die Sinne in dem kaum 17jährigen, früh entwickelten jungen Ding? Vielleicht kam das alles zuſammen. Sie wollte ihrem bisherigen Leben ein Ende machen und wählte dazu ein Auskunftsmittel, an das bisher noch kein Menſch ihrer Umgebung gedacht hatte. Eines Tages überraſchte ſie die Ihrigen mit der Ankündigung, daß ſie ſich verlobt habe. Ja ſie hatte ſich verlobt, wenn man das Verhältnis, das ſie zu einem Jugendgeſpielen einging,

ſo nennen konnte. Daß heißt, ſie veranlaßte einen jungen, blöden Menſchen, ſich dazu bereit zu erklären, ihr Ehemann zu werden.

Ja, meine Herren, dieſe Verlobung war eine ganz ſchnurrige Geſchichte, etwa ſo, wie wenn Waſſer und Feuer zuſammenkommen.

Velten-Wolf hieß der Jüngling, den ſie ſich zum Retter aus der misère des elterlichen Hauſes erkoren hatte; des reichen Feilenhauers Wolf aus der Köbelingerſtraße einziger Sohn. Dieſer ſemmelblonde, muskelkräftige, mit einem Stiernacken verſehene, nicht gerade beſonders geſcheite, junge Menſch war von Jugend auf Hedwigs Spielgefährte geweſen. Erſt waren ſie miteinander zur Schule gegangen, er hatte ihr den Schultorniſter getragen, ihr auch manchen kleinen Liebesdienſt erwieſen und ſie auch nach ſeiner Weiſe gerne gehabt. Er begleitete ſie ſpäter als 14jähriges Mädchen, wenn ſie Abends mit dem Eimer nach dem „Sodbrunnen“ auf dem Holzmarkt, oder gar nach dem Schmier-Johannshofe gehen mußte, um dem Vater einen kühlen Nachttrunk zu holen. Er ließ dann die lange Holzſtange mit dem Eimer in den Brunnen hinab und half ihr den Eimer tragen, wenn er für ihre kleinen Hände zu ſchwer war. Auch zu Hedwigs Geburtstag hatte er ihr ſein kleines Geſchenk gebracht, wie es Kinder in dem Alter ſo zu thun pflegen. Auf dieſe Weiſe war der Velten das einzige Weſen des anderen Geſchlechtes, das klein Hedwig kennen lernte und wenn

ſie ihn auch nicht gerade ſehr gern hatte, ſo hatte ſie doch auch nichts beſonderes gegen ihn und betrachtete ihn als einen guten Jungen, mit dem ſie glaubte auskommen zu können. Daß da von einer beſonderen Zärtlichkeit nicht die Rede ſein konnte, liegt bei den verſchiedenen Temperamenten beider wohl auf der Hand. Das kommt ja aber öfter bei ſolchen Verhältniſſen vor und die Ehe gleicht das nachher auch manchmal aus.

Hedwigs Eltern (beſonders der alte Heizeke) betrachteten die Verlobung mit großem Wohlgefallen, der Sohn des wohlhabenden Feilenhauers das war ſo recht ein Schwiegerſohn nach des Vaters Geſchmack. Als die beiden jungen Leute vor ihn hintraten, um ſeine Einwilligung zu erbitten, legte er ſchmunzelnd ihre Hände zuſammen. Seine Frau wurde von ihm nicht weiter um ihre Anſicht über die Angelegenheit gefragt, ſo was gab es für ihn nicht. So beſtand denn die Verlobung des jungen Paares ſeit ungefähr einem Jahre und mit dem Frühling des neuen Jahres ſollte die Hochzeit ſein. — Das Jahr ihres Verlobtſeins hatte in dem Verhältnis zwiſchen den beiden nicht viel geändert, ſie lebten mehr wie Geſchwiſter mit einander und von irgend welcher Bräutigamszärtlichkeit war bei Velten keine Rede. Das lag einmal nicht in ſeiner Art, ſein pflegmatiſches Temperament bedurfte derſelben nicht, zu ſo etwas hatte er gar keine Neigung. Und doch war klein Hedwig in dem Jahre zu einen wahr-

haſt reizenden Mädchen emporgeblüht, die bei jedem anderen wohl die Luſt zu Zärtlichkeiten erweckt haben würde. War es die Hoffnung, nun bald dem elenden Zwange des Elternhauſes enthoben zu werden, oder gab ſie ſich vielleicht in Bezug der Ehe Illuſionen hin? Ihr ganzes Weſen war heiterer und munterer geworden und ihre dunkeln Augen ſtrahlten vor Lebensluſt.

Aber Velten —, der gute Velten, was merkte der davon? O dieſer Thor, der er war! So viel Schönheit blühte ihm entgegen und in ihm regte ſich nichts.

Was ahnte er von dem Genuß, der darin liegt, Knospen zu pflücken, wie ſüß es iſt, in dem Kinde das Weib zu erwecken und zu ſpüren, wie bei ſolch einem jungen Ding in ſeinem Nichtwiſſen und doch ſchon Halbahnen allmälig die Sinne erwachen. Lieber Himmel was wußte er davon? Wenn ihm Schön-Hedwig am frühen Morgen ſo thaufriſch entgegentrat, oder ſich gar einmal nach einem langen Aufenthalt in dem von Frühlingsdüften geſchwängerten Garten an ſeine Bruſt lehnte, immer dichter und inbrünſtiger und ihm die durſtigen Lippen bot, dann blieb der Narr kühl und ungerührt und küßte ſie höchſtens einmal auf den blonden Scheitel. — Der Thor der er war. Was ahnte ſein ſchläfriges Temperament von Liebe und Zärtlichkeit? Himmel Donnerwetter, was war dieſer Kerl doch für ein Narr, der alle dieſe Hingebung nicht annahm! Hab ich nicht recht, meine Herren? Was war der Mann für ein Thor!

So etwas wirkt aber auf die Dauer verſtimmend und was das einem Manne bei einem Weibe ſchadet, na das weiß man ja; alles können ſie einem verzeihen, nur nicht Schwäche und Unmännlichkeit, das mögen ſie nicht. Sie ſtellen dann Vergleiche an und die ſind immer bedenklich. Die Geſundheit leidet auch dabei. So ging es auch bald Schön-Hedwig.

Hatte ſie zwar zu Vergleichen keine Gelegenheit, da ihr kein anderer junger Mann in die Nähe kommen durfte, ſo ſtellte ſie ſich doch in ihrer Phantaſie ein Idealbild eines ſolchen auf, und dem glich leider Velten-Wolf nur recht wenig. Bei dieſem Grübeln über die Liebe begann ſie, ſich mit der Zeit aufzureiben, ſie konnte nicht mehr ſchlafen, ſah blaß aus und unter ihren glutſchwarzen Augen begannen ſich jene breiten, ſcharfumriſſenen blauſchwarzen Ringe zu zeigen, die, — na äſthetiſche Rückſichten exiſtieren ja unter uns Männern nicht, die Herren verſtehen mich auch wohl ſo und wiſſen, was dieſe Brandmale des Liebesfeuers zu bedeuten haben.

Um dieſe Zeit nun war es, daß eine Vermehrung der franzöſiſchen Garniſon Hannovers ſtattfand und das Haus Heizeke einen flotten jungen Huſarenoffizier als Einquartierung erhielt. Na die Herren können ſich ja ungefähr vorſtellen, wie der Heizeke tobte und zeterte, als dieſer junge bildſchöne Huſar ſporenraſſelnd und ſäbelklirrend ſeinen Einzug in das ſtille Bürgerhaus hielt und dort anfing, ſeine Wünſche auszuſprechen und herumzukommandieren. Wo bisher nur der

despotische Wille des Bäckermeisters regiert hatte, da schaltete und waltete jetzt der junge französische Husarenoffizier und alles sollte nach seiner Pfeife tanzen. Sein „Tel est notre plaisir“ war der Refrain bei jedem seiner oft ungebührlichen Wünsche und er kehrte sich den Kuckuck um das Stirnrunzeln und grollende Murren des depossedierten Tyrannen. Es läßt sich ermessen, welchen Eindruck das alles auf den, an und für sich schon leberleidenden Familienvater machte. Sein Tag bestand aus eitel Ärger und Verdruß. Wenn man aber seinen Ärger so Tag für Tag herunter schlucken muß, dann tritt einem die Galle in das Blut, man verliert den Appetit und damit ist es erst ganz vorbei. Das häusliche Leben, das wahrhaftig bis dahin für Frau Heizeke und Schön-Hedwig schon kein Paradies gewesen war, wurde jetzt geradezu zur Hölle.

Der Leutnant, „l'amour“ hieß der Herr, war in den ersten Wochen tagsüber nur wenig zu Haus, seine Stellung als Ordonnanzoffizier des Generals Berthier und Beziehungen der verschiedensten Art hielten ihn meist fern. So kam es denn, daß er bisher eigentlich nur den Bäckermeister mit seinen Gesellen und eine alte Magd, solch ein richtiges altes Hausfaktotum, wie sie jetzt leider zur Sage geworden sind, hatte kennen lernen. Frau Heizeke war wohl einmal Abends in dem meist dunklen Hausflur an ihm vorübergehuscht, Hedwig aber hatte er noch nicht zu Gesicht bekommen. Das hatte wohl darin seinen Grund, daß sich das junge Mädchen auf Wunsch der

Mutter meiſt tagsüber in dem Garten an der Leinſtraße aufhielt. Hatte er ſie nun auch noch nicht geſehen, ſo hatte ihm dafür Hedwig in ihrem kleinen Herzen bereits ſolch eine Art von Altar errichtet. Wie oft lugte ſie morgens hinter der Gardine ihres kleinen Schlafzimmers in dem Giebel des Hauſes hervor, wenn der junge Offizier vor der Hausthür ſeinen ſchönen Fuchswallach beſtieg und dann zu dem Exerzieren nach der Bult hinausritt. Wie ſchlug ihr Herz bei ſeinem Anblick und wie weideten ſich ihre Augen an ſeiner ſchlanken Geſtalt.

Und ich ſage den Herren, der Monſieur war wirklich ein bildſchöner Kerl. Ich habe ihn nachher ja noch oft genug geſehen; er war ſchlank, kräftig und muskulös, ein Meiſter in allen körperlichen Übungen und ein kühner und guter Reiter, was man ſonſt von dieſen Franzoſenjünglingen wahrhaftig nicht behaupten konnte.

Sein ſchmales energiſches Geſicht hatte den Typus des Südfranzoſen, er beſaß ſchwarzes, gelocktes Haar, ein langer, ſeidenweicher Schnurrbart zierte den Mund mit den ſtark ſinnlichen Lippen, und er beſaß als eigentümliches Spiel der Natur große ſchmachtende blaue Augen, die wohl ſchon viel Unheil angerichtet haben mochten. Dazu kam die kleidſame Uniform, der weiße, goldverſchnürte Dolman mit dem blauen Pelz über der linken Schulter, genug, er war ſo recht der Märchenprinz für ein junges Mädchenherz. Nehmt das alles zuſammen und dazu ein Huſar. Höher

hinauf geht es in den Augen der Mädchen ja bekanntlich überhaupt nicht.

Ja „L'amour" hieß er und „L'amour" war der Menſch mit ſeinen übermütigen Siegesalluren in jeder Beziehung. Ein Schlachtfeld zertretener Mädchenherzen lag hinter ihm und der Ruf ſeiner verſchiedenen Verhältniſſe in allen Ständen wurde bereits in den erſten Monaten in Hannover ſtadtbekannt.

Wer ahnte aber davon in dem kleinen Hauſe an der Leinſtraße? Die Frau Bäckermeiſter Heizeke gehörte nicht zu denen ihrer Kolleginnen, bei denen der Bäckerladen gewiſſermaßen ein Erkundigungsbüreau bildet, davon hielt die arme ſtill, ach wie ſtill gewordene Frau nichts. Schweigend wurde dort die Ware ausgehändigt und ſtumm der Betrag dafür entgegengenommen, Nachbarsklatſch gab es nicht. Wie ſollte die Frau da Kenntnis von dem Leben ihres Mußgaſtes erhalten? Ihr Haus hielt ſie ſich rein und damit baſta. —

Alſo Hedwigs Augen folgten dem Huſaren an jedem Morgen mit Entzücken; ſie war wie bezaubert. Ein nervöſer Schauder, wie ſie ihn bis dahin noch nie empfunden hatte, rann ihr über ihren jugendlichen Körper. Es war das aber eine wonnige Empfindung und ſie vermochte ihre Augen nicht von der ſchlanken Reiterfigur zu wenden. War ſie doch eben ein friſches Mädel, allerdings nicht aus dem Holz, aus dem man Nonnen ſchnitzt. Ihr kleines Herz ſetzte nachts oft vor Wonne aus, wenn ſie auf ihrem

jungfräulichen Lager den ſporenklirrenden Schritt L'amours auf der Treppe vernahm.

An dem Vormittage, wenn ſie ihn abweſend wußte, ſchlich ſie ſich wohl einmal in das von ihm bewohnte Zimmer des erſten Stockes, um neugierig, wie alle Mädchen ſind, ſeine Sachen anzuſtaunen. Welch neue, ihr bis dahin ungeahnte Welt ging da vor ihren Augen auf. Es war die raffinierte Körperpflege des Beaus, der reine Kultus der Schönheit, der ihr da entgegen trat.

Es war ihr wie ein Märchen, dieſe ſilbernen Büchſen und Döschen, dieſe Bürſten, Spiegel, Wohlgerüche und andere Sachen, von deren Verwendung ſie gar keine Ahnung hatte, die aber ſo zu der Toilette eines ſolchen franzöſiſchen Narren damaliger Zeit zu gehören pflegten. Sie wagte kaum mit ſpitzen Fingern alle dieſe Sachen und Sächelchen zu berühren und ſchielte zitternd, aber doch neugierig in die Briefchen und Billets hinein, die überall auf den Tiſchen und der Kommode herumlagen. Was wohl darin ſtehen mochte in dieſen Briefchen, deren Sprache ſie nicht verſtand? Ja, da lagen auch ſogar einige kleine Porträts, reizend ausgeführte Paſtell — oder auf Porzellan gemalte Bildchen. Es waren das meiſt Bilder wunderhübſcher Mädchen. Wer die wohl ſein mochten? Ob etwa ſeine Schweſtern? Oder vielleicht gar, ihr Herz ſetzte bei dem Gedanken aus, ſeine Geliebten? Gar ängſtlich blinzelte Hedwig nach den, nach der Mode der Zeit recht hinlänglich

dekolletierten Schönheiten hinüber und legte ſinnend den Finger an die weiße Stirn. Dabei klopfte ihr Herz ſo eigentümlich und ſie flüſterte andächtig vor ſich hin: „Wie muß es doch ſo herrlich und entzückend ſein, von ihm geliebt zu werden.“ Ein tiefer, ſehnſuchtsvoller Seufzer hob dabei ihre junge Bruſt und ſie ſagte leiſe: „O dieſes Gefühl in meinem Herzen, ob das wohl die Liebe iſt?“ — Ja, da wußte ſie es auf einmal, daß das die Liebe war und verbarg erröthend ihr Geſicht in ihren kleinen Händen. — Auf einmal kam ihr der Gedanke an ihren Bräutigam, den braven Velten. — Es überrieſelte ſie kalt, — ſie griff erblaſſend nach dem Herzen, warf noch einen ſcheuen Blick nach den kleinen Heiligtümern des leichtſinnigen Huſaren hinüber und eilte flüchtigen Fußes aus dem Zimmer, die Treppen hinauf in ihre Kammer. Hier warf ſie ſich auf ihr Bett und weinte bitterlich. — Ja, es iſt eben fatal, wenn einem ſo plötzlich der Vorhang fortgeriſſen wird und dahinter die nackte Wahrheit zu Tage kommt.

Die Herren ſehen aber aus dieſer ganzen Situation, Zündſtoff war in dem Hauſe an der Leinſtraße genügend vorhanden, es bedurfte nur eines Funkens, um den Brand anzufachen.

Und auch hierzu fand ſich eines Abends Gelegenheit. — Ich weiß nicht, durch welchen Zufall der Monſieur L'amour von der Exiſtenz ſeiner Wirtstochter erfuhr. Geſehen hatte er ſie noch nicht, da

mochte er wohl aus dem Äußeren des alten Heizeke auf die Tochter ſchließen und ſich darunter ein häßliches, älteres Mädchen vorſtellen, von dem es ſich nicht verlohnen dürfte, weiter Notiz zu nehmen. Zu ſehen hatte er ſie alſo noch nicht bekommen und mochte ganz vergeſſen haben, daß er unter einem Dach mit einer Tochter des Hauſes Heizeke wohne. — Da mochte er von ihrem Verlobtſein gehört und deshalb gedacht haben, daß doch wohl etwas Begehrenswerthes an ihr ſein müſſe; die Geſchichte mit den „fruits interdits“ kam hinzu, die immer etwas Anziehendes haben, genug, er beſchloß, ſich das Mädchen gelegentlich einmal anzuſehen.

Sie ſehen, die Liebe ſchwebte in dem alten Hauſe in der Luft! — Aber die Liebe! — Na überhaupt! — Da fällt mir gerade eine klaſſiſche Geſchichte über die Entſtehung der Liebe und des Schlingels Amor ein, die ich den Herren doch erzählen möchte. Ich glaube, ſie rührt von dem weltweiſen Sokrates her. Die Herren Profeſſoren werden über meine klaſſiſchen Kenntniſſe vielleicht wieder mit den Achſeln zucken. Profeſſoren haben ja immer leicht etwas Überhebliches, mit denen iſt über ſolche Sachen ſchlecht Kirſchen eſſen, obgleich ihre Weisheit doch auch nur auf Quellen beruht. Nun, ich habe auch meine Quelle, da kommt es denn nur darauf an, welche die beſſere iſt. — Alſo hören Sie zu:

Da fragte einſt eine jungfräuliche griechiſche Prieſterin den Sokrates, der alles wußte und

dabei doch viel beſcheidener war als unſere modernen Gelehrten: „Welches denn nach ſeiner Anſicht die Entſtehung der Liebe ſei. Und der Weltweiſe öffnete den Zaun ſeiner Zähne und antwortete alſo: Höre zu, meine Kleine, und ſtaune:

Einſt feierten die Götter in ihrem Olymp den Geburtstag der Venus, und alles, was nur in den empiriſchen Höhen wohnte, war zu dieſem großen Feſt geladen. Poros, der Gott des Überfluſſes und des Reichtums, hatte ſich an dieſem Tage mehr, als ihm dienlich war, in dem himmliſchen Nektar und Ambroſia zugute gethan. Er ging daher nach der Tafel in dem Göttergarten ſpazieren und ſchlief berauſcht, wie auch Götter ſein können, unter dem belaubten Dache eines immer grünenden Baumes und dem Spiele der leichten Winde ein. Penia, die Göttin der Armut, hatte gleich bei dem Anfange des Gaſtmahls an der Pforte des Götterſaales geſtanden und der etwas trunkenen Fröhlichkeit der Götter zugeſchaut. Da ſie nun den Gott des Überfluſſes erblickte, wurde ſie von einem heimlichen Verlangen ergriffen. Sie ſchlich ihm nach, der da in dem Göttergarten vom ſüßen Schlaf umfangen lag, und ſetzte ſich zu ihm.

Hieraus entſtand eine Verbindung, deren Frucht der loſe Schalk Amor, alſo der Sohn des Überfluſſes und der Armut war.

Dieſe Geſchichte des Sokrates, meine Herren, iſt allegoriſch zu verſtehen. Denn die Göttin der

Armut, was kann ſie anders ſein, als das Bild der ſchwer zu befriedigenden Wünſche des menſchlichen Herzens und der Gott des Überfluſſes was anderes, als die Unbeſchränktheit des Menſchen, die ſich in dieſen Wünſchen offenbart?

Aus dieſer Beſchränktheit und Unendlichkeit, zwiſchen denen der Menſch beſtändig wie zwiſchen zwei Extremen hin und her ſchwankt, entſteht die Sehnſucht, welche aus dem Morgentau und dem Sommerabendhauch entſproſſen iſt. Dieſe Sehnſucht aber iſt die Mutter der Liebe.

Wiſſen die Herren Profeſſoren vielleicht eine beſſere Erklärung der Liebe? Ich dächte, der alte Sokrates hätte mit ſeiner Deutung das Richtige getroffen. Ob er aber gerade bei der Wahl ſeiner ſprichwörtlich gewordenen Ehegattin nach dieſem Lebensprinzip gehandelt hat, ſcheint mir mindeſtens zweifelhaft.

Man muß eben ſelbſt bei Weltweiſen nie zu ſehr auf die Konſequenz ihrer Handlungen mit ihren Worten ſehen. — Das war alſo ſolch eine Art von Erklärung der Entſtehung der ſehnenden Liebe, wie ſie in dem Heizekeſchen Hauſe in der Luft ſchwebte. — Aber revenons:

Der Herr Huſarenoffizier wollte ſich alſo gelegentlich einmal ſeine Haustochter anſehen. Der Zufall kam ihm hierbei zu Hilfe.

Hedwig Heizeke wollte eines Abends die Eltern ihres Bräutigams in der Köbelingerſtraße beſuchen

und rüſtete ſich zum Ausgang. Sie nahm gerade in dem ſchon halbdunkeln Hausflur ihren Mantel von dem Kleiderhaken, da öffnete ſich plötzlich mit raſſelndem Klingelton die Hausthür und Monſieur L'amour ſtand auf der Schwelle. Kaum erblickte der ſtets galante Franzoſe das ihm unbekannte Mädchen, als er auch ſchon ſchnell hinzuſprang, um ihr bei dem Umlegen des Mantels behilflich zu ſein. Hedwig wandte den Kopf und ſtieß, den Offizier erkennend, einen kleinen Schrei aus. Er aber ſah zwei dunkle Augen, ſah das reizende Oval eines Geſichtes, eine zarte und doch üppige Geſtalt und ſagte, eine Fremde vermutend: „Pardon, Madame, daß ich Sie erſchreckte, aber ich wohne hier im Hauſe und bin der Leutnant Lamour". „O, ich weiß — ich weiß", ſtammelte Hedwig leiſe. „Sie kennen mich bereits?" fragte der junge Offizier geſpannt, „aber wer ſind Sie denn?" „Ich heiße Hedwig Heizeke und bin die Tochter des Hauswirtes", war die leiſe Antwort. „Sie ſind Demoiſelle Hedwig? — Sie? und das erfahre ich erſt heute, nachdem wir Wochen unter einem Dache gewohnt? Mon dieu, wie iſt das möglich? Welche Tage des Glückes ſind mir da verloren gegangen!" rief der Franzoſe und trat näher an das Mädchen heran. Er bot ihr die Hand, in die ſie ſchüchtern ihre zitternden Fingerſpitzen legte.

Da erklangen auf einmal ſchwere Schritte vor der Hausthür, dieſe öffnete ſich, der Bräutigam Velten-Wolf ſtand auf der Schwelle und ſagte mit ſeiner

breiten, mehligen Stimme: „Hedwig kummſt Du endlich, mien' Modder harrt all längſt up Di.“

Erſtaunt fuhr der Offizier bei dieſen Worten herum, muſterte den Eingetretenen von oben bis unten und fragte barſch: „Was wollen der Monſieur?“ — „Es iſt mein Bräutigam“, ſtammelte Hedwig, die Augen niederſchlagend.

„Was — der? — Das iſt Ihr Bräutigam — der? O, dann Pardon.“ —

Verwundert ruhten ſeine Augen erſt auf Hedwig, dann prüften ſie den unbeholfen daſtehenden Velten; der Huſar ſchien ſich nicht in die Situation hineinfinden zu können. Sein Erſtaunen war wohl berechtigt — Hedwig und dieſer Mann! Man muß Velten-Wolf eben gekannt haben. Das ſchöne Mädchen bemühte ſich in ihrer Verlegenheit vergeblich, ihren Mantel umzuhängen; mit einem Sprung war der Franzoſe bei ihr und ihr behilflich, ihn anzuziehen. — Sie ſchien abſichtlich recht lange Zeit zu gebrauchen, bis ſie in die Ärmel hineinfand. Seine Hände fühlten ihre runden Schultern, ein berauſchender Duft ſtieg von ihrem blonden Haar, von ihrem jugendfriſchen Körper zu ihm auf und er drückte, vor Wonne ſchaudernd, ſeine Arme um dieſe Schultern. Sie wandte das Köpfchen, dabei kam er ihrem ſüßen Geſicht ſo nah, daß es beinah das ſeine ſtreifte und einen Augenblick ſahen ſie ſich tief in die Augen. Er hätte ſie ſtürmiſch an ſein Herz reißen mögen. Sie aber ſtammelte leiſe: „Vielen Dank, Monſieur“,

knixte und eilte mit ihrem Bräutigam zu der Thür hinaus.

Der Franzoſe ſah ihr nach und rief, als die Thür ſich hinter den beiden geſchloſſen, begeiſtert: „Das iſt ja das ſüßeſte Mädchen der ganzen Stadt, — die muß mein werden.“

Sehen Sie, meine Herren, das war das erſte Zuſammentreffen Jungfer Hedwigs mit Monſieur L'amour.

Gewiß werden Sie nun fragen: „Woher weiß denn der Alte das ſchon wieder?“ — Ja woher? Es ſind nachher Jahre darüber hingegangen, ehe ich die Einzelheiten dieſes Liebesverhältniſſes erfuhr. Sie wiſſen aber ſelbſt, was einem ſo manchmal durch den Klatſch der Leute zugetragen wird. Da hatte der Diener des Offiziers darüber an ſeinen Kollegen Baptiſte und der wieder an unſeren Bedienten erzählt, und nachher, als die Geſchichte des Liebespaares ſtadtbekannt wurde, hat man ſich wohl ſo aus den Äußerungen der Heizekes und der Nachbarn die Einzelheiten zuſammenkombiniert. Ähnlich wird wohl jedenfalls der wirkliche Verlauf dieſes ſich zu einer Tragödie zuſpitzenden Liebesverhältniſſes geweſen ſein.

Ich ſelbſt, der damalige Knabe, ſollte aber in jener Zeit einmal Zeuge der zwiſchen beiden Liebesleuten entſtandenen Zärtlichkeit werden.

Das kam nämlich ſo:

Der Winter war inzwiſchen dahingegangen und es nachgerade wieder Frühling geworden. Die Syringen

blühten, die Krokuſſe und Hyazinthen ſahen neugierig aus dem Boden heraus und die Nachtigallen ſchlugen in den Büſchen — Amors Zeit war gekommen.

Da, ich weiß es noch wie heute. Der Tag iſt mir unvergeßlich geblieben, da mir an ihm zum erſtenmal der Anblick einer Liebesſzene der beiden Geſchlechter wurde. (Sie werden mir recht geben, ſo etwas vergißt man nicht.) Ich war des Abends lange in unſerem Garten geweſen, hatte ein Vogelneſt in den Büſchen aufgeſpürt und befand mich zufällig ganz in der Nähe der Hecke des Nachbargartens, als ich auf einmal eine leiſe Stimme zu vernehmen glaubte. Ich ſchlich näher heran, da wo eine Laube dicht an der Hecke lag, und hörte ganz deutlich ein leiſes, ſehnſüchtiges Geflüſter, das von langen wahnſinnigen Küſſen unterbrochen wurde. Wer war das, wer konnte das ſein? War es vielleicht Hedwig und ihr Bräutigam, der Velten, die da beieinander ſaßen? Sie wiſſen ja, Jungens in dem Alter ſehen nichts lieber, als ſolche heimliche Sachen. Ich ſchlich mich auf den Fußſpitzen zu der Rückwand der Laube, bog leiſe die Zweige auseinander und ſah — Schön-Hedwig von des franzöſiſchen Offiziers Armen umſchlungen auf deſſen Knieen ſitzen.

Nie werde ich dieſe heißen Liebesſchwüre vergeſſen, nie die Laute der teils franzöſiſch, teils deutſch geſtammelten Liebesworte: „O mon ange, mon coeur chéri, liebſt du mich, o wie ſo douce biſt Du mir, Du mein Lieb, mein einziges“, und dann kam es

zurück: „O Francois, ja, ich liebe Dich, Du Schöner, Du Herrlicher Du.“ — Und wieder folgten wahnſinnige Küſſe und leiſes Liebesgeflüſter. — Wie ſchien der Abend, der Duft der Frühlingsblumen und Hedwigs Nähe den Mann zu erregen und welch kindiſches Spiel trieb er mit dem Mädchen. Er zog ihr die Mütze fort, die ihr blondes Haar bedeckte und löſte ihre über der Stirn aufgebauten ſchweren Zöpfe, daß die blonde Haarflut ſie wie ein goldener Mantel umwallte. „O wie ſchön biſt Du, mon ange, ma belle 'Edwige!“

Und fürwahr, er hatte recht, das Mädchen ſah in der Friſur ganz verändert aus. Dieſe verlangenden heißen Augen, dieſe durſtenden Lippen paßten nicht zu der bisherigen puritaniſch ſtrengen Haartracht; zu einer Madonna hatte Hedwig wirklich keine Anlage. Ja ſie war hinreißend ſchön und wie wirkte dieſe Schönheit erſt auf ihn ein! Er legte den Arm um ſie, preßte ſie an ſich und haſchte nach ihrer Hand, und wie verſtand er zu küſſen!

Ja, das war ein anderer Liebhaber als der langweilige, träge Velten. — Des Franzoſen Liebe war jugendfriſch und ungeſtüm in ihren Liebkoſungen. — Und auch bei Hedwig ſchienen die Sinne, das Erbteil ihrer Mutter erwacht zu ſein, denn ſie konnte gar nicht genug bekommen Der Feind ihres Vaterlandes, der Franzoſe, war ihr Gott geworden, ſie liebte ihn und eine jede ſeiner Liebkoſungen war für ſie wie der elektriſche Schlag eines magnetiſchen

Fluidums. Beider durſtige Augen ſahen ſich an und dann küßten ſie ſich wieder in wilder Leidenſchaft.

Und der Franzoſe fragte immer wieder, ob Hedwig ihn liebe? Als Antwort hielt ſie ihn mit ihren kleinen Händen von ſich ab, er beugte ſich vor und ſah ihr in die Augen, ſie öffnete die dunkelrothen Lippen, ſeufzte ſehnſüchtig, aber ſagen that ſie nichts. — Dann küßten ſie ſich und küßten ſich immer wieder.

* * *

Mir Jungen wurde bei dem Anblick ganz angſt und bange, glaubte ich doch, daß der Franzoſe meiner Freundin etwas zu Leide thun wolle und brach in Thränen aus. Mein Schluchzen mochte die beiden aufſchrecken, ich vernahm ein zorniges: „sacre tonnerre“, dann ein Raſcheln und eilige, ſich in der Richtung des Ausganges entfernende Schritte. — Weinend lief ich zu meiner Mutter, klagte ihr mein Leid und erzählte ihr unter Thränen, daß ſich unſer Nachbarskind, die Hedwig, von einem Franzoſen habe küſſen laſſen.

Da hätten die Herren aber das Schelten und Toben meines, ſich grade bei der Mutter befindenden Vaters hören ſollen. Er war ganz außer ſich und gab dem lieben Mädchen die häßlichſten Namen. Er rief, daß er es dem alten Heizeke ſagen wolle, es ſei eine Schmach und eine Schande, ſich mit ſolchem franzöſiſchen Halunken einzulaſſen. — Die Sache nahm für mich ein etwas kritiſches Ende, denn ich bekam

nachher die schönsten Schläge. — Es hieß zwar wegen meines späten Verweilens im Garten, aber den wahren Grund der Strafe weiß ich heute noch nicht, denn daß die beiden sich küßten, dafür konnte ich doch nichts.

Hab ich nicht recht meine Herren? Na siehst Du wohl. — Die Szene in dem Nachbargarten ist mir aber, wie gesagt, unvergeßlich geblieben, ich weiß nicht ob wegen des doch sehr interessanten Schauspiels oder — wegen — der Prügel. — Ja, man muß oft so mancherlei über sich ergehen lassen. Der Franzose bekam die — Küsse und ich die — Hiebe.

Die Sache mit den beiden Verliebten mag denn nachher heimlich so weiter gegangen sein, ohne daß ich in den nächsten Monaten etwas Näheres darüber erfuhr. Mein Herr Vater hatte sich doch wohl überlegt, daß solch eine unbefugte Einsprache selten viel nützt und oft nur zum Unheil führt, genug, ich hörte nichts mehr darüber. Auch Hedwig bekam ich in den ersten Monaten kaum zu sehen, nur erinnere ich mich, sie im Herbst, so Ende September, einmal in dem Garten bemerkt zu haben, wo sie auf einer Bank saß und weinte.

Wie das aber bei solchen heimlichen Verhältnissen meistens zu gehen pflegt, einmal kommen sie doch heraus. Die Leutchen werden gewöhnlich zu sicher und mit der Zeit unvorsichtig — der Krug geht eben so lange zu Wasser, bis er zerbricht.

So mochte der Bräutigam denn doch nach gerade Kenntnis von dem Stande der Sache erhalten haben. Es mußte ihm ja auch endlich der Verkehr zwiſchen ſeiner Braut und dem luſtigen Franzoſen, ſowie Hedwigs kühles, faſt verächtliches Weſen gegen ihn ſelbſt auffallen. Wie aber ſolche dickblütige Menſchen einmal ſind, er hatte, ſo lange die Sache bei dem Scherzen und Lachen blieb, eigentlich nicht viel dagegen. Ja, es war ihm ſogar ſcheinbar gar nicht unangenehm, ſeine Braut, deren Temperament ihm oft auf die dicken Nerven fiel, auf dieſe Weiſe unterhalten zu ſehen.

Anders wurde die Sache erſt, als Hedwig anfing ihn ſchlecht zu behandeln und ihres Verlobtenverhältniſſes garnicht mehr Erwähnung that. Da begann er doch, ſich hier und da Gedanken zu machen und den ſchwarzhaarigen Lieutenant ſcheel anzuſehen. So kam denn gegen den November hin ein Tag heran, an dem die Bürgerfamilien in der „neuen Schenke“ ein Maskenfeſt veranſtalteten, an dem ſich auf den Wunſch von Veltens Mutter auch das Brautpaar beteiligte.

Was ſich an dem Abend da eigentlich ereignete, iſt nie ſo recht klar geworden, obgleich darüber nachher eine große militäriſche Unterſuchung eingeleitet wurde. Genug, der Monſieur L'amour hatte ſich auch in die Geſellſchaft einzuſchleichen gewußt und dort mit ſeinem Schatz im Laufe des Abends ein zärtliches tête-à-tête gehabt.

Nirgends ist ja bekanntlich ein Liebespaar ungestörter allein, als in solchem fratzenhaften Treiben eines Maskenfestes. Der Husar hatte Hedwig in ihrer Verkleidung schnell genug erkannt, sie in ein abgelegenes Nebenzimmer geführt, wo sich beide wohl zu unvorsichtig ihrer Zärtlichkeit hingaben. Das mochte einer oder der andere von Veltens Sippe belauscht haben, genug, das Ende vom Liede war, daß man den schönen Offizier an dem nächsten Morgen braun und blau geschlagen vor Heizekes Hause auf der Straße vorfand.

Die Herren können sich den Spektakel denken, der darüber bei den französischen Behörden losging. Natürlich wurde ein politischer Mordversuch daraus gemacht, der Gegenstand des Angriffes war der schöne Adjutant Berthiers, das Hallo war groß. Der Verletzte wußte über seine maskierten Angreifer nichts anzugeben, glaubte aber bestimmt, daß es deutsche gewesen wären, denn sie hätten ganz furchtbar zugehauen. Was war da zu machen? Man hegte zwar auf Velten Verdacht, aber da ihm nichts nachzuweisen war, so verlief die Sache im Sande. Da man nun keinen Einzelnen fassen konnte, so mußte die arme Stadt dafür büßen und dem Verletzten ein Schmerzensgeld von 10000 Franks zahlen.

Hatte Velten aber geglaubt, durch diese Tracht Prügel seinen Nebenbuhler zu einer Änderung in seiner Art und Weise Hedwig gegenüber zu veranlassen, so irrte er darin ganz gewaltig. Die Sache

wurde im Gegenteil immer ſchlimmer. Das Mädchen zerfloß in Thränen und ließ ſich nicht davon abbringen, die Pflege des allerdings einige Tage recht der Pflege bedürftigen Verwundeten zu übernehmen. Erſt der direkte Befehl ihrer Mutter entfernte ſie aus dem Krankenzimmer. Ob ſie aber trotzdem nicht heimlich in der Nacht zu ihm ſchlich, darüber erlaube ich mir kein Urteil. Es war auffallend, daß ſich dadurch das inzwiſchen auf Seiten des Franzoſen ſcheinbar etwas kühler gewordene Verhältnis von neuem belebte und für einige Zeit wieder die frühere Innigkeit annahm. Ja, eine ſolche Innigkeit, daß die Spuren davon ſich bei dem ſchönen Mädchen zu zeigen begannen.

Damit aber, meine Herren, hat es bekanntlich bei uns ſo etwas an ſich, und es beginnt damit nach unſeren, darin ganz blödſinnigen Verhältniſſen und Anſchauungen ein wahres Martyrium für das unglückliche Weib. Sie kennen ja den ſchönen Vers:

„Das Vergnügen hat der Spatz,
Doch die Spätzin hat die Pflichten.“

Anſtatt daß ſich die Juſtiz gegen den Anſtifter wendet, hat das ſchwache Geſchlecht die Geſchichte ganz allein auszubaden, das doch meiſt — ich ſage meiſt, Sie werden mir darin Recht geben, nur der duldende Teil iſt. Ich muß den Herren doch bei dieſer Gelegenheit die Anſichten eines alten japaniſchen Diplomaten über dieſen Gegenſtand und über die Ehe überhaupt mitteilen, den ich neulich in

Berlin bei dem Grafen Gracht kennen lernte. Dieſer alte Globetrotter, Hiko hieß er, ſprach ſich eines Tages darüber folgendermaßen aus: „Ich ſage Ihnen, zu Anfang dachte kein Menſch in unſerem Nippon, am wenigſten in San jobo, wo ich zu Haus bin, ja, wohl in der Welt überhaupt an die Ehe. Die Lebensbedürfniſſe waren noch einfach, direkt der Natur entnommen. Damals nahm ſich der Mann ſein Mädchen nach der Zuchtwahl. Bekam das Mädchen ein Kind, dann war es gut und damit baſta. — Es wurde deshalb nicht etwa verachtet, i bewahre, verachtet man etwa das Chryſanthemum, wenn es blüht?

Bald aber wurden die Menſchen auch auf Nippon mehr, die Lebensverhältniſſe theuerer und unſere kleinen Musmis*) fingen infolge deſſen an, ſich nach den Vätern ihrer Kinder umzuſehen. Und zwar ganz mit Recht, die ſollten ihr Teil mit ernähren helfen, was doch nur ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit war. Manchmal thaten ſie es, manchmal auch nicht. Es kam daher bald die Zeit, wo die Musmis vorſichtiger wurden und ſich nicht eher hingaben, bis der Kadi vorher ſeine Unterſchrift unter den Ehekontrakt geſetzt hatte. — Sehen Sie, das half. — So entſtanden bei uns nach und nach die Ehepakten und mit dem unbeſchränkten Herrenrecht da war es vorbei.“

*) Siehe das bei M. & H. Schaper-Hannover erſchienene Werk „Vom Geſandtſchaftsattaché“, Skizzen aus Japan und deſſen erſter Geſellſchaft. Anm. des Herausgebers.

„Dixi“, ſagte der Japaner, und der Mann hatte recht, ſchade, daß bei uns nicht auch japaniſche Sitte herrſcht.“

„Ja, wiſſen Euer Präſidenz“, fiel hier ein benachbarter, zu dem Vereinsabend erſchienener Gutsbeſitzer v. G. dem Grafen in die Rede: „In der Sache ſelbſt mag der Japaner ja vielleicht nicht Unrecht haben, aber Alterchen, Ihr ſcheint doch auf dem beſten Wege zu ſein, frivol zu werden. Ihr fangt heute Abend ſo bei kleinem damit an und was dieſe Anſicht des Japaners mit Euerer, ſo wie ſo ſchon etwas einbeutigen Geſchichte zu thun hat, das begreife ich eigentlich auch nicht recht.“

„Na ja Nachbar, nun ſeid nur ſtill und ſchimpft hier nicht, ſonſt muß ich das Präſidialedikt von der Unverletzlichkeit des Präſidiums einmal wieder auffriſchen. Ich werde mich aber in Zukunft im Zaume zu halten ſuchen, um Euer jungfräuliches Gefühl nicht zu verletzen. Meiner Anſicht nach können aber culturhiſtoriſche Betrachtungen, wie die meines Freundes Hiko, nie unmoraliſch ſein. Ich bin übrigens auch gleich mit der Geſchichte der armen Hedwig zu ende, die Ihr ja beſonders von mir verlangt habt, dann werde ich mich wieder mehr dem rein Hiſtoriſchen zuwenden.

Na, alſo wo war ich ſtehen geblieben? Ja, ſo bei Hedwigs bedenklichem Zuſtand, von dem übrigens wohl damals kein Menſch außer ihr etwas ahnte. Ja, es war das eine ganz tolle Geſchichte für das arme betrogene Ding. Ich fahre alſo fort:

Da also die Prügelkur den Herrn Francois nicht gebessert hatte und das Verhältnis scheinbar eher noch intimer geworden war, so beschloß Velten, dem in seinem Bürgersinn nichts schrecklicher war, als das Zurückgehen einer Verlobung so dicht vor der Hochzeit, noch auf andere Art zu versuchen, den Husaren in Hedwigs Augen zu diskreditieren und ihr zu beweisen, was ihr Anbeter doch eigentlich für ein Früchtchen sei. Es sollte ihr klar werden, daß sie nicht die einzige, von den duftigen Blumen in der Stadt sei, die dem losen Schmetterling den duftigen Kelch ihrer Lippen öffnete.

Um Euch das klar zu machen, Ihr Herren, muß ich wieder auf die Sittenverhältnisse der damaligen Gesellschaft in Hannover etwas näher eingehen. Ich bleibe dabei, es war das zum Teil eine ganz tolle Gesellschaft.

Was sah man da ringsumher? Die Gebräuche der französischen Courtisanengesellschaft hatten sich durch die Menge der zugereisten Pariser und anderweitigen Weiber in die bis dahin so ehrbare Bürger- und — sonstige Gesellschaft eingeschlichen. Man sah da Mütter, die selbst nicht recht wußten, wer die Väter ihrer Kinder waren, man hörte ganz ungeniert davon sprechen, wie die oder die Dame mit dem General oder jenem Oberst ein Verhältnis habe und die Liebhaber der verheirateten Frauen, die verratenen Männer, hatten dann wieder ihre Donnas, mit denen sie sich in dem misère ihrer Ehe zu trösten wußten.

Donnas, die den verheirateten Frauen der beſſeren Stände in nichts nachſtanden. Ja, ſie wurden von dieſen beinah noch an Schönheit, Eleganz und — Sittenloſigkeit übertroffen. Es war das reine chassé croise, ein wahrer Pfuhl von Sünde und Schande, vor dem man ſich wahrhaft entſetzen konnte. Ich habe das in den ſpäteren Jahren mit angeſehen und mich ſelbſt davor entſetzt."

„Na, na Alterchen", fiel der alte v. G . . . . neckend ein, „natürlich haſt Du dich davor erſchreckt, wir kannten Dich ja ſtets als einen Platoniker erſten Ranges". —

„Man merkt, daß Du lange nicht in unſerem Kreiſe warſt, Egbert", erwiderte Graf Oskar ſtirnrunzelnd, „ſonſt würdeſt Du wiſſen, daß die Pointe meiner Geſchichten ſtets eine moraliſche iſt. Nun unterbrich mich aber nicht immer, ſonſt erzähle ich den Herren hier auch einmal eine Geſchichte aus Deinem früheren Leben. Nimm Dich alſo in Acht." —

„Unter den Weibern, die ſich in Hannover zu der Franzoſenzeit angeſiedelt hatten, befand ſich auch eine Madame Aglée de Corti, weiß der Teufel wo die Perſon den Adelstitel her hatte, ein bildſchönes Geſchöpf mit roten Haaren, ſchneeigem Teint und einer Venusfigur, ſchlank und doch üppig. Sie galt für eine Pariſerin und man munkelte, der General Berthier, dieſer Viveur erſter Klaſſe, habe ſie ſich nachkommen laſſen. Der Menſch hatte zwar auch ſeine

Frau in Hannover, aber das war ja nach der Ansicht dieser Franzosen kein Hindernis. Er spielte sich als solche Art von Onkel von der Corti auf, und hatte ihr auch auf der Georgstraße ein sehr schönes Quartier eingerichtet. Ich habe sie damals oft genug gesehen, wenn sie in ihrem hypermodernen blauen Sammetkostum Mittags auf der Georgstraße einherparadierte. Sie wurde deshalb „die Dame in Blau“ genannt. Diese schöne Frau war also gewissermaßen „die maitresse en titre“ des Herrn Generals, hatte aber, wie es hieß, neben ihm noch zahlreiche Verehrer, zu denen unter anderen auch der „Herr Leutnant L'amour“ gehörte.

Nun war dem General eines Tages durch seine überall herumschnüffelnden Spione verraten, daß dieser junge Offizier mehr, als ihm paßte, bei Madame de Corti verkehre, und der in seiner Leidenschaft kein Maß und Ziel kennende General hatte seinen Ordonanzoffizier eines Tages nach dem Vortrage einen strengen Verweis erteilt. Es muß das, wie nachher die anderen Adjutanten des Vorzimmers erzählten, eine ganz tolle Scene gewesen sein. Berthier habe dem Husarenoffizier fast kreischend vor Wut angeschrien: „Ich höre, daß Du es wagst meiner Verwandten, der Madame de Corti, Deine impertinenten Huldigungen darzubringen, ich sage Dir, Du Wicht, wenn Du Dich nur noch ein einziges Mal bei ihr blicken läßt, so — laß ich Dich hängen“, — sprach's und warf ihn zur Thür hinaus.

L'amour lief in ſeinem Zorn ſchleunigſt zu dem General en chef und beſchwerte ſich unter Angabe der ihm gewordenen Behandlung über Berthier.

Mortier ſoll die Beſchwerde nachdenklich angehört und dann lakoniſch gefragt haben: „Hat er Dir wirklich geſagt, daß er Dich hängen laſſen wolle?“

„Jawohl General, das waren ſeine eigenen Worte.“

„Nun mein Sohn, dann nimm dich in acht, denn — der iſt im ſtande und — thut es.“

Der junge Offizier verabſchiedete ſich und ging in tiefen Gedanken nach ſeiner Wohnung zurück. Ja, glauben die Herren aber, daß er ſich nun in Acht nahm? Kein Gedanke. — Was iſt denn auch gegen ſolch ein verliebtes Frauenzimmer, wie Madame Aglée eine war, zu machen? Man weiß ja, verbotene Früchte ſind die ſüßeſten und die ſchöne Frau, der der junge Huſarenoffizier wohl beſſer, als der General gefallen mochte, lockte und lockte ſo lange, bis der Huſar feſter als je in ihren Banden lag. Es verging ſelten ein Tag, daß er nicht von der ſchönen Frau durch ein roſafarbenes Billet zu einem Rendezvous beſtellt wurde. — Von dieſen Zuſammenkünften hatte aber Velten Kenntnis erhalten und eines Tages dem Liebesboten in dem Hauſe ſeiner Braut aufgelauert. Er nahm ihm das Billet mit dem Bemerken ab, es an ſeine Adreſſe befördern zu wollen, öffnete es, las den Ort des Rendezvous und legte es dann auf des Leutnants Zimmer. Dieſes Billet erhielt die Beſtellung zu einem Rendezvous für denſelben Abend

und zwar nach dem Kaffeehauſe des Schweizers Stampa in dem früher Staffordſchen Hauſe an dem Friedrichswall. — Velten überredete ſeine Braut noch an demſelben Abend, jenes Kaffeheaus mit ihm zu beſuchen, das Hedwig ſchon längſt hatte kennen lernen wollen. Das arme Mädchen dachte in ihrer ſorgenvollen Stimmung allerdings nicht an Vergnügungen, konnte ſich aber Veltens Zureden nicht gut entziehen und um 9 Uhr traf denn das ſo ungleiche Brautpaar in dem Kaffeehauſe ein.

Der Herr Stampa kannte den Geſchmack ſeiner franzöſiſchen Offiziere und hatte das Lokal zu lauter kleinen cabinets aparts eingerichtet. Ein langer Gang, an dem zu beiden Seiten ſolche Zimmerchen lagen, ſchien zu kleinen Liebesabenteuern wie geſchaffen.

Velten hatte alles zu ſeinem Zweck vorbereitet, er führte ſeine Braut in das letzte der Kabinets, das nur durch eine dünne Tapetenwand von dem Nebenzimmer getrennt war und in dem man infolge deſſen faſt ein jedes, dort geſprochene Wort vernehmen konnte.

Na ja und dann kam denn eben alles, wie es ſo zu kommen pflegt.

Das Brautpaar hatte ziemlich ſtillſchweigend das von Velten beſtellte Abendbrot eingenommen und dazu eine Flaſche Wein getrunken, das ziemlich wortkarge Geſpräch zwiſchen ihnen war verſtummt und beide gaben ſich ihren beſonderen Gedanken hin. Velten ſagte hier und da ein Wort, ſprach auch wohl von

der für den Juli angesetzten Hochzeit, lauschte dabei aber immer nach dem Nebenzimmer hinüber und Hedwig hörte teilnahmslos zu. So mochten sich beide ungefähr eine halbe Stunde in dieser wenig erquicklichen Situation befunden haben, als plötzlich Gäste in das Nebenkabinet eintraten und dann das Flüstern zweier Stimmen zu ihnen herüber drang. Auch sonst vernahmen sie allerlei Geräusch, wie das Klirren eines Säbels, das Geräusch eines zurückgestoßenen Stuhles und dann wieder zärtliches Geflüster. Bei dem Ton der männlichen Stimme fuhr Hedwig tief erschreckt von ihrem Stuhl in die Höhe und starrte mit ihren großen funkelnden Augen in das Leere, ihre kleinen Hände krampften sich um die Lehne ihres Stuhles und ihre Wangen waren leichenblaß. Sie vernahm zärtliche Liebesworte und das mit einer Stimme, die sie, ach nur zu gut, kannte, und diese Worte flehten mit demselben Ausdruck um Gegenliebe, der einst sie bethört hatte.

Sie hörte die Worte ihres Geliebten, der ein Weib beschwor, sein eigen zu werden. — Mit einem Sprung war sie aus der Thür, riß die Thür des Nebenkabinets auf — und — sah. Ja, was sah sie?

Ein schönes üppiges Weib, von kleiner zierlicher Gestalt, mit feinen Zügen, geschminkten Wangen und rothem Haar, lehnte halb liegend in den Kissen eines kleinen Sophas. Sie hatte die kleinen, in weiße Atlasschuhe gezwängten Füßchen auf die Fußlehne des Divans gestützt und ihre kleinen Hände wühlten in

dem dunklen Lockenhaar eines vor ihr knieenden Mannes, deſſen Arme ihre Taille umſchlangen. — Ja, die Perſon war ſchön, Ihr Herren, ich habe ſie, wie geſagt, oft genug geſehen, aber ich ſage Euch, trotz aller ihrer geſchminkten Schönheit wäre mir doch Hedwigs roſiger kleiner Zeh lieber geweſen, als der ganze Körper dieſer abgefeimten Coquette.

Und nun richtete der Knieende ſeinen Kopf in die Höhe, ſeine Lippen drängten denen des Weibes entgegen, ihre ſchwarzen Augen lechzten ihn an und er ſtammelte: „Aglée chérie un baiser, seulement un.“

Als die arme Hedwig das ſah, als ſie die Liebeslaute ihres Geliebten vernahm, da ſtieß die arme Verrathene den ſchrillen Schrei aus: „Francois — o Francois“ — griff nach ihrem Herzen und ſank ohnmächtig zn Boden. — Ehe aber der hinter ihr ſtehende Velten ſie unterſtützen, ehe ſich das erſchreckte Liebespaar aufraffen konnte, hatte ſie ſich bereits wieder erhoben, und rief dem Offizier mit drohend erhobener Hand und funkelnden Augen zu: „O Du Verräther — Du ehrloſer Schuft“ und ſtürzte in wahnſinniger Angſt, wie betäubt, von den Schreckbildern des Erlebten, die Hände vor das Geſicht geſchlagen, zu dem Hauſe hinaus — durch die Straßen — fort in die Verzweiflung.

Der Offizier wollte ihr folgen — da aber trat Velten hinter der Thür hervor, ſeine ſonſt ſo ſchläfrigen Augen funkelten in raſendem Zorn und die Adern auf ſeiner breiten Stirn waren fingerdick angeſchwollen.

Er vertrat dem Husaren den Weg und schlug ihn mit einem Schlage seiner mächtigen Faust zu Boden, so daß er scheinbar leblos liegen blieb. Dann ging er festen ruhigen Schrittes durch die Reihen der entsetzt herbeieilenden Gäste hindurch, öffnete die Thür und folgte seiner entflohenen Braut. — Hinter ihm her aber erklang das zeternde Geschrei des tötlich erschrockenen Frauenzimmers und die Rufe der aus den anderen Kabinen hervorstürzenden Franzosen. — Was half es, daß sie hinter Velten hereilten und ihn zu greifen suchten, der deutsche Bär schüttelte sie wie Hunde von sich ab, griff zwei der verwegensten Schreier bei den Kragen und schlug sie mit den Köpfen zusammen, daß die französischen Schädel knackten wie hohle Wallnüsse, und entkam.

Der furor germanicus, die niedersächsische Wuth war in ihm erwacht. Wer vermag etwas dagegen?

Velten eilte nach dem Hause seiner Braut, aber Hedwig war nicht dort eingetroffen, die alten Heizekes waren zu Tode erschrocken und suchten die Tochter die ganze Nacht hindurch, aber alles Suchen blieb vergebens.

Einige Fischer brachten sie an dem nächsten Morgen auf einer Bahre in das Elternhaus, das schöne Mädchen hatte in dem „schnellen Graben" den Tod gesucht und — gefunden. So büßte sie ihre kurze Liebesseligkeit mit dem Tode.

Als sich die Nachricht von dem Unglücksfall in der Nachbarschaft verbreitete und durch den alten

Johann auch mir zu Ohren kam, eilte ich zu Heizekes hinüber, um Hedwig noch einmal zu ſehen. Weinend ſtand ich an der Bahre, auf der meine Jugendfreundin lag. Ich habe den Anblick nicht vergeſſen können mein lebelang. Trotzdem über 70 Jahre ſeitdem vergangen ſind, ſteht mir das Bild noch immer vor Augen. Da lag ſie, das liebe freundliche Mädchen, das mir ſo viel Gutes erwieſen hatte, ſtarr und bleich auf dem Bett ihres kleinen Zimmers. Ihre ſchwarzen, halbgebrochenen Augen blickten ſtarr nach oben und ihr ſchönes blondes Haar hing in naſſen Strähnen bis auf den Fußboden hinab.

Um ihren kleinen blaſſen Mund aber ſpielte ein faſt glückliches Lächeln, als liege nun aller Schmerz und alles Erdenleid weit hinter ihr. Sie hatte die Ruhe gefunden. Zwei Leben waren mit ihrem Tode dahingegangen.

Ich konnte, wie geſagt, das rührende Bild dieſes durch die Niedertracht des Franzoſen ſo früh dahingerafften ſchönen Mädchens nicht vergeſſen. Hedwigs Leiche war die erſte Tote, die ich in meinem jungen Leben zu ſehen bekam, das Bild füllte noch Monate lang meine Träume. Auch der Schmerz der armen Mutter ſteht mir noch immer vor Augen, wie ſie in Thränen aufgelöſt zu Füßen des Lagers kniete, wie ſie ſich bemühte, die naſſen Haare mit einem Tuch zu trocknen und dann die Tote mit ihren Armen umſchlingend jammerte: „O Du meine Hedwig, Du mein einziges Glück im Leben!“ Sie wollte gar

nicht glauben, daß ihr ſchönes Kind längſt hinübergegangen ſei und es bedurfte des ernſten Zuredens unſeres alten Arztes, ſie zu überreden, der Toten die Augen zuzudrücken.

Das, Ihr Herren, iſt meine Geſchichte, eine von den vielen ähnlichen aus der Franzoſenzeit, die ich Ihnen zu erzählen verſprach. Dieſe Schandthaten unſerer franzöſiſchen Unterdrücker aber waren es, die unſere Niederſachſen endlich aus ihrer Gemütlichkeit aufweckten, die ſie aufrüttelten aus dem Michelſchlaf und ſie lehrten, die Schwerter zu ergreifen, mit denen ſie ſpäter das Galliſche Geſindel zu Boden ſchmetterten. Möge ſich der Galliſche Hahn daran für immer ein Beiſpiel nehmen und niemals wagen, uns wieder in das Gehege zu kommen, denn *Niederſächſiſche Fäuſte, die hauen gut.* Jetzt aber iſt Niederſachſen in dem ſtarken, wehrhaften Deutſchland aufgegangen und das junge Deutſche Reich zeigt bei jeder Gelegenheit, daß es Zähne zum Beißen und Arme, ſich zu wehren hat.

Die unglücklichen Zeiten unſeres nationalen Stumpfſinnes, unſerer politiſchen Gleichgültigkeit und unſerer Sonderbündelei ſind vorüber. *Alldeutſchland fürchtet ſeinen Gott, aber ſonſt nichts auf der Welt.*

Sie fragen lieber Rat, was aus dem Velten und aus dem Leutnant L'amour geworden ſei. Ja, den Velten, den hätten die Franzoſen gern gegriffen.

Bekanntlich aber konnten ſelbſt die Nürnberger keinen hängen, ſie hatten ihn denn zuvor. So ging es auch den Franzuskis mit dem Velten. Der ſtarke Feilenhauer hatte ſich dünne zu machen gewußt, er war nach England zu der engliſch-deutſchen Legion geflohen, bei der er ſich nachher in Spanien ausgezeichnet haben ſoll. Was mögen ſeine ſtarken Fäuſte da gedroſchen haben!

Von dem Monſieur L'amour habe ich nichts weiter gehört, als daß er kurz darauf nach Frankreich zurückverſetzt wurde. Der Kerl muß einen guten Schädel gehabt haben, denn von Velten hieß es immer, er könne mit ſeiner Rieſenfauſt einen Bullen totſchlagen. Ja, in ſolchem pflegmatiſchen, langſamen Niederſachſen ſteckt manchmal eine wahre Bärenkraft.

Damit aber gute Nacht meine Herren. Ich habe Ihnen Ihren Wünſchen gemäß und zur beſſeren Beleuchtung der damaligen Verhältſſe dieſe tragiſche Geſchichte aus dem Leben einer Einzelnen erzählt. Ich werde das nächſte Mal wieder mehr auf das Hiſtoriſche jener für unſer Hannover ſo unglücklichen Zeit eingehen. — Nochmals gute Nacht meine Herren.

Die Erzählung des siebenten Abends.

Meine verehrten Herren! das vorige Mal habe ich Ihnen auf Ihr Verlangen eine Liebesgeschichte aus der Franzosenzeit erzählt, ich werde mich heute dem Sinne des Vereins gemäß wieder mehr dem historischen aus jenen unglücklichen Tagen zuwenden, in denen unser liebes Niedersachsen geknechtet am Boden lag. Wir waren in der Erzählung der armen Hedwig Heizeke der Zeit etwas vorangeeilt und bereits in das Jahr 1804 gelangt, da muß ich erst noch einiges nachholen, was sich in dem Winter 1803 zutrug.

Wie man sich im Leben an so Manches gewöhnt, so hatten sich die Stadthannoveraner auch nachgerade trotz aller Steuern und aller Noth an die große Besatzung der französischen Truppen gewöhnen lernen. Die Bürger fingen nachgerade an, die Sache als ihr Kismet zu betrachten. Hierzu trug in mancher Beziehung der gewissermaßen märchenhafte Nimbus bei, der den großen Mann dahinten in Paris umgab. Alle seine wunderbaren Erfolge, seine Feldzüge in

Syrien und Ägypten, ſeine Siege in Italien, in denen er die für unbeſiegbar gehaltenen Armeen des deutſchen Kaiſers zertrümmert hatte, ſein wahrhaft wunderbares Organiſationstalent, mit dem er ganze Staaten ſeiner Macht einverleibte, die unbegreifliche Arbeitskraft, mit der der eine Mann das alles vollbrachte, alles das ließ ihn den Nationen als eine Art von Übermenſchen erſcheinen.

Dabei hatte dieſer eine wunderbare Mann allein die Hydra der franzöſiſchen Schreckensherrſchaft überwältigt, und die Revolution, die ihre Fühler bereits über den Rhein zu ſtrecken begann, und ſo manches brave deutſche Philiſterherz mit bangem Grauen erfüllte, mit ſeiner eiſernen Fauſt bezwungen. Man fing an, in Napoleon ein von Gott geſandtes Werkzeug zu ſehen, das dazu beſtimmt ſei, in die verrotteten Speichen des Weltrades einzugreifen und der Menſchheit einen neuen Kurs zu geben. Man erkannte, daß der Mann zwar eine Geißel, aber eine furchtbare ſei, gegen die ein jeder Widerſtand vergeblich wäre und der die Welt ſich fügen müſſe. In jener Zeit, wo alle Throne zu wackeln begannen, wo die Monarchieen wie Glas unter Napoleons Hieben zerſtiebten, wo alles, an das die Menſchen bisher als Autorität geglaubt hatten, an zu wanken fing, glaubte die Welt, in dieſem wunderbaren Manne den Gründer eines neuen Weltſyſtems zu ſehen. Alle Staaten bis auf England und Preußen beugten ſich vor ihm und man fürchtete, daß es bei dieſen beiden auch nur

eine Frage der Zeit ſei, bis auch ſie unterworfen würden.

Man muß eben in jener Zeit gelebt haben, meine Herren, um das ganz zu erkennen.

Nehmen Sie doch nur einmal einen ſolchen Pfahlbürger aus jener Zeit an, dem die ſchnelle Folge der ſich überſtürzenden Ereigniſſe den Kopf wirr gemacht hatte, der jede bisherige Autorität über den Haufen geworfen ſah, der ſchließlich nicht mehr wußte, was Recht, was Unrecht war. Glauben Sie, daß da Vieler Weltanſchauung noch ſo weit ging, über die Schmach des Vaterlandes nachzudenken?

Die Beſſeren der Nationen, die Denker und Dichter, die Gelehrten und Studenten, ja, um mich einmal eines modernen Ausdruckes zu bedienen, die oberen Zehntauſend des Geiſtes und der Bildung, die mochten wohl das Gefühl dafür haben, auch bei unſeren braven Niederſächſiſchen Bauern mochte wohl der Zorn auf den Galliſchen Fremdling unter der Aſche glühen, die Geſammtheit der Philiſter aber begann ſich nachgerade unter dem fremden Joche einzurichten. Ja, es gab ſo manchen Krähwinkler, der ſich ſogar unter den neuen Verhältniſſen ganz wohl zu fühlen begann, die neuen freiſinnigen Geſetze und Einrichtungen der bisherigen Sonderbündelei vorzog und mit Schmunzeln den pekuniären Verdienſt in die Taſche ſteckte, der ihm aus dem Zuſammenfluß der vielen Fremden in dem Lande erwuchs. — So trat denn in Hannover bald eine Art von Verbrüderung mit

der französischen Besatzung ein, so daß man, abgesehen von der welschen Sprache, hätte glauben können, die Garnison bestände noch aus den alten heimischen Truppen.

Die Bürger waren mit der französischen Einquartierung so zufrieden, daß sie sich z. B. freiwillig erboten, die Soldaten gegen eine Entschädigung von täglich 6 guten Groschen in das Quartier zu nehmen. Die Mädels gingen mit den Soldaten allsonntaglich zum Tanz und man konnte gegen Abend die Bürger mit ihrer Einquartierung Arm in Arm singend den Friedrichswall hinauf und herunter spazieren sehen.

Da ist mir gerade noch ein Fall in Erinnerung geblieben, der das gute Einvernehmen zwischen den Bürgern und dem Militär so recht veranschaulichte. Es brannte eines Abends in dem Brünnebergerschen Hause und das Feuer begann sich bereits der Hintergebäude des von Lentheschen Hofes zu bemächtigen, wenn aber der Hof brannte, konnte das ganze enggebaute Stadtviertel leicht zum Teufel gehn. Es war ein furchtbares Hallo in der ganzen Stadt, die Glocken stürmten und die Nachträte tuteten. Die Ersten aber, die auf dem Platze erschienen, waren die höheren französischen Offiziere mit Mortier an der Spitze. Sie ordneten die Löschvorbereitungen an, ja, der Oberst Merlin und andere griffen selbst mit zu, um die alten invaliden Spritzen an den rechten Fleck zu bringen. Die Soldaten bildeten im Verein mit den Bürgern eine lange Kette, in der die Wasser-

einer von Hand zu Hand gingen. Genug, bald war das Feuer Dank der guten Anordnungen und der Arbeit der kühnen und gewandten Franzoſen gelöſcht und der Brand, der das ganze Stadtviertel einzuäſchern drohte, auf zwei Stallgebäude beſchränkt, die in ſich herunterbrannten.

Solche gemeinſchaftliche Arbeit aber verbrüdert und der Magiſtrat ſprach den höheren Offizieren ſeinen Dank für ihre Mühwaltung aus. — Das war ja alles ganz gut, wenn nur nicht dieſe ewigen Geldforderungen geweſen wären! Die hörten aber nicht auf und im November wurden die Landſtände von neuem in den Ritterſaal des Schloſſes zuſammenberufen, um neue, für die Bezahlung des rückſtändigen Soldes an die Armee geforderte, Steuern zu bewilligen.

Gegen Ende des Jahres begannen allerhand Gerüchte aufzutauchen, nach denen es mit der Franzoſenwirtſchaft bald zu Ende gehen ſollte. Da hieß es einmal, der Herzog von Cambridge würde die Großfürſtin Paulowna, die Schweſter des Kaiſers von Rußland heirathen und König von Hannover werden, dann wurde wieder von Friedensverhandlungen mit England geſprochen und als nun gar im Dezember Berthier nach Paris reiſte, hieß es, er käme nicht wieder und bald würden die Franzoſen das Land verlaſſen.

Mortier aber blieb und als dann auch Berthier wiederkam, da verloren die Bauern und auch viele Bürger alle Hoffnung. Sie ergaben ſich der Ver-

zweiflung und es kamen mehrere Revolten vor. Als dieſe ſich mehrten und auch viele, der für die franzöſiſche Armee gepreßten Hannoveraner deſertierten, da ſchienen die Machthaber einen großen Kladderadatſch zu fürchten und verhängten über Stadt und Land ſo eine Art von Belagerungszuſtand.

Der Befehl hierzu mußte durch die Magiſtrate der Städte und die Ortsvorſtände bekannt gemacht werden. Ich habe hier ein Exemplar mitgebracht und werde es vorleſen. Sie können daraus erſehen, wie man damals mit uns umging. Ja, damals mußte man ſo Mancherlei über ſich ergehen laſſen. Hören Sie zu, was der Ukas beſagt:

„Auf ausdrücklichen Befehl des Kommandanten dieſer Stadt, Herrn Generals Schinner, wird ſämtlichen hieſigen Einwohnern Folgendes zur genaueſten Befolgung hierdurch bekannt gemacht:

§ 1. Ein jeder Bürger und Einwohner iſt ſchuldig, die Ankunft eines jeden, bei ihm einkehrenden Fremden ohne allen Unterſchied und wäre es auch ſein nächſter Verwandter, ſofort dem Billetamt zu melden und die Anzeige darüber unter Anführung des Vor- und Zunamens, des Charakters oder Gewerbes, des Ortes, von welchem der Fremde abreiſte und des Ortes, wohin er zu reiſen gedenkt, ſchriftlich einzubringen, damit von dem Billetamt der erforderliche Bericht dem Herrn General Schinner erſtattet werden könne. Derjenige, welcher dieſem Befehle nicht auf das genaueſte nachkommen würde, wird wegen einer

ſolchen Verſäumnis aufs nachdrücklichſte beſtraft werden.

§ 2. Alles, was an Waffen, Munition, Kleidungs- und Equipagenſtücken jeder Art der hannoverſchen Armee, oder deren einzelnen Regimentern gehörig, es ſei in Magazinen, Verwahrung, oder im Beſitz einzelner Perſonen ſich befinden mag, iſt von denjenigen Perſonen, welche ſie in Verwahrung oder unter Händen haben, binnen 48 Stunden unfehlbar anzuzeigen und abzuliefern, bei Strafe militäriſcher Exekution.

§ 3. Keinem Einwohner der Stadt iſt es erlaubt, Waffen zu tragen und niemand darf mit einer Jagdflinte ausgehen, wenn er nicht mit einer, von dem Herrn General Schinner beſonders dazu erteilten Erlaubnis verſehen iſt. Wir erinnern hierdurch einen Jeden, dieſen Befehlen des Herrn General Schinner in jedem Punkte die gebührendſte, genaueſte Folge zu leiſten und dadurch die, auf die Nichtbefolgung derſelben, geſetzte Unannehmlichkeit und harte Beſtrafung zu vermeiden.

Hannover, 16. November 1803.

Die Obrigkeiten der Alt- und Neuſtadt.

Niedliche kleine Verfügung, Ihr Herren, was? Da hatten die Herren Jäger denn ihr Teil und konnten zuſehen, womit ſie ihre Haſen ſchoſſen, denn obiger Erlaubnisſchein wurde nur ſehr ſelten und dann nur gegen klingendes Entgelt bewilligt. — Da wir nun gerade bei der Jagd ſind, will ich den Herren

gleich von einem Umſtand erzählen, der die Aufregung der Bauern auch ſehr erregte. Und das waren die von den Herren Generalen in dem Deiſter arrangierten Treibjagden, zu denen die Bauern in großen Schaaren, oft zu vielen Hunderten, als Treiber kommandiert wurden.

Ich will hier nur von dem einen Tage ſprechen, als einmal wieder für Napoleon Hirſche eingefangen und nach Paris geſandt werden ſollten. Der junge Hinüber war mit dabei geweſen und erzählte meinem Herrn Vater davon.

Es war zu dieſem Treiben ein Detachement des 5. Regiments der chasseurs à cheval kommandiert und an 500 Bauern mußten vorher das Wild nach einem Punkte zuſammentreiben. Gegen 11 Uhr ging nach Ankunft der Generale in der Nähe von Springe das Einfangen los. 24 Stück Rothwild wurden in den Netzen gefangen und 15 Hirſche davon in hölzerne Käfige geſteckt, in denen ſie nach La Malmaiſon gebracht werden ſollten, um den Wildpark der Frau erſten Conſulin, Joſephine la belle zu bevölkern. Einer von den Hirſchen krepierte in der Nacht, wofür man, ohne viele Umſtände zu machen, einen zahmen Hirſch aus dem von Platenſchen Park in Linden requirierte und abſandte. — Auch Damen, die Frauen der Generäle Mortier und Berthier waren bei dieſer Treibjagd zugegen. Drei ſtarke Hirſche brachen durch die Kette der zehn Mann hoch hintereinander aufgeſtellten Treiber, wobei ein Bauer ſchwer

verletzt wurde. Ein hübsches Bauernmädchen aus Egestorf erhielt außerdem durch ein zufällig losgehendes Gewehr einen Schrotschuß in das Bein, wofür ihr der General Berthier zwei Louisdor schenkte, der arme Bauer aber hatte das Zusehen. Bei dem Oberamtmann Wehner in Wennigsen war nachher für die ganze Jagdgesellschaft ein großes Diner, bei dem sich Männlein und Weiblein sehr gut amüsierten. Alle diese Frondienste ärgerten die Bauern gar sehr. Überhaupt spitzten sich zu Ende des Jahres die Verhältnisse immer mehr zu und auch die Übergriffe der höheren Offiziere mehrten sich von Tage zu Tage.

So suchte sich der General Mortier, bei Gelegenheit einer Besichtigung unseres Celler Landgestütes, ganz sans facon sieben Stück der besten Zuchthengste als Reitpferde für sich aus und behielt sie auch, trotzdem ihm erklärt wurde, daß die Thiere Landes- und nicht Königliches Eigentum seien. Auch die Verurteilungen wegen Desertion, Verleitung zur Desertion und Flucht von Militärpflichtigen nach England nahmen trotz des Verbotes in ganz auffallender Weise zu. Sie wurden immer auf das allerstrengste bestraft und dabei stets der Artikel I des Militärstrafgesetzbuches herangezogen, obgleich dieser eigentlich nur für die französische Armee galt. Dieser lautete:

„Jeder, welcher für eine mit der französischen Republik im Krieg begriffene Macht verräterische Embouchage treibt, oder an selbiger Teil nimmt, wird mit dem Tode bestraft.“

Wenn es auch nicht gerade immer zu dieſer Todesſtrafe kam, ſo wurde doch von vielen Fällen erzählt, bei denen der Angeſchuldigte, oder deſſen Verwandte zu 15 Jahren in die Eiſen verurteilt und zur Verbüßung dieſer Strafe in irgend eine franzöſiſche Feſtung abgeführt wurde.

Beſonders wurde von der Bevölkerung in Stadt und Land über die Aufführung der franzöſiſchen Cavalleriſten geklagt, die in den Quartieren ſtets mehr verlangten, als ſie zu fordern hatten. Das führte denn zu häufigen Zwiſten und endloſen Klagen, ſo daß ſich der General Mortier ſchließlich veranlaßt ſah, dagegen einzuſchreiten. Er erließ im März des Jahres eine Verfügung, die das Landes-Deputations-Kollegium bekannt zu geben hatte. Dieſe lautete:

1) Die franzöſiſchen Dragoner, Chaſſeurs und Huſaren, wie auch beſonders die Korporale, erhalten von den Lieferanten ein jeder eine Portion, welche in $1\frac{1}{2}$ Pfund Brot, $\frac{1}{2}$ Pfund Fleiſch, zwei Loth Reis und 4 Loth trockenem Gemüſe und einer Portion Bier beſteht und die obigen Leute können nach der Generalordre vom 19. und 20. Prairial von ihren Wirten nur Salz, Feuerung, Licht, ſowie die zum Kochen erforderlichen Gerätſchaften nebſt Tellern, Meſſern und Löffeln verlangen. Da aber nur wenige Einquartierte ihr Eſſen ſelbſt zubereiten, ſondern von ihren Wirten ſich ſpeiſen laſſen werden, ſo können die Wirte die Auslieferung dieſer Portionen als ihr Recht verlangen und wird es der Convenienz an-

gemeſſen ſein, gegen ihre Einquartierung gefällig zu ſein und es bei deren Beköſtigung nie an der gehörigen Qualität und Quantität fehlen zu laſſen, ohne jedoch die Grenzen einer gewöhnlichen Hausmannskoſt zu überſchreiten. Dagegen ſind alle auf eine koſtbarere Bewirtung gerichteten übertriebenen Forderungen von den Wirten mit Feſtigkeit abzulehnen und iſt ſofort dem Chef des Regiments davon Anzeige zu machen und deſſen Hülfe zu erbitten, und im „Enthörungsfalle“ das Landes-Deputationskollegium davon zu benachrichtigen, damit dieſes begründete Beſchwerden zur Kenntnis des Herrn General en chef bringen könne, von deſſen Gerechtigkeitsliebe eine ſofortige Remedur erwartet werden darf.

War dieſe Verfügung nur gegen die Mannſchaften gerichtet, ſo ſchienen ſich die Herren Offiziere doch auch manche Überſchreitungen erlaubt zu haben, denn ein Paragraph 2 richtete ſich auch gegen ſie:

2) Was die, unter den vorkommenden Umſtänden nicht füglich zu vermeidende Speiſung der Offiziere und ſolcher Offizianten, welche den Offizieren gleich geſchätzt werden, anbelangt, ſo ſind ſelbige auf keine Weiſe berechtigt, eine, mit dem Betrage ihrer Portionen in keinem Verhältnis ſtehende, koſtbare Bewirtung zu begehren, ſondern ſie müſſen ſich vielmehr ſowohl in Anſehung der Speiſen, als beſonders des Getränkes mit dem gewöhnlichen Tiſch ihres Hauswirtes, mithin mit einer zwar anſtändigen, jedoch aber mäßigen, dem Vermögen der Bequartierten angemeſſenen Bewirtung

begnügen. Übertriebene Forderungen sind daher von dem Wirte mit Ruhe und Festigkeit zu verweigern und anfangs durch gütliche Vorstellungen abzulehnen, hiernächst, wenn diese fruchtlos sein und etwa Unannehmlichkeiten für den Wirt daraus entstehen sollten, so ist bei dem Regimentschef darüber Beschwerde zu führen und wenn auch dieses nichts nützen sollte, dem Landes-Deputations-Kollegium davon Anzeige zu thun, welches sich sodann nach Beschaffenheit der Umstände an die höchsten französischen Behörden wenden wird.

Landes-Deputations-Kollegium.

gez. Christoph, Abt zu Loccum, v. Meding, v. Münchhausen, v. Zesterfleth, v. Bremer, v. Wangenheim, v. Bar, v. Schleppegrell, v. Hinüber, v. Pape, Brandes, Müller, Iffland, Köpp, Biester.

Da hatte der Herr General denn den Offizieren und Konsorten in ihren Bebauchen gewissermaßen einen Pfahl vorgesteckt. Es nahmen diese Orgien aber auch gar kein Ende mehr und die Offiziere gaben oft für sich und ihre Weiber, auf Kosten ihrer Wirte, die größesten Gelage, bei denen es ganz toll herging. Das sollte die obige Verfügung verhindern.

Aber, meine Herren, das Papier ist geduldig, die Verfügung nahm sich darauf zwar ganz gut aus, wie das aber mit solchen Befehlen in praxi zu gehen pflegt, wie solche von den Kavalleristen (natürlich meine ich die Mannschaften), bei den Manövern aufgefaßt und befolgt werden, davon geben ja selbst unsere jetzigen Herbstübungen häufig einen Beweis.

Wer kennt nicht die Geſchichte von dem gebratenen, ſauren Häring, dem ewig kochenden Kieſelſtein ꝛc. ꝛc., die ſelbſt im tiefſten Frieden gegen renitente, wohlhabende Wirte zur Anwendung gelangen? Wer erinnert ſich nicht des ſo ſelten aufzuklärenden, geheimnisvollen Hafer- und Heuſchwundes, durch gewandt angebrachte Fußbodendurchbohrungen herbeigeführt, auf den bäuerlicher Fourageböden? Wer denkt da nicht an die Beſchwerden der Wirte über Hafer und Heudiebſtähle der Huſaren oder Dragoner und das Achſelzucken der Schwadronschefs, wenn ihnen die Namen der Attentäter nicht genannt werden können?

Das ſind eben ſo beſondere Eigentümlichkeiten unſerer Kavalleriſten, die mit in den Kauf genommen werden müſſen und ſelbſt dem wohlhabendſten, niederſächſiſchen Bauernjungen iſt der Hafer ſeines Wirtes für ſein getreues Pferd nicht heilig, ſo lange er die bunte Jacke trägt.

Wird er aber einmal abgefaßt und dann natürlich beſtraft, was ändert das? Er ſingt dann im Loch wahrſcheinlich: „Uns von der Kavallerie, geniert ſo etwas nie.“ — Dazu haben unſere niederſächſiſchen Jungens ihre Pferde viel zu lieb, da wird das nächſte Mal doch wieder tapfer Hafer „gefunden“ und ich glaube kaum, daß ſich viele unſerer ſeßhaften Bauern finden dürften, die darüber Anzeige machen, wenn ſie auch noch ſo ſakermäßig davon ſchimpfen und fluchen. Hab ich nicht recht, meine Herren? Na ſiehſt Du wohl.

Nun denken Sie ſich aber einmal, wenn das alles von einem ſolchen ſakramentiſchen Vaterlandsfeinde geſchieht, den der Bauer ſchon wuthentbrannt vor der „Deele“ von ſeinem Pere hat herunter klabaſtern ſehen, der ſich dann auf des Hausherrn Platz unter dem Keſſelhaken an das Herdfüer ſetzt, un ſich in dem Huſe als'n Herrn upſpelt! Wie klammerten ſich da des Buern Füſte um den Miſtgrepenſteel un hei hatte am leweſten den Kerl mit de Offenpietſche verdroſchen. — Dat helpe nu awer alles nix, hei mößte ſienen Ärger dalwürgen un ſiene Wuth up en annert Mal upſparen.

Genug, die Verfügung änderte nicht viel und wie oft habe ich unſerem Inſpektor, wenn er nach Hannover kam, darüber klagen hören, daß dieſes Satansvolk von franzöſiſchen Huſaren wieder Wein und immer von neuem Wein gefordert hätte. Einer habe eines Tages ſogar ſechs fette Hühner mit einem Säbelhieb erſchlagen, von denen eins gleich in den Keſſel gemußt hätte, und da hätte er es mit zwei Pfund Butter gebraten.

Geld hatten dieſe franzöſiſchen Huſaren faſt nie, wenigſtens zum bezahlen, aber ſpielen thaten ſie den ganzen Tag, von früh bis ſpät. Sie ſpielten ein Spiel namens „la bour“, eine Art 5 oder 3 Kart, oder eine Art Lotto, bei dem der erſte Preis ein großes Glas Branntwein bildete.

Eigentümlich war es, daß die franzöſiſchen Regimenter, gemäß ihren Revolutionsgrundſätzen, gar

keine kirchlichen oder religiöſen Ceremonien kannten und infolge deſſen auch keine militäriſchen Geiſtlichen hatten. Viele von ihren Offizieren waren Freimaurer, die als ihren Oberlogenmeiſter den älteſten Bruder des erſten Konſuls, Joſeph Bonaparte, verehrten. Die verheirateten Offiziere, das heißt diejenigen, welche wirkliche Ehefrauen hatten und nicht, wie ſo manche, nur irgend ein Frauenzimmer unter dem Namen in die Geſellſchaft einführten, ließen ihre Kinder heimlich von lutheriſchen Geiſtlichen taufen. Die Vorgeſetzten ſahen darüber hinweg, denn es begann bereits von oben herab ein anderer Wind zu wehen und es wurde ſchon viel davon geredet, daß Napoleon das Konkordat in Frankreich wieder einführen wolle, nach dem alle Geiſtlichen zurückberufen und in ihre Pfründen wieder eingeſetzt werden ſollten. Das mochte damals ſchon vorſpuken.

Da ich gerade auf Napoleon komme, ſo muß ich den Herren doch gleich erſt einmal von den Ereigniſſen des Jahres 1804, die ſich zu dieſer Zeit in Paris abſpielten und die ganze Welt überraſchten, erzählen.

Napoleon, der kleine Korſe und doch ſo große Mann, nahm die, ihm von dem Senat angebotene Kaiſerkrone an. Am 19. Mai erſchien bei ihm eine Senatsdeputation und Cambacérès verlas als Sprecher die folgende Adreſſe:

„Sie, erſter Konſul, haben eine neue Ära in Frankreich begründet. Sie müſſen dieſe auch für

immer befestigen. Zögern Sie nicht, großer Mann. Sie haben uns aus dem Chaos gerettet, so vollenden Sie denn auch Ihr Werk, indem Sie demselben die Unsterblichkeit Ihres Ruhmes sichern.“

Und Napoleon zögerte nicht, nein, er zögerte wahrhaftig nicht. Hatte er doch selbst durch seine Helfershelfer die ganze Angelegenheit in den Gang gebracht, nein, er zögerte ganz und gar nicht. Ein stolzes Lächeln verklärte seine ehernen Züge, als ihn Cambacérès zuerst mit dem Titel: „votre majesté“ anredete. Er machte die Annahme des Kaisertitels zwar von einem Plebiscit abhängig, das war ja aber alles nur Formsache und bereits alles so eingeleitet, daß 3574898 Stimmen für ihn und nur 2569 gegen ihn waren. Der kluge Organisator hatte das schon so einzurichten gewußt und war des Erfolges sicher.

Die feierliche Krönungsceremonie wurde zwar noch bis auf weiteres verschoben, denn da gehörte noch so mancherlei dazu. Dazu mußte erst der Papst herangeholt werden, um der Sache, der Welt gegenüber, eine größere Feierlichkeit zu geben und erst ein neuer kaiserlicher Hofstaat geschaffen werden. Es fanden aber bereits eine Menge kaiserlicher Gnadenakte statt, womit vor allem die Leute bedacht würden, die geholfen hatten, den neuen Kaiserthron aufzurichten.

Das waren in erster Linie Napoleons bewährte Generale, von denen er Murat, Massena, Mortier,

Davouſt, Moncey, Lefebvre, Beſſières, Kellermann, Serrurier, Lannes, Berthier, Soult, Brune, Ney, Augereau und Bernadotte, ſowie noch einige andere, zu „Marſchällen des Kaiſerreiches“ erhob.

Ich führe den Herren nur dieſe Generale an, um Ihnen zu zeigen, wie viele berühmte Heerführer ſich Napoleon mit der Zeit herangebildet hatte. Die meiſten von ihnen waren aus niederen Chargen hervorgegangen und Napoleons Adlerauge hatte die befähigtſten herausgefunden und an die richtige Stelle zu ſetzen gewußt.

Uns intereſſieren hier beſonders drei von ihnen und zwar Mortier, Berthier und — Bernadotte.

Die erſteren beiden wurden im April von dem Kaiſer zu anderweitiger Verwendung nach Paris berufen, — Bernadotte aber erhielt für Mortier die Stelle eines Generals en chef in Hannover.

Zuerſt wurde mit ſeiner Stellvertretung für kurze Zeit der General Deſolle, der Kommandant der Reſervearmee in Osnabrück betraut, bis am 17. Juni der Marſchall Jean Charles Bernadotte in Hannover eintraf.

Hier, meine Herren, muß nun einmal wieder Tante Stinchen aus der Couliſſe hervortreten und ich will Ihnen ihren ſchon damals verheißenen Brief vorleſen. Sie werden daraus erſehen, wie ſich Tante Stinchen über die veränderte Situation in unſerer Hauptſtadt ausſpricht und wie ſie über dieſen Marſchall urtheilte, der berufen war, ſpäter

Schwedens König zu werden. Ich werde Ihnen den Brief ohne jeglichen Kommentar vorlesen:

Sie schreibt an ihre Freundin:

„Hannover, den 17. Septenber 1804.

Meine traute, innig geliebte Kathi!

Du hast während etlicher Monate nichts von mir vernommen. Es hat sich hier gar so Mancherlei arriviert, das mich am Schreiben verhinderte. Ich kann aber wohl behaupten, daß sich in letzterer Zeit hier gar Vielerlei zu dem Besseren gewendet hat. Wenn wir uns zwar leider noch immer unter der Franzosen Herrschaft befinden, so fangen wir doch an, uns etwas wohler zu fühlen, als es bis dato der Fall war. Wir sind nämlich unseren General en chef, den Mortier los geworden und haben dafür Mitte Juni den General, oder, wie er jetzt nach des neuen Kaisers Napoleons Gnaden genannt wird, den Herrn Marschall Bernadotte, Excellenz, als Statthalter bekommen.

Es ist das ein gar stattlicher und beinah vornehm aussehender Herr mit scharf geschnittenem Profil und großer, vorstehender Nase, der sich auch guter Manieren befleißigt. Er nimmt sich des Landes gar wacker an und hat bereits viele Übelstände abgestellt, die wir dem Mortier zu verdanken hatten.

Doch erst, liebe Kathi, zu etwas anderem. Du weißt, daß viele Söhne unseres Landes und besonders gar viele unserer weiland Armee bei der von Decken, Halkett und anderen, auf der Insel Wight errichteten,

ſogenannten „Kings-german legion“ in dem Solde Englands ſtehen.

Der böſe Mortier, der von dem Verſchwinden ſo vieler, dienſtfähiger Einwohner Kenntnis erhielt, belegte dieſe, ſowie ihre Anverwandten oft mit den grauſamſten Strafen und hat dabei zuweilen mit der äußerſten Roheit gehandelt.

Da aber trotz aller ſeiner Bemühungen die Verbote ohne succès blieben und die Auswanderung nach wie vor fortdauerte, ſo hatte er, wie ich Dir ſchon damals ſchrieb, um der Sache ein paroli zu bieten, im Gegenſatz zu der obigen Kings-german legion eine Franzöſiſch-Deutſche Legion gegründet. Bei dieſer traten denn auch manche von den Schergen verführte Landsleute und leider auch einige Offiziere, darunter auch der, Dir wohl bekannte Leutnant von der Garde du corps, Baron Schenk, ein. Die Angelegenheit mit dieſer Legion konnte aber trotzdem nicht recht vorwärts kommen und die dabei ſtehenden Hannoveraner wurden gar ſehr verachtet. Dieſe Legion wurde kürzlich außer Landes geführt und weiß ich nicht, was daraus geworden iſt. Die Sache hat viel böſes Blut gemacht.

Es war aber zuletzt auch mit dem Mortier und dem faſt noch ſchlimmeren Berthier gar nicht mehr auszuhalten, dieſe Menſchen müſſen viele, viele tauſende an Geld und Geldeswerth mit ſich geführt haben, als ſie das Land verließen, ſo viel haben ſie hier zu brandſchatzen gewußt.

So hatte der Mortier unter anderen auch gegen Geldvergütung an einen französischen Schauspieldirektor, namens Peyre, das Recht verkauft, in dem ganzen Lande bis auf Göttingen, französische Schaubühnen zu errichten. Die Bürger wurden gezwungen, da hineinzulaufen. Es war fast, als ob man sie dadurch veranlassen wollte, Französisch zu lernen.

Auch das hat der neue Marschall gleich abzustellen gewußt, wie er auch in der Verfolgung der Verwandten der Auswanderer ein viel milderes Verfahren einschlägt.

Die höheren Offiziere haben sich jetzt fast alle ihre Frauen, sobald sie solche haben, nach hier nachkommen lassen, es ist aber leider auch so manches Frauenzimmer dabei, das wohl kaum diesen Namen verdienen möchte.

Sie geben auf Kosten ihrer Wirte oft gar glänzende fêten, wie z. B. noch kürzlich der General Nansonby, der Quartier in dem von Schwicheldtschen Hause an der Breitenstraße genommen hat, dort einen großen Ball gab. Zu meinem großen Leidwesen haben dort auch manche Frauen unseres Standes verkehrt und soll es dabei sehr ausgelassen zugegangen sein. — Der neue Marschall soll in Paris auch eine gar wunderschöne Frau und einen kleinen Sohn besitzen. Diese Frau soll die Schwägerin des neuen Kaisers sein. Weshalb sie wohl nicht hierher kommen mag?

Ich hatte Gelegenheit, den Marschall zum ersten Mal bei der Geburtstagsfeier des Kaisers Napoleon,

die anhier wieder mit großem Glanz fêtirt wurde, zu ſehen. Dieſe fête koſtete unſerer lieben Stadt, wie man ſagt, wieder an die 10000 Thaler. Der Vorabend wurde durch eine Vorſtellung in dem Theater eingeleitet. Den Tag darauf war Parade, Wettrennen, Diner in Herrenhauſen und Abends Ball in dem Leineſchloß gerade ſo wie in dem vergangenen Jahr der Tag gefeiert wurde und wie ich ihn Dir damals beſchrieb. Der Marſchall hat bereits gar Mancherlei Gutes für unſere Stadt gethan. Er verringerte den Aufwand ſeiner Generale und ſetzte die ihnen von der Stadt zu zahlenden und nachgerade überhand nehmenden Tafelgelder auf ein vernünftiges Maß herab. Auch beſorgte er es bei dem Kaiſer in Paris, daß die Zahl der im Lande anweſenden franzöſiſchen Truppen vermindert wurde. Er ſoll ſich übrigens trotz der Verwandtſchaft mit dem Napoleon gar nicht beſonders gutſtehen. Deſto mehr iſt es anzupreiſen, daß er unſeres armen Landes wegen ſich bei dem Kaiſer verwendet. Er hilft überall, wenn er mit gerechtfertigten Beſchwerden angegangen wird. Er ſoll auch große Begabung für die Organiſation der Verwaltung haben und der Poſthalter von Hinüber ſagte mir erſt neulich, daß er ſich ſogar vor etlichen Wochen um die Poſtangelegenheiten bekümmert habe. Da ſei er eines Tages auf dem Poſthofe in der Cellerſtraße erſchienen und habe alle Pferde auf ihre Brauchbarkeit für den Poſtdienſt hin geprüft.

Er hielt vor einigen Tagen mit dem ganzen „Volk“ eine große Feldübung ab mit darauf folgendem Luftlager an der Ohe. Dieſes bot mir die Gelegenheit, den Herrn einmal ganz in der Nähe zu ſehen. Ich war, da meine lieben Gaſtgeber keine Neigung dazu verſpürten, mit Andertens hinaus gefahren und ſah zum erſten Mal ſolche foule von Truppen beieinander. Es wurde mit vielen Kanonen geſchoſſen und das Feuern mit dem kleinen Gewehr machte uns unſere Pferde ganz wild.

Da kam auf einmal der Herr Marſchall mit ſeiner großen suite herangeſprengt und hielt auf ſeinem ſchönen Schimmel ganz in unſerer Nähe auf einem Hügel ſtill. — Und denke Dir, Liebſte, in ſeiner Begleitung befand ſich ein älterer Offizier in unſerer lieben, althannoverſchen Uniform, in dem ich zu meiner großen Verwunderung Hammerſtein, den Helden von Menin, erkannte. Er kam auch an unſeren Wagen heran und ſchilderte uns ſeine Erlebniſſe, die geradezu etwas Romantiſches an ſich haben. Er war auf beſondere Einladung des Marſchalls hierher gekommen und konnte nicht genug des Lobes über dieſen Herrn ſagen. Er rühmte ihn ſehr und ſagte, daß er ſich beſonders ſo des gemeinen Mannes annähme. So hat er eines Tages, bei dem Ausbruch der Lebensmittelvertheuerung, als die Soldaten über die ganz enorme hohen Brotpreiſe klagten, mit ſeinem Adjutanten ganz unerwartet alle Bäckerläden in der Stadt revidiert und wo er das Brot zu leicht befand, da

hat er es wegnehmen lassen und es den Armen gegeben. Siehst Du, liebe Kathi, dadurch hat der Mann mein Herz gewonnen, denn wer in dem eigenen Wohlleben der Armen gedenkt, das muß ein edeler und guter Mann sein. Ich glaube daher auch nicht daran, wenn ihn andere für egoistisch und ränkesüchtig erklären.

Anders verhält es sich mit unserem hiesigen Stadtkommandanten, dem gräulichen Schinner, das ist ein gar widerwärtiger Mann, der hier seinem Namen gemäß wirtschaftet. Da darf in der Zeitung nichts abgedruckt werden, das er nicht vorher gebilligt hat und wenn das Blatt irgend einen Übergriff der französischen Beamten schildert, dann wird es gleich unterdrückt und der Schreiber noch außerdem zur Verantwortung gezogen. Es heißt jetzt, daß der Marschall ihn nicht behalten, sondern ihn nach Frankreich zurücksenden werde.

So treten denn peu à peu hier wieder geordnetere Zustände ein und bessere, wie unter diesen Kanaillen, dem Mortier, Berthier und wie die Machthaber sonst noch heißen mochten. Wenn wir einmal unter der Knechtschaft dieses neuen Franzosenkaisers bleiben sollen, so ist es doch nicht mehr ganz so insupportable, wie bisher.

Ja, Kathi, wir leben jetzt doch eigentlich in einer gar merkwürdigen Zeit, wer uns das noch vor zehn Jahren gesagt hätte, daß wir so etwas einst erleben würden!

Da habe ich Dir nun, liebe Freundin, von unſeren Verhältniſſen hier geſchrieben, jetzt laß aber auch Du einmal von Dir hören und wie es bei Euch jetzt in dem Lande zugeht.

Meine arme, kranke Erneſte und mein lieber Gaſtfreund grüßen Dich ſehr, beſtelle auch viele Empfehlungen an den geſtrengen Gatten und grüße Deine Kinder von Deiner, Dich innig liebenden Freundin Erneſtine."

Sehen die Herren, das iſt Tante Stinchens Brief. Sie werden mir recht geben, es war das eine Mordsfrau, dieſes Tantchen Stinchen, trotz ihrer Schrullen. Jeder ihrer Briefe enthält ein Stimmungsbild und ich delektiere mich noch jetzt manchmal an der ſorgfältig aufgehobenen Sammlung, ſo wenig ich mich auch bei Lebzeiten mit der Tante vertragen konnte. Jeder hat ja in der Welt ſeinen Sparren, der eine mehr, der andere weniger. Das Schlimmſte bleibt aber doch der Hochmutsſparren, und den hatte Tante Stinchen eigentlich nicht.

Was ſie über Bernadotte ſchreibt, das hat ſeine Richtigkeit. Auch ich weiß mich noch recht gut zu erinnern, daß damals alle Menſchen über dieſen Statthalter des Lobes voll waren und daß er ſich durch ſeine Milde, ſeinen Gerechtigkeitsſinn und ſeine, unſere niederſächſiſchen Einrichtungen ſchonenden Anordnungen die Liebe der Hannoveraner erwarb. Er ſchaffte viel alten Trödel aus der überkommenen Rumpelkammer ab und verfügte manches vernünftige Geſetz, an das

ſich zwar die Menſchen zu Anfang ſchwer gewöhnten, deſſen praktiſchen Nutzen ſie aber ſpäter bald genug einſahen.

Leider ſollte Bernadottes Statthalterſchaft in Hannover von nicht langer Dauer ſein. Er wurde bereits ein Jahr darauf von dem Kaiſer zu anderen Zwecken verwendet. — Dazu muß ich aber zum Schluß erſt noch einmal einen Blick auf das Hiſtoriſche jener Zeit werfen.

Der Kaiſer hatte nach ſeiner Krönung dem Könige Georg von England, unſerem depoſſedierten Landesherrn, einen perſönlichen Brief geſchrieben, der ungefähr folgendermaſſen gelautet haben ſoll.

„Mein Bruder! Ich fühle mich durch das viele unnötig vergoſſene Blut beunruhigt und beſchwöre Euer Majeſtät, der Welt das Glück, den Frieden zu erhalten, nicht von der Hand weiſen zu wollen und Ihren Kindern dieſes Erbteil nicht zu ſchmälern. England kann von einem Kriege nichts hoffen. Will daſſelbe aber eine Coalition zu ſtande bringen, ſo wird es dadurch nur das Übergewicht Frankreichs auf dem Kontinent vermehren. — Die Welt iſt groß genug, daß unſere beiden Nationen darin leben können. Es giebt Mittel genug zu einer Ausgleichung, wenn von beiden Seiten nur der Wille dazu da iſt. Es erſcheint mir jetzt an der Zeit, die Leidenſchaften zu zügeln und nur der Vernunft, dem Gefühl der Humanität, Gehör zu ſchenken. Was mich ſelbſt

betrifft, so erfülle ich durch das Aussprechen dieser Wünsche nur eine heilige Herzenspflicht.

Napoleon".

Ob Napoleon zu diesem Friedensbriefe wirklich nur durch seine heilige Herzenspflicht veranlaßt wurde oder ob er dadurch nur Zeit gewinnen wollte, um ungestörter seine Landungsvorbereitungen in England zu vollenden, stelle ich anheim. Wer vermag das bei einem Napoleon zu entscheiden? Seine Entrüstung auf England wurde aber auf die Spitze getrieben, als der König Georg diesen Friedensbrief selbst ganz unbeachtet und nur durch seinen Minister Pitt an Talleyrand in sehr kühler Weise beantworten ließ. Pitt nahm außerdem von der Thronbesteigung Napoleons und von seinem Kaisertitel gar keine Notiz und sprach in dem Schreiben nur von einem ersten Consul, was Napoleon besonders ärgerte. — Dieser Ärger führte aber bei Napoleon zu dem Entschluß, seinen Landungsversuch in England möglichst zu beschleunigen. Der Versuch scheiterte ja, wie die Herren wissen, an einer ungünstigen Constellation der Verhältnisse, die Elemente und der Tod seines fähigsten Admirals kamen dazwischen.

Wie der große Schlachtenkaiser aber einmal war, er faßte sofort seinen Entschluß, vertagte den Landungsversuch und warf sich mit der ganzen Macht seines Heeres auf die Nationen des Continentes, die so voreilig gewesen waren, sich mit England zu einer Coalition zu verbinden. Das waren in erster

Linie Österreich und Rußland, die von ihm am 2. December 1805 in der sogenannten Drei Kaiserschlacht bei Austerlitz besiegt und über den Haufen geworfen wurden.

Napoleon gebrauchte zu diesem Feldzuge alle seine Heeresteile und demnach auch die in Hannover stehende Armee unter Bernadotte. Der Marschall brach im September mit der Armee von Göttingen aus auf und marschierte im Verein mit Marmonts holländischem Heere ohne weiteres durch die preußischen Fürstentümer in Franken Österreich entgegen, um dessen Feldherrn, dem General Mack, den Rückzug zu verlegen.

Diese Gebietsverletzung Preußens führte in dem nächsten Jahre mit zu dem verhängnisvollen Kriege gegen dieses, bis dahin neutral gebliebene Land. Bernadotte aber kehrte niemals nach Hannover zurück.

So habe ich denn den verehrten Herren in den verflossenen Abenden eine Schilderung der damaligen hannoverschen Zustände aus der ersten Franzosenzeit gegeben und will damit schließen. Ich erzähle Ihnen vielleicht später einmal von den Tagen, als einzelne niedersächsische Landesteile vorübergehend an Preußen und dann wieder an Westfalen, das Königreich des „Morgen wieder lustik Mannes“ fielen, der bald auch wieder darauf verzichten mußte, so daß wir von neuem dem französischen Kaiserreich einverleibt wurden.

1805 war die Zeit der Knechtschaft für uns noch lange nicht vorüber, die sieben Jahre der darauf folgenden Not waren für unser armes Niedersachsen schrecklich, und es gehörten erst noch schwere Bedrängnisse dazu, um den Bewohnern unserer Lande das Schwert in die Hand zu zwingen, um den Gallier auf Nimmerwiederkehr aus Deutschland zu verjagen. — Doch davon, wie gesagt, ein andermal.

Also damit Schluß, meine verehrten Landsleute. Ich hoffe, daß meine Erinnerungen in etwas Ihr Interesse erregt haben und ich Ihnen dadurch ein anschauliches Bild jener unglücklichen Epoche geben konnte.

Die so zahlreiche Beteiligung an meinen Erzählabenden war mir altem Manne ein Beweis Ihrer Teilnahme, die ist aber für einen Erzähler doch stets das beste. Hab ich nicht recht? Na, siehst Du wohl.

Gute Nacht, meine Herren."

Damit stand der alte Graf Oskar von seinem Platze auf, schüttelte die ihm von allen Seiten entgegengestreckten Hände und empfahl sich.

Druck von A. Brager & Schüne
Hannover

Vom Grafen Oscar

Von
M. v. Kaisenberg.

2. Band.

Zeitbild
napoleonischer
Zwangsherrschaft
in Deutschland.

„Vom Grafen Oskar."

Ein Zeitbild

Napoleonischer Zwangsherrschaft in Deutschland,

seinen Freunden erzählt.

Wiedergegeben
von
Moritz von Kaisenberg.

2ter Band.

Hannover.
Verlag von M. & H. Schaper.
1902.

Druck von Aug. Eberlein & Co., Hannover.

Vorwort.

Der erste Band meines Werkes „Vom Grafen Oskar" über die Franzosenzeit in Hannover, in dem das Land unter der Gottesgeisel Napoleon litt, hat sich die Gunst der Leser erworben; es sind mir darüber von den verschiedensten Seiten freundliche und anerkennende Worte gesagt. Ich lasse diesem ersten Bande hiermit den zweiten folgen, der sich unmitelbar an die geschilderten Ereignisse anschließt. Zwar hat mich das Welfenorgan unserer Stadt wegen des ersten Bandes herb angegriffen und mein Buch eine Tendenzschrift genannt. Mögen die Herren es so nennen, es ist eine Tendenzschrift für Deutschlands Macht und deutsche Reichseinigkeit, die jener Partei ein Dorn im Auge ist.

Wie recht ich aber mit meinen Ausführungen in dem 1. Band des „Grafen Oskar" hatte, wie ich den Nagel auf den Kopf zu treffen wußte, das geht aus dem Verdammungsurteil jenes Blattes hervor, dem Organ einer Partei, die täglich kleiner wird. Möge es seinem Aerger darüber

in Scheltreden Luft machen. Laß es ihr „Apage“ über mich aussprechen, ich setze meine Hoffnung auf die Zustimmung jener überwiegend großen deutsch-nationalen Partei, die mir in dem Courier an dem Schlusse einer sehr günstigen Besprechung des ersten Bandes „Vom Grafen Oskar“ die Worte zuruft:

„Lassen wir uns unsere menschliche und „deutsch-nationale Freude an einer Gestalt „wie dem Grafen Oskar nicht durch eine Par„tei verderben, die nur an alten Träumen haftet „und hoffen wir, daß das Wort „auf Wieder„sehen“, das Graf Oskar am Schluß seiner Er„zählung den Vereinsfreunden zuruft, sich bewahr„heiten und bald zu einer Fortsetzung von Graf „Oskars höchst anziehenden und unterhaltenden Er„zählungen führen möge.“

Dieser Aufforderung bin ich gefolgt und überreiche hiermit dem Publikum „Graf Oskar's 2. Band.“

Ich bin auch in ihm dem Grundsatz gefolgt, in der Schilderung damaliger Hannoverscher Zustände kein Blatt vor den Mund zu nehmen und die Verhältnisse unter Napoleons Regierung objektiv wiederzugeben, wie sie dem Grafen Oskar aus eigener Erfahrung und aus der Erzählung seiner Verwandten und Bekannten erinnerlich waren. Eine Einseitigkeit der Beurteilung wird man dem Grafen Oskar nicht vorwerfen kön-

nen, auf der anderen Seite aber auch keine Schönfärberei hiſtoriſcher Perſönlichkeiten und Hannoverſcher Zuſtände, wie ſie von ſo manchem ſogenannten „hiſtoriſchen“ Berichterſtatter allerdings vergeblich verſucht wird.

So möge denn dieſer zweite Band des Grafen Oskar hinausziehen und von den deutſch-nationalen Patrioten ebenſo freundlich aufgenommen werden wie der erſte. Das ſei mein ſchönſter Lohn.

Hannover 1901.

Der Verfaſſer.

Die Erzählung des ersten Abends.

„Servus — Servus, meine lieben Herren. Sehr erfreut, Sie heute wieder so zahlreich hier versammelt zu sehen. Große Ehre für mich, so eine Art Lorbeerkranz mit Eichenlaub und einer schönen gelbweißen Schleife daran.“

Mit diesen Worten begrüßte Graf Oskar an dem Abend, zu dem er die Fortsetzung seiner Erzählung angesagt hatte, die zahlreichen, fast in corpore erschienenen Vereinsmitglieder.

Es waren so ungefähr vier Monate seit seinem letzten Erzählabend in das Land gegangen, der schöne Frühling hatte sich inzwischen eingestellt und der Verein seine Zusammenkünfte deshalb aus dem etwas dumpfen Gastzimmer in eine offene Halle des zu dem Gasthofe gehörigen schattigen Gartens verlegt. Sonst war alles bei dem alten geblieben, der Alterspräsident nahm wie gewöhnlich seinen Platz an der Schmalseite des langen Tisches ein und auch die übrigen Herren saßen an

ihren gewohnten, ihnen nach dem Alter ihrer Mitgliedschaft zustehenden Plätzen.

Auch das Getränk war meist dasselbe geblieben, nur daß einige jüngere Mitglieder à conto des Frühlings eine mehr oder weniger große Tulpe duftenden Maitrankes vor sich stehen hatten. Der alte Graf aber trank wie immer seinen Scharlachberger, denn das war einmal nicht anders.

Er klopfte nun an sein Glas, um seinen Vortrag zu beginnen.

„Also, meine verehrten Herren, es soll nun von neuem losgehen. Aber Sie wissen, ein jeder Anfang ist schwer, besonders bei so einer Geschichte.

Ehe ich aber heute auf das Historische eingehe, muß ich Euch doch einmal von einem, unseren Verein betreffenden Zwiegespräch erzählen, das ich bei meinem letzten Aufenthalt in Hannover mit solch einem alten Petrefakten von Pensionär führte, der mich über mein Leben und besonders über die Tendenz unseres vaterländischen Vereins aushorchen wollte.

Als ich ihm davon erzählte, daß der Zweck unsers Vereins darin bestehe, daß wir uns Geschichten aus der Heimat erzählten, fragte mich der Mann: „Ja genügt Euch denn das?"

Wissen die Herren in dieser Frage lag eigentlich allein schon eine gewisse Beleidigung unseres Vereins. Ich wollte dem Menschen schon grob werden, dachte aber wieder: „Wozu soll das nützen,

wenn ich alter Achtziger dem Manne etwa eine Kugel in seine Haut schieße? Doch lieber nicht. Ich schlug daher den Weg der Milde ein und erklärte ihm noch einmal in aller Ruhe folgendermaßen unsere Prinzipien.

„Seht einmal", sagte ich, „ich will Euch die Sache einmal auseinandersetzen. Ich treffe in diesem Verein eine Menge alter Bekannten, von denen manche sogar beinahe in meinem Alter stehen und mit mir dieselbe Abgeschlossenheit der Wünsche hegen. Zu Anfang erzählt der Eine von diesem, der Andere von jenem. Der renommiert vielleicht mit seinen vornehmen Bekannten und mit Diners, die er mitgemacht hat, ein Anderer weiß stets das Neueste aus dem Militär- oder Ministerialblatt, oder von der neuesten Avancementsconjunctur und der Dritte endlich redet als homo sapiens wunder wie gescheit über Politik. Der eine feilscht dabei mit seinem ewigen: „Nicht wahr?" nach Sympathie und ein Vierter, sowie ich, hat sich die Redensart: „Hab ich nicht recht?" angewöhnt, was so ziemlich auf dasselbe hinausläuft. — Solch bischen Interessantes fällt immer dabei ab. Vieles stimmt auch nicht, wenn aber mit Humor vorgetragen, so erfreut es doch des Menschen Herz."

„Sagt selbst, Verehrtester", fuhr ich fort, „welche Anforderungen soll man denn in unserem Alter überhaupt noch an das Leben stellen? — Sich genügen, darauf kommt es an, und das

ist immerhin schon was. In der Jugend, wenn uns der Himmel noch voller Baßgeigen hängt, da spricht man gern von „großem Glück", in unserem Alter aber da heißt es, mit dem kleinen Glück auskommen.

Wie werden wir darüber denken, wenn es mit uns über kurz oder lang ganz aus ist und wir uns dann auf einem anderen Stern, oder noch höher hinauf wiederfinden? Werden wir da auch solchen Verein, auch einen Präsidenten, und sogar auch einen „Vice" haben?? — Ignoramus und Ignorabimus.

Wir lassen uns also mit dem begnügen, was wir haben und — erzählen uns was. —

Und wissen die Herren, auf diese meine Worte hin hatte der Mann die Dreistigkeit, seine Frage zu wiederholen und abermals zu fragen: „Und genügt Euch das?" — Ich muß dabei bemerken, daß der Mann in dem Renommee der Gescheitheit steht, ich habe aber nie begreifen können, warum. Diese Überheblichkeit mir gegenüber verdroß mich aber und ich machte ihm denn auch gehörig seinen Standpunkt klar. Als ich ihm daran anknüpfend noch einmal den Hauptzweck unserer Zusamenkünfte, den Cultus unserer deutschen und speziell niedersächsischen Gesinnung klar legte, da schwieg er, empfahl sich achselzuckend und murmelte so etwas von einem „Abtrünnigen" in den Bart.

Was ſoll man zu einem ſolchen Heiligen ſagen? Der Mann war eben ein verſtockter Partikulariſt. O Gotte doch, was ahnt denn ſo Einer von unſeren deutſchen Intereſſen und Gefühlen? Solche Leute muß man laufen laſſen. Das iſt nach Lage der Sache das einzig Richtige. Hab' ich nicht recht, meine Herren? Na ſiehſt Du wohl. —

Ich überließ den Mann ſeiner Beſchämung, die leider nicht groß genug war. —

Ich wollte aber den Herren dieſe Unterredung doch nicht vorenthalten, damit Sie wiſſen, wie Sie mit dieſer Partei daran ſind und wie dieſe Herren über uns und unſeren Verein denken. Wir wollen uns das nicht anfechten laſſen, — die ſind für uns „hors de concours.“ — Deshalb Schluß mit dieſer gewiſſermaßen Einführung, und wenden wir uns wieder intereſſanteren Sachen zu.

Wo war ich denn eigentlich vor drei Monaten ſtehen geblieben? So viel mir erinnerlich, hatte ich Ihnen zuletzt von dem Statthalter, dem Fürſten Bernadotte von Ponte Corvo und von ſeinem Abmarſch mit der Armee von Göttingen aus erzählt. Ich will noch einmal kurz auf den Mann zurückkommen. Denn ſehen Sie, der Mann hat mir immer imponiert. Sein Schickſal iſt eigentlich der reine Roman. In Pau in Südfrankreich als der Sohn eines Advokatenſchreibers geboren, hat er ſich durch ſich ganz allein zum

Stammvater des noch jetzt regierenden ſchwediſchen Königshauſes gemacht. Ja aber nicht das allein, er hätte, wenn er gewollt hätte, auch an Napoleons Stelle Kaiſer der Franzoſen werden können. Aber er wollte nicht, wollte nicht, weil er eben ein Mann von Grundſätzen und zwar von ſtreng republikaniſchen Grundſätzen war."

„Na nun, Herr Präſident," fiel hier der Profeſſor Wolf ein, „das dürfte doch wohl kaum richtig ſein und ſtimmt auch ſchon deshalb nicht, weil Bernadotte die Stelle des ſchwediſchen Kronprinzen nur allzu gern annahm und ſpäter der getreueſte Anhänger des Zaren, des ſtrengſten Monarchen Europas wurde."

„Mein verehrteſter Herr Profeſſor," erwiderte der Graf behaglich ſchmunzelnd: „Nehmen Sie zuerſt meinen herzlichſten Dank für den hellen Strahl entgegen, den Sie aus der Sonne Ihrer unendlichen Bildung auf mich leuchten zu laſſen, die unſchätzbare Gnade hatten. Was nun aber den Bernadotte angeht, ſo muß ich in Bezug auf ihn doch bei meiner ſoeben ausgeſprochenen Anſicht verharren. Es iſt ſonſt nicht meine Gewohnheit, ſo leicht Profeſſoren der Hiſtorie zu widerſprechen, das ſind in der Richtung ſolche Art von Übermenſchen, aber in dieſem Falle glaube ich doch recht zu haben. Mein Leben lang habe ich mir nämlich alle nur disponibelen Quellen über dieſen eigentümlichen Mann, den Bernadotte, zu verſchaffen gewußt, und

seinen Lebenslauf von Jugend auf studiert. Darin weiß ich Bescheid. Ich weiß recht wohl, daß die Welt ihn später eine Wetterfahne genannt hat, der seine politische Überzeugung nach dem Winde wechsele. Das war er aber nicht. Ich gebe zu, daß er späterhin seinen Jugendidealen nicht treu blieb, indem er die Schwedische Königskrone annahm, aber die Stellung eines militärischen Diktators unter dem Direktorium die schlug er nur deshalb aus, weil er voraussah, daß sich daraus die Monarchie entwickeln würde. Nahm er die Stellung an, dann hätte Napoleon sehen können, wie er ihn beseitigte, der Corse würde dann schwerlich seine Retterrolle Frankreich gegenüber haben spielen können, die er mit so vielem Geschick in Scene zu setzen wußte.

Napoleon und Bernadotte sind trotz ihrer Familienverwandtschaft während ihres ganzen Lebens die erbittertsten Feinde gewesen und wäre Bernadotte während der Freiheitskriege in Napoleons Hände gefallen, so hätte er ihn sicher erschießen lassen, wie er den ihm unbequemen Herzog von Enghien erschießen ließ. Beider Charaktere waren eben zu verschieden. Bernadotte war ein Mann von großem Verstande, der nichts ohne Überlegung that. Woran scheitern denn aber die meisten Menschen im Leben? Doch immer an der Erregung des ersten Impulses, cholerische Menschen, aus denen wird selten was. Ruhige und Überlegte die

haben das „pré“, wie meine gute Mutter zu ſagen pflegte. Die ganze Lebensweisheit beſteht eben darin, ſich anzupaſſen, wohin man geſtellt wird. Schwer, meine Herren, manchmal ſehr ſchwer und nicht für Jeden, für mich z. B. gar nichts — aber — mit einer guten Anlage in der Richtung — da geht's. — Doch ich bin etwas abgeſchweift, ich wollte Ihnen ja nur von dem Marſchall Bernadotte, Fürſten von Ponte Corvo erzählen, der in dem Jahre 1805 unſer Statthalter war. Ich hatte nämlich für den Mann, trotzdem er der Feind unſeres Landes war, ſolche Art von Knabenſchwärmerei. Ich hörte von allen Leuten nur Gutes über ihn und nahm deshalb, als er mir eines Tages zu Pferde in der Leinſtraße begegnete, gar höflich meine Kappe vor ihm ab. Da grüßte er mich freundlich wieder, ja er nickte mir noch mehrmals zu. Und ſehen die Herren, mit dieſem freundlichen, liebenswürdigen Grüßen, da ſtahl ſich der Mann damals in mein Knabenherz, ſeit der Zeit mochte ich ihn leiden. Er mochte damals ſo ein Herr von ungefähr 42 Jahren ſein, war von mittlerer Größe und ſchlankem Wuchs, hatte krauſes ſchwarzes Haar und eine gewaltig große Naſe in ſeinem braunen Geſicht. Der Ausdruck ſeiner Züge aber war ein liebenswürdiger und wohlwollender, trotzdem er gelegentlich auch energiſch, ja ſogar ſehr energiſch ſein konnte, wie unſer Herr inspecteur général

Catus sehr zu seinem Schaden erfahren mußte. Wie ich den Herren schon früher mitteilte, hatte ihm Hannover damals viele große Erleichterungen zu verdanken. Sie können sich vorstellen, welche Gesichter die Herren Generale machten, als sie sich ihre üppigen Diners nicht mehr täglich bei den Hauswirten kommandieren konnten, sondern gemeinschaftlich aus der Schloßküche gespeist wurden. Bernadotte setzte die Kosten dafür fast um die Hälfte herab und besonders schlimm hatten es die Herren Ober- und Unterkommissare, zu denen ersteren auch unser Inspekteur gehörte, deren Gehalt er verminderte und ihnen auch sonst scharf auf die Finger paßte. Die kleinen Nebensporteln wurden ihnen stark beschnitten. Was den Herren Leutnants aber besonders unangenehm war, sie mußten gegen b a a re Bezahlung zusammen in den Gasthöfen essen, wofür sie allerdings eine monatliche Zulage erhielten, aber auch auf Ehrenwort versprechen mußten, in Zukunft alle an ihre Hauswirte gestellten Forderungen zu unterlassen. — So kam es denn, daß der Marschall bald von den Bürgern sehr geschätzt wurde und dieses Urteil stieg bald zu einer Art von Begeisterung, als Bernadotte es durch seine Beziehungen in Paris durchsetzte, daß dem Lande aus Frankreich große Zufuhren an Getreide gewährt wurden, so daß Hannover von der in den Nachbarländern herrschenden Hungersnot wenig merkte. — Ich habe damals oft das Urteil

über den Statthalter gehört, daß ſich eigentlich unſer Land unter ſeiner Regierung beſſer geſtanden habe, als unter der Regierung der Oligarchie von Beamten, deren suprema lex allein ihr Wille war, denn der König von England — was war denn der? Der ließ die Herren hier ſchalten und walten, wie es ihnen beliebte. Mit Bernadottes milder Regierung war es denn alſo in dem Herbſt 1805 plötzlich vorbei. Am 15. September traf die Ordre zu dem Ausmarſch der Armee ein und bereits am 16. marſchierten die Truppenteile in der Richtung auf Göttingen ab. — Das muß man ihnen aber laſſen, fix waren dieſe Franzoſen; in einer Nacht waren ſie marſchbereit und die Offiziere, die ſich ſoeben noch dem Wohlleben hingegeben hatten, erwachten bei dem Ruf der Trompete aus ihrem Taumel. Von einem Capua, das für ſie nach vieler Anſicht Hannover hätte werden müſſen, war nichts zu merken. Nein wahrhaftig nicht. Vierzehn Tage nach dem Eintreffen der Ordre war der letzte franzöſiſche Uniformsrock aus Hannover verſchwunden, kein Commiſſaire, keine franzöſiſche Polizei, kein Schnüffler und Tintenſpion zurückgeblieben. Man hätte glauben können, die ganzen vergangenen Jahre ſeien nur ein böſer Traum geweſen, hätte nicht der General Barbou mit ſeinen 4000 Mann noch Hameln, ſowie die dortige ſchwache Feſtung St. George beſetzt gehalten und die Umgegend nach wie vor durch ſeine Requiſitionen geſchädigt.

Gleich nach dem Abmarsch der Franzosen konstituierte sich das Kurfürstlich Hannoversche Staatsministerium von neuem, die Exekutiv-Kommission wurde aufgelöst und der Minister von der Decken unterzeichnete wieder die Befehle im Namen des Englischen Königs und Hannoverschen Kurfürsten.

Doch ich muß den Herren, bevor ich zu unseren internen Hannoverschen Verhältnissen übergehe, erst einmal die allgemeine politische Situation der damaligen Zeit in das Gedächtnis zurückrufen.

Bereits Anfang Oktober hatte sich der Kaiser Alexander von Rußland persönlich nach Berlin begeben, um sich mit dem Könige von Preußen über ein Bündnis gegen Napoleon zu berathen. Beide Fürsten schlossen an dem Grabe Friedrichs des Großen einen innigen Freundschaftsbund, als dessen Ergebnis am 5. Oktober ein Angriffs- und Verteidigungsbündnis vereinbart wurde. Der König von Preußen war durch den französischen Durchmarsch durch Ansbach auf das Höchste erbittert und machte seine ganze Armee mobil. Da sich auch England an der Coalition beteiligte, so schien die Sache einmal in den Gang kommen zu wollen. Die Herren müssen immer festhalten, daß wir uns noch vor der Schlacht von Austerlitz befinden und Napoleon daher durch die neue Coaliton von feindlichen Heeren rings umgeben war. Das ganze preußische

Heer wurde in Bewegung gesetzt und drei Armeen errichtet, von denen die eine ihr Hauptquartier in Hildesheim, die zweite in Erfurt und die dritte in Paderborn hatte. Diese letztere besetzte die Holländische Grenze und verwehrte den Franzosen auf diese Weise den Einmarsch in Hannover. —

Die Herren werden bald erkennen, daß sich diese strategische Anordnung zwar auf dem Papier ganz gut ausnahm, daß sich aber die Ausführung, wie alle politischen Maßnahmen jener Zeit, wieder einmal durch Halbheit und Energielosigkeit auszeichnete. Wären die Preußen damals in das von den Franzosen fast unbesetzte Holland eingerückt, wäre die Göttinger Armee nach Süddeutschland marschiert, so würde sich Napoleon mit einem Teil seines Heeres gegen sie haben wenden müssen, die verbündeten Preußen und Russen hätten dadurch Luft bekommen und der Ausgang des Krieges wäre wahrscheinlich ein ganz anderer geworden. — Inzwischen hatten die Preußen durch ihren Marsch nach Göttingen und Paderborn einer russischen Armee Platz gemacht, die in Hannover einrückte und gleichzeitig Hameln belagerte. Auch 10000 Schweden waren ihnen gefolgt, schließlich hatte sich dann auch England zu einer Mitwirkung aufgerafft und unter dem Befehl des General Don 15000 Truppen in Bremerlehe gelandet. Daß die Engländer zur Schonung ihrer Heiligengebeine dazu

wieder meist Hannoveraner ausgesucht hatten, wird die Herren nicht wundern. Unter den 15 000 gelandeten Truppen befanden sich an 10 000 Mann der neu errichteten englisch-deutschen Legion, die einmal wieder für das stolze Albion die Kastanien aus dem Feuer holen sollten. Gleichzeitig wurden im ganzen Lande Werbungen angeordnet, worin der König Georg III. alle ehemaligen Mitglieder der Hannoverschen Armee aufforderte, in englische Dienste zu treten und zu deren Führer er seinen Sohn, den Herzog Adolf von Cambridge, ernannte; der General von der Decken sollte dessen Generalstabschef werden.

Die Herren sehen daraus, es war nun alles da, Truppen die Menge, die schönste Gelegenheit zum Angriff und auch ein Königlicher Ober-Feldherr. War der auch nicht gerade ein General, so war er doch der Sohn des Königs von England, vollkommener Cavalier, außen und inwendig, die Haare schon etwas dünn, aber sonst in vollkommener Manneskraft, ein Herr von eleganter Figur und tadellosen Formen. Verstand er auch nicht viel von der Kriegskunst, nun so war dazu ja der Decken da, der die Sache schon machen würde. Ja weshalb wurde denn der Prinz nicht zum Oberbefehlshaber über die verbündeten Armeen ernannt, damit die Sache unter einen Hut käme? — Ja das ging eben nicht, da sagten sie in Berlin, Stockholm und Petersburg: „Kommt mir nur nicht mit solchen

Geſchichten, das wäre ſchön, einem Engländer Vollmacht über unſere Kontingente geben, der handelt dann am Ende ganz ſelbſtändig, ohne unſere Herren Kriegsräte zu fragen, nein ſo etwas giebt es nicht.“ Und ſehen die Herren, daran verzettelte ſich denn, wie ſchon ſo oft, die ganze Geſchichte.

Es fehlte an der Einigkeit und Schnelligkeit des Entſchluſſes. Ein Heerführer hätte da ſein müſſen von raſchem Entſchluß, der die Seele des Ganzen war, ihm allein hätten dieſe Korps von Preußen, Ruſſen, Schweden, Engländern und Hannoveranern blindlings gehorchen müſſen und durften ihm von keiner Seite die Hände gebunden ſein.

Solchen Führer gab es nicht und wäre er da geweſen, ſo verhinderte die Eiferſüchtelei der Mächte unter einander, ihn dazu zu ernennen. Ein guter General iſt aber eine ganze Armee wert und welch ein leuchtendes Beiſpiel hatte man darin an Napoleon, der Staatsmann und Feldherr zugleich war und ſich den Kuckuck um alle Kriegsräte ſcherte.

So wurde denn die Zeit wieder einmal durch Beratungen, Vor- und Rückmärſche verzettelt, bis die günſtige Gelegenheit verpaßt war und der geniale feindliche Heerführer den Verbündeten in ſeiner „Nordarmee“ ein Heer gegenüberſtellen konnte, das den erneuten Streitkräften gewachſen

war. Ein weiterer Grund des Mißerfolges lag in Preußens politischem Schaukelsystem. Preußen wußte damals nicht, was es wollte. Die Herren, die in jener Zeit der Regierung in Berlin vorstanden, dachten vielleicht auch: „Das Schicksal eines Krieges ist wandelbar und ungewiß, vielleicht läßt sich durch Unterhandlungen mit dem Gewaltigen doch noch ein größerer Gewinn erreichen. Halten wir unser großes, wohl gerüstetes Heer zurück, so wird das zum großen Vorteil Napoleons dienen und dieser sich dafür gewiß erkenntlich zeigen." — Sehen Sie und damit tritt denn zuerst dieser preußische Oberdiplomatiker, der Graf Haugwitz auf die politische Bühne, der sich im Laufe der Verhandlungen auf das glänzendste von dem ihm an Geist weit überlegenen Napoleon hinter das Licht führen ließ.

Er war von seinem Könige mit dem Auftrage an Napoleon abgesandt, diesem die Wahl zwischen der Annahme der preußischen Vorschläge und einer Kriegserklärung zu stellen. Napoleon aber wußte diesen Herren Zwischenträger so lange von seiner Person fern zu halten und ihm keine Audienz zu gewähren, bis der große Sieg bei Austerlitz am 2. Dezember die Sache für ihn geklärt hatte und er dann als Herr der Situation seinen Willen dekretieren konnte. Nun forderte Napoleon, daß Preußen sofort ein Bündnis mit ihm schließe, widrigenfalls er ihm den Krieg erklären würde.

Da saß der Monsieur Haugwitz denn fest und schloß, ohne seinen König weiter zu fragen, mit Napoleons Bevollmächtigten, dem General Durok, ein Bündnis ab. Dahin aber hatte ihn Napoleon, dem damals alles daran lag, Österreich noch vor dem Friedensschluß vollständig zu isolieren, gerade haben wollen. Er lachte sich ins Fäustchen und schloß mit Haugwitz am 15. Dezember, an demselben Tage, der ursprünglich für den Einmarsch des preußischen Heeres in Mähren bestimmt war, einen Vertrag, nach dem das bisherige Neutralitätsverhältnis Preußens zu Frankreich in ein vollständiges Bündnis verwandelt wurde.

Als Preis dieses Bündnisses erhielt Preußen unser Hannoverland, das Napoleon mit dem Rechte der Eroberung als sein Eigentum betrachtete, zugesprochen. —

Der König Friedrich Wilhelm III. wehrte sich zwar anfangs in seinem ihm angeborenen Gerechtigkeitsgefühl gegen diesen Vertrag und sandte bereits am 16. Januar den Grafen Haugwitz mit der Erklärung zu Napoleon, daß Preußen zwar vorläufig Hannover besetzen, es aber erst in Besitz nehmen wolle, wenn England dazu bei dem Friedensschluß seine formelle Einwilligung gegeben habe. Mit dieser Sendung machte Haugwitz von neuem Fiasko. Napoleon, der bereits von der Demobilisierung der preußischen Armee Kenntnis erhalten, bestand auf seinem Vertrage, sodaß sich Haugwitz

am 15. Februar genötigt sah, im Namen Preußens in die unbedingte Besitznahme Hannovers zu willigen, ja sogar, wie es Napoleon befahl, die hannoverschen Nordseehäfen gegen die englische Flagge abzusperren.

So wurde Hannover durch diesen Pariser Vertrag ein Teil der preußischen Monarchie und dieses konnte nun zusehen, was es mit diesem Danaer-Geschenk anfing.

So habe ich Ihnen denn, meine Herren, die damalige politische Situation durch diesen kurzen historischen Rückblick in das Gedächtnis zurückgerufen und kann mich das nächste Mal wieder mehr mit den internen Verhältnissen unseres Vaterlandes beschäftigen. Sie werden daraus ersehen, daß wir in jenen Jahren alle Augenblicke unsere Landesväter wechselten und unser Land mehr zu solch einer Art von Tauschobjekt degradiert wurde, das der gewaltige Mann in Paris dem gab, von dem er sich momentan gerade den meisten Vorteil versprach. — Also auf das nächste Mal. Guten Abend meine lieben Herren.

Die Erzählung des zweiten Abends.

„Meine verehrten Herren! Wenn ich heute in der Erzählung meiner Erinnerungen fortfahre, so will ich hiermit nochmals betonen, daß ich für die *größere Zahl* unter uns spreche, das heißt für alle diejenigen, bei denen die *Historie* nicht gewissermaßen den Lebensinhalt ausmacht. Ich kann auf die einzelnen Herren Professoren hier nicht allein Rücksicht nehmen, sondern erzähle, so gut ich kann, für das *Allgemeine*. Sie, meine Herren Professoren, werden mir vielleicht erwidern: „Das alles ist für uns ja nichts Neues, das haben wir ja bereits in der Schule und später auf der Universität gelernt.“ —

Kommen Sie mir aber doch nicht mit solchen Geschichten. Was hat man uns denn in der Historie auf den Gymnasien oder Lyceen gelehrt? Ja, was einst die ollen Griechen und Römer getrieben haben, das mußten wir allerdings bis auf das Tippelchen auf dem i lernen, vielleicht auch

Einiges aus der mittleren Geschichte und etwas Weniges aus der neueren Zeit, aber mit der Geschichte unseres engeren Vaterlandes damit war nicht viel los, dafür fand sich gewöhnlich keine Zeit und wer sich nicht selbst dafür interessierte, für den blieb das Detail der Historie gewöhnlich eine terra incognita. Sagen Sie doch selbst, was ist denn den meisten von Ihnen von der Zeit, von der ich spreche, bekannt? Sie haben davon gehört, daß die Franzosen damals hier im Lande waren, und vielleicht ist Ihnen auch die Besetzung Hannovers durch die Preußen bekannt, wie das aber damals alles zuging, welche internen politischen Verhältnisse dabei mitsprachen, davon wissen die Meisten wenig, blitzwenig und wir können deshalb unserem verehrten Landgerichtsrath Krüger nur immer von neuem dankbar sein, daß er damals den Gedanken anregte, den Sinn für unser engeres Vaterland, teils durch die Erinnerungen der einzelnen Zeitgenossen, teils durch Wiedergabe von Geschichten zu beleben, die sich durch die Tradition in den einzelnen Familien erhalten haben. Dadurch allein wird unsere Kenntnis der damaligen Zeit in unserem Niedersachsen erweitert, dadurch allein erhält man ein anschauliches Zeitbild jener Epoche, sowie ein Lebensbild der damals besonders hervortretenden geschichtlichen Persönlichkeiten. Vor allem aber wird dadurch auch die Erkenntnis von dem befestigt, was

unſer deutſches Volk durch die großen Ereigniſſe der letzten 10 Jahre erreicht hat und wie wir Deutſchen dadurch vorwärts gekommen ſind, ſo daß wir jetzt die Stellung in Europa, ja in der ſogenannten Welt einnehmen, die uns zukommt.

Sie wiſſen alle, daß ich mich mit der Wiedergabe meiner Erinnerungen bei Ihnen nicht vorgedrängt, ſondern mich nur auf Ihre Aufforderung hin bereit erklärt habe, Ihnen von den Erinnerungen aus meiner Jugendzeit zu erzählen. — Da heißt es denn für mich, den Herren Profeſſoren gegenüber in der Breſche ſtehen und ihre Einwendungen mir gegenüber auszuhalten. Ich bleibe aber dabei, perſönliche Anſchauung und die Mitteilungen meiner, jene Zeit mit erlebenden Eltern und Verwandten, gelten doch etwas mehr, als das was damals von einem ſogenannten Geſchichtsſchreiber in irgend einem Schmöker gedruckt wurde und das nun den Herren Profeſſoren als unfehlbare Quelle gilt.

Wer weiß, wer das geſchrieben hat? Vielleicht ſchrieb es ſolch ſogenannter „Allwiſſer", der möglicherweiſe ein ganz einſeitiger dummer Kerl war.

Ich bin aber z. B. von dem, was ich heute erzählen werde, ein ziemlich glaubwürdiger Zeuge, da unter anderen der Graf Münſter, der als Kabinets-Miniſter Georgs III. und nachher Georgs IV. genau Beſcheid wußte, oft in meinem elterlichen

Hauſe verkehrte und wir auch durch unſere Verwandtſchaft mit den Jocelyns und Macclesfields ſo manches von dem engliſchen Hofe erfuhren, was ſonſt nicht allgemein bekannt wurde. Mein Herr Vater hat mir darüber ſpäter, als ich erwachſen war, ſehr viel Intereſſantes erzählt.

Ich höre da ſoeben aus dem Munde des Herrn Polizei-Präſidenten die Aufforderung ausſprechen, doch auch einmal etwas über unſere damaligen Herrſcher in partibus, die engliſchen Könige, zu erzählen. Ich bin dazu gern bereit, erinnern Sie mich gelegentlich daran, da ich mir doch darüber erſt meine Erinnerungen zurechtlegen und auch mein ſtets geführtes Tagebuch nachſchlagen muß. Einer der nächſten Abende wird mir dazu gerade gut paſſen, da ja in der heutigen, von mir zu ſchildernden Periode King Georg und ſeine Miniſter beſonders in den Vordergrund der Ereigniſſe treten. — Ich war, ſoviel ich weiß, das letzte Mal dabei ſtehen geblieben, wie unſer Land die Franzoſen verlor und darauf zum Durchmarſch für alle möglichen Nationen benutzt wurde.

Den Anfang damit machten die Preußen, von denen am 13. Oktober 1805 ein Armeekorps den Befehl erhielt, in Hannover einzurücken. Am 26. Oktober zogen die erſten Regimenter davon in die Reſidenz ein.

Ich habe Ihnen bereits mitgeteilt, wie ſich ſofort nach dem Abmarſche der Franzoſen das Kur-

hannoverſche Miniſterium wieder konſtituierte und der würdige Miniſter von der Decken, unſer first gentleman, alle Verordnungen unterſchrieb. Es hieß zwar nachher immer, die Preußen hätten das Miniſterium wieder eingeſetzt, das iſt aber nicht der Fall, ſondern es hat ſich ſelbſt eingeſetzt und die Preußen billigten nur ſtillſchweigend dieſes kurze Interregnum. Ende November traf der Reichsgraf Münſter in Hannover ein, um im Namen König Georgs III. die Regierung von neuem einzurichten. Von dieſem Herrn, der öfter in meiner Erzählung vorkommen wird, muß ich Ihnen doch erſt Einiges berichten. Ernſt Friedrich Herbert, Graf von Münſter*) ſtammte aus einer Familie im Weſtfäliſchen, die früher Mönſter oder Monſter hieß, und war der Sohn des Herbert von Münſter, der 1792 von Kur-Bayern als Reichsvikar den Grafentitel erhielt. Seine Mutter, eine etwas ſchwerfällige, aber für geiſtvoll geltende Frau, war Hofmeiſterin jener unglücklichen Karoline von Braunſchweig, der ſpäteren Gemahlin des Prinzen von Wales, nachherigen Königs Georg IV., von der ich Ihnen auch das nächſte Mal erzählen werde. — Graf Ernſt nahm zuerſt die Stellung eines Hof- und Kanzleirates in Hannover ein und begleitete dann fünf Jahre

*) Dieſer Graf Münſter iſt der Vater unſeres langjährigen Geſandten in London und Paris, Georg Herbert, jetzigen Fürſten Münſter-Derneburg. Anmerkung des Herausgebers.

lang den Herzog von Sussex auf seinen Reisen in Italien. Seit dieser Zeit datiert sein Zusammenhang mit den englischen Kreisen. 1803 war er Gesandter Hannovers bei dem Kaiser Alexander in Petersburg und wurde zu Anfang des Jahres 1805 an Stelle des Ministers von Lenthe als Hannoverscher Kabinetsminister nach London berufen. Er war ein Hochtory erster Klasse und stand deshalb, wie auch in mancher anderen Beziehung, dem Prinzen von Wales, dem nachherigen König Georg IV. sehr nahe. Der Graf, ein Herr von außergewöhnlicher Größe, besaß großen Weltverstand, einen eisernen Willen und verstand, sich den Launen seines Herrn scheinbar akkomodierend, doch seine Ansicht durchzusetzen. Er wurde damals vielfach „der Beherrscher des antichambres“ genannt. So bezeichnete ihn später auch der vertriebene Herzog Karl von Braunschweig, der den Grafen einst zum Duell gefordert hatte, wozu es aber auf höheren Befehl nicht kam. Im Jahre 1815 wollte ihm sein Gönner Georg IV. in den Fürstenstand erheben, was der Graf aber nicht annahm, er schenkte ihm dafür das Gut Derneburg. Der Graf verheirathete sich 1814 mit der Prinzeß Wilhelmine Charlotte von Schaumburg-Lippe, geboren 18. Juni 1783. Nimmt man alles zusammen, so war er ein hervorragender vornehmer Staatsmann und ein würdiger deutscher Vertreter unseres Landes in London; ein echter

grand seigneur von großer Liebenswürdigkeit und dabei ein geistreicher Herr. Er und seine Familie bildeten damals in dem so sittenlosen Londoner Leben ein leuchtendes Beispiel deutscher Tugend und Rechtschaffenheit.

Der Graf traf also gleich nach seiner Ankunft in Hannover Anstalten, im Namen König Georgs die Regierung wieder einzurichten, der Hofrichter von Bremer wurde zum Königlichen Staatsminister und Hofrat Patje, sowie der Kommerzrat Brandes zu wirklichen Kabinetsräten ernannt, die anderen Minister wurden in ihren Stellungen bestätigt, nur die Minister von Kielmansegge und von Arnstorf nicht wieder angestellt und der Kabinetsrat Rudloff entlassen.

Der Graf ließ gleich bei seiner Ankunft in Hannover eine Proklamation bekannt machen, in der der König Georg seine Freude darüber aussprach, daß der Feind durch die Rüstungen seiner Alliierten gezwungen sei, das Land zu räumen und er dadurch wieder in den Besitz seines angestammten Kurfürstentums gelange.

Es war das damals eine ganz verwickelte Situation in unserem Hannover, der König von England nahm durch diese Proklamation von dem Lande Besitz, die wirklichen ausschlaggebenden Besitzer aber waren die Preußen. War doch durch ihren Einfluß Augereaus Korps verhindert

worden, in Hannover einzurücken und der Herzog von Braunschweig hatte als preußischer General den russischen Oberkommandanten Grafen Tolstoi veranlaßt, nicht über die Werra zu gehen, sondern die Feindseligkeiten gegen die Franzosen einzustellen.

Noch ehe daher die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz und den Abmachungen wegen unseres Hannoverlandes zu uns drang, waren die Preußen in Wirklichkeit schon die Herren im Lande und unsere Landsleute konnten ihnen nur dankbar sein, uns vor einem neuen Kriege mit Frankreich bewahrt zu haben.

Es war Anfang Dezember, als in Hannover die Einquartierung russischer Truppen unter dem Kommando des Grafen Tolstoi angesagt wurde. Die Russen hatten bereits während der vergangenen Durchmärsche eine stramme Disziplin gezeigt. Die gut gekleideten und alles bar bezahlenden, robusten Soldaten waren von Mann und Weib, besonders aber von den Weibern Hannovers, die in den Franzosen ihre amorosos verloren hatten, gut gelitten und nur auf dem Lande, besonders im Lüneburgischen, hatte man über die Kosacken geklagt. Die Einquartierung wurde daher von der Bürgerschaft mit Freuden begrüßt und die Mannschaften in den Quartieren gut aufgenommen, nur in Bezug auf die Kosacken erreichte es der Magistrat, daß sie nicht in der Stadt einquartiert wurden, sondern in der Ebene zwischen

Linden und Limmer ein Lager beziehen mußten.

Das war einmal wieder so eine Gelegenheit für uns Jungens, uns diese fremden Krieger, von deren Eigentümlichkeiten, sonderbaren Anzügen und merkwürdigen Gewohnheiten wir schon so viel gehört hatten, in der Nähe anzusehen.

Wir begaben uns denn auch am zweiten Tage ihres Aufenthalts zu vieren unter der Ägide unsers alten Johann nach Linden hinaus.

Wie hat sich doch seit jener Zeit unser Linden verändert. Da wo sich jetzt zahlreiche Straßen, eine Menge von Fabriken befinden und die jährlich steigende Industrie den Ort zu einer blühenden Stadt erhoben hat, da war Linden zu Anfang des Jahrhunderts eigentlich nicht viel mehr als ein großes Dorf. Zwischen dem Ortsberge und der Ihme lag ein großer herrschaftlicher Speicher, wo die Bremer Kähne anlegten, an dem Lindener Berge aber war der Königliche Küchengarten gelegen, von dem der jetzt dort befindliche Bahnhof seinen Namen führt. Sonst gab es außer der alten Leineweberstraße nur noch einige andere Gassen und die Mitte vorigen Jahrhunderts erbaute Kirche. Der größte Teil der Lindener Feldmark gehörte zu dem in dem Besitz der von Altenschen Familie gehörigen uralten Rittergute Linden.

Dieses Rittergut war zu Anfang des vorigen

Jahrhunderts an einen Grafen von Platen verpfändet, der um Schloß und Garten die teilweise noch heute bestehende hohe Steinmauer ziehen ließ. Zwischen dem Grafen und dem Burghauptmann von Alten kam es 1720 zu einem kostspieligen Prozeß, den letzterer durch Zahlung des ursprünglichen Pfandschillings gewann und dadurch wieder in den Besitz seines Stammgutes gelangte.

Wir begaben uns an dem Morgen nach dem Lindener Berge, von wo wir nach der Ansicht des alten Johann einen übersichtlichen Blick über das Lager genießen würden.

Und der Alte hatte recht, als wir die Höhe des Berges erstiegen, und an der 1651 durch den Herzog Georg Wilhelm erbauten Windmühle ankamen, lag das große Kosackenlager zu unseren Füßen.

Das war einmal ein bewegtes Treiben da unten. An die 500 Zelte standen in langen Reihen aufgestellt und die kleinen Kosackenpferde waren, wie es gerade so kam, teils in langen Reihen angebunden, teils auch zu zweien, zu dreien in der Nähe der recht primitiven Zelte angepflöckt. Um die Zelte und um die kleinen Kochfeuer herum, da wibbelte und kribbelte es von lauter bärtigen Gestalten, mit tellerartigen Mützen auf dem Kopf und in langen kaftanartigen Röcken, auf deren Brustseite Patronenhüllen befestigt waren.

Was konnte aber uns Jungens die Fernsicht

nutzen? Wir mußten uns die Kerle durchaus in der Nähe ansehen und unser alter Johann willigte denn auch ein, uns hinunter zu führen. Wir stiegen den Berg hinab und gelangten denn auch durch die freundliche Hülfe eines Offiziers, eines Hauptmannes, oder Hetmannes, wie er von den Kosacken genannt wurde, in das Lager hinein.

Wir wurden gleich bei unserem Eintritt von einer Menge Kosacken umringt, die uns jubelnd umsprangen und ehe ich es mich versah, hatte mich einer von ihnen, ein großer Kerl mit einem mächtigen roten Bart ergriffen, auf seine Schultern gehoben und trug mich im Triumpf umher. Zuerst war ich etwas bange auf meinem erhabenen Sitze und wollte schon an zu weinen fangen, als ich aber die freundlichen Gesichter der mich Umtanzenden sah und bemerkte, wie Marbot und Eberhard gleich mir auf ihren zweibeinigen Reitpferden hinter mir her kamen, fühlte ich mich bald ganz sicher und zauste sogar meinen Kosacken an seinem langen Haar. Unser alter Johann war ängstlicher als wir und wandte sich an den freundlichen Hetmann mit der Bitte, den Leuten zu befehlen, uns herunterzusetzen, der tröstete ihn aber und meinte, seine Leute seien sehr kinderlieb und thäten uns nichts. Und der Herr behielt recht, wir wurden von den braunen Kerls mit Freundlichkeiten überschüttet; mein Kosack langte mir sogar einen Apfel herauf, als er mir aber mit seinem bärtigen Gesicht ganz

nahe kam und mir ſogar einen Kuß geben wollte, da dankte ich doch, denn der Kerl roch ganz barbariſch nach Branntwein. Er nahm mich dann bei der Hand und führte mich in dem Lager herum. Alle Koſacken, die wir ſahen, hatten in ihrer ganzen Art faſt ſelbſt etwas kinderhaftes, ſie jagten und ſpielten mit einander und riefen ſich in ihrer kauderwelſchen Sprache luſtige Neckereien zu. Sie ſahen dabei mit ihren Geſichtern von der Farbe einer gekochten Kartoffel, mit ihren Kalmückennaſen und kleinen, liſtigen Augen zu putzig aus. Es gab auch unter ihnen, namentlich unter den Offizieren und Korporals, einige ſehr hübſche Leute, die wohl nicht gerade aus Aſiens Gefilden herſtammen mochten, ſondern anderen Nationen angehörten. Alle trugen grüne Röcke mit grünen Aufſchlägen und obige Tellermützen von derſelben Farbe. Vor den Zelten waren ihre langen Spieße aufgeſtellt, an denen die hohen Pelzmützen und einläufigen Gewehre befeſtigt waren. Außerdem hingen dort auch ihre Kantſchus, kurze Knutenſtöcke mit einer derben Peitſche daran, von denen ich mir gern eine mitgenommen hätte. Ihre kleinen rauhhaarigen Pferde ſahen nichts weniger als ſchön aus, ſie mochten aber wohl ſehr zäh und ausdauernd ſein, denn man merkte ihnen nichts von den Strapazen an. — Plötzlich wurde auf einer Trommel ein eigentümlicher Ruf gegeben, worauf die Leute einer Kompagnie auf einen Haufen zuſammenliefen

und ſchnell einen Kreis ſchloſſen. — Auf ein gegebenes Signal ſtimmten ſie einen Geſang an, deſſen eigenartige ſchwermütig klingende Melodie mir noch lange im Ohre nachklang. Hierauf machten die Muſikanten einen ohrzerreißenden Lärm. Die ganze Muſik beſtand eigentlich nur aus Trommeln und Kaſtagnetten, ſchön war es nicht, das können Sie mir glauben. Den Koſacken aber ſchien es zu gefallen, ſie wurden ganz begeiſtert dabei, ſchlugen in die Hände und ſtimmten mit ihrer rauh klingenden Sprache jauchzend in den ſich oft wiederholenden Refrain ein.

Wir durften nachher noch einen Blick in ihre Zelte thun, deren einzelne Teile für den Marſch aufgerollt an den Sätteln befeſtigt wurden. Die Inſaſſen der Zelte, die ſich, was ihre Köpfe anbelangt, in naiveſter Weiſe der Jagd auf allerhand Raubzeug hingaben, hielten uns bittend ihre Hände entgegen und ſprachen dabei ein Wort aus, daß wie Wuttki klang und wohl auch Wuttki bedeutete, denn ſie grinſten vor Freude, als unſer alter Johann ſeinen Geldbeutel zog und ihnen einige Mariengroſchen in ihre braunen Fäuſte drückte. Sie liefen gleich wie das Donnerwetter nach dem nächſten Marketender, um ſich dort ihre dickbauchigen Flaſchen mit Branntwein füllen zu laſſen. Wir konnten uns ſonſt nur ſchlecht mit ihnen verſtändigen, da ſie nur wenige deutſche Worte kannten; durch ihr lebhaftes Minenſpiel und

ihre ſchrecklich komiſch ausſehenden Geſtikulationen wußten ſie aber die fehlenden Ausdrücke zu ergänzen. Eins ſetzte uns aber bei ihnen in Verwunderung, wir hatten die Kerle für ſchmutziger gehalten als ſie waren, denn wir ſahen ſie ſich tüchtig waſchen und ſie liefen trotz der doch ſchon recht empfindlichen Kälte in großen Schaaren nach der Ihme, wo ſie ſich in das kalte Waſſer ſtürzten und braunrot wie die Krebſe darin herumſchwammen. Wir blieben wohl eine Stunde in dem Lager und ergötzten uns an dem Treiben dieſer in unſeren Augen faſt wilden Menſchen, die aus den Gefilden des fernen Aſien zu dem Kampfe gegen unſere Unterdrücker, die Franzoſen, herbeigezogen waren.

Der Aufenthalt der Ruſſen in Hannover dauerte nur zwei Tage, dann zogen ſie ab, der Elbe zu.

Es wurde damals viel davon geſprochen, daß ſie vielleicht nach England eingeſchifft würden, um mit den Engländern die Küſte Großbritanniens gegen die Franzoſen zu verteidigen, was ſich aber bekanntlich nicht beſtätigte.

Die Proklamation König Georgs wurde von unſeren Landsleuten mit großer Freude aufgenommen und man hoffte noch immer, der König werde ſeinen Sohn, den Herzog von Cambridge als Vizekönig herüberſchicken, oder noch beſſer, Hannover ganz von England trennen und zu einem ſelbſtändigen deutſchen Fürſtentum machen, damit wir nicht länger als

ewige Packesel für das auf seinen Inseln sichere Albion dienen mußten. Diese Hoffnung wurde aber bald durch die Nachricht von Napoleons Siege über die vereinigte russisch-österreichische Armee bei Austerlitz vereitelt und von neuem sah alles hoffnungslos der Zukunft entgegen, keiner wußte, was nun kommen würde.

Da traf Mitte Januar 1806 die Kunde in Hannover ein, daß der Kaiser Napoleon den preußischen König für die abgetretenen Fürstentümer Ansbach, Cleve und Neuschatel mit Hannover entschädigen wolle.

Gemunkelt war in den Kreisen unserer Verwandten schon mehrfach davon und erinnere ich mich besonders noch einer Äußerung meines Herrn Vaters seinem Freunde gegenüber, als er sagte: „Denkt an mich Hinüber; wir werden noch einmal preußisch. Ich weiß ganz genau, daß unser Land bereits in dem Jahre 1806 durch die Russen und Franzosen Preußen angeboten wurde. Weshalb Friedrich Wilhelm es damals ausschlug, weiß ich nicht, weiß aber, daß er seit der Zeit immer ein Auge auf Hannover geworfen hat, das er zur Verbindung seiner östlichen und westlichen Provinzen nötig braucht. Onkel Hinüber schüttelte damals zwar ungläubig den Kopf, nun schien es aber doch dahin kommen zu sollen. —

An dem 27. Januar traf bei unserem Ministerium seitens des Berliner Kabinets die Benachrich-

tigung ein, daß Hannover nicht wieder von französischen Truppen besetzt werden, dafür aber bis der Friede zwischen Frankreich und England abgeschlossen sei, von dem Könige von Preußen administriert werden solle.

An dem 24. Januar hatte Friedrich Wilhelm bereits den Grafen Tolstoi, der seit dem Potsdamer Vertrage mit seinem Korps unter dem Befehl des Königs stand, die Weisung erteilt, durch Mecklenburg, Pommern und Ostpreußen nach Rußland zurückzumarschieren und gleichzeitig auch das schwedische Detachement zu dem Rückmarsche zu veranlassen, was denn auch geschah.

Ob König Friedrich Wilhelm sich von jetzt an für den Besitzer Hannovers hielt, dürfte zweifelhaft sein, unzweifelhaft ist jedoch, daß er unser Land bis zu dem Friedensschluß eventuell mit Gewalt behaupten wollte.

In diesem Sinne schrieb er später am 6. Juli an den Kaiser Alexander:*)

„Hannover ist für die Verteidigung Preußens unentbehrlich, so lange der Krieg Englands und Frankreichs dauert, muß ich es ungestört in Besitz behalten, darnach will ich mich mit England gern freundschaftlich auseinandersetzen.

*) Vergleiche das Werk Dunkers: „Aus der Zeit Friedrich Wilhelms III." pag. 266.
Anmerkung des Herausgebers.

Die Nachricht von der bevorstehenden preußischen Besetzung rief in Hannover allgemeine Bestürzung hervor, man hatte einmal wieder Englands thatkräftige Unterstützung überschätzt und nie so recht daran geglaubt, daß die Preußen so etwas wirklich wagen würden.

Ich sehe noch immer das Gesicht des Grafen Münster, als der mächtige Mann in großer Erregung mit seinem Kabinetsschreiben in der Hand meines Vaters Zimmer, in dem ich mich zufällig befand, betrat. Ich wurde auf diese Weise, und da mein Vater über die Wichtigkeit der Nachricht vollständig meine Anwesenheit vergaß, ein unfreiwilliger Zuschauer der Szene.

Ich, der damals neunjährige Junge, verstand ja an dem Tage noch nicht so recht, um was es sich handelte, merkte aber doch aus beider Erregung, daß es sich um Wichtiges handeln müsse und in späteren Jahren hat mir mein Herr Vater die Sache denn auch näher erklärt. Das Gespräch verlief etwa folgendermaßen:

Der Graf Münster sagte in großer Erregung: „Als der Kaiser von Rußland damals mit Friedrich Wilhelm in Frankreich die Coalition abschloß, der auch England beitrat, verlangte Preußen von der englischen Regierung Subsidiengelder, die ihm auch zugesagt wurden.

Jetzt versichert das preußische Kabinet, daß es nach den Kriegsereignissen und zur Sicherung der

Monarchie keine Macht mehr gehabt habe und nicht anders gekonnt hätte, als Napoleons Bedingungen anzunehmen. Ist das ein Bekenntnis, wie es einer so großen Macht, der Erbin von Friedrich des Großen Kriegsruhm zusteht? Ganz Europa weiß, daß es vor der Schlacht von Austerlitz von Preußen allein abhing, Europa den Frieden zu geben, seine Ehre war beleidigt, das seinem Verbündeten gegenüber gegebene Versprechen mußte ihm das Schwert in die Hand zwingen. Sein jetziges Betragen und daß es diese Gelegenheit versäumt, kann nicht entschuldigt werden. — Stand ihm nicht eine Armee von 250 000 Mann zu Gebote, die eingedenk ihrer Siege unter Friedrich dem Großen darauf brannte, die dem Lande angethanene Schmach an dem Corsen zu rächen? Stand ihm nicht Rußland als Bundesgenosse zur Seite, der Preußen sogar zwei Armeekorps zur Verfügung gestellt hatte? — In dem von dieser Wetterfahne, dem Haugwitz unterzeichneten Traktat heißt es aber, Frankreich betrachte unser Land als sein erobertes Eigentum und seine Truppen wären im Begriff gewesen, hierher zurückzukehren. Was hatte das Kurfürstentum Hannover als ein Teil des deutschen Reiches mit dem Kriege zwischen England und Frankreich zu thun? Wir wurden gegen alles Völkerrecht mit Krieg überzogen und unser Land von den Franzosen in Besitz genommen. Infolge der letzten Kriegsereignisse sah sich die

franzöſiſche Armee veranlaßt, Hannover zu verlaſſen und 40 000 Mann der England alliierten Mächte hatten es beſetzt, als Preußen dieſen unſeligen Vertrag abſchloß, der den König Georg, als Kurfürſten von Hannover ſeines Landes von neuem beraubt. O es iſt ſchändlich — ſchändlich. — „Wohl weiß ich", fuhr der Graf nach kurzer Pauſe, in der er mit Rieſenſchritten in dem Zimmer auf und ab ſtürmte, fort, „daß das Verhalten der preußiſchen Regierung nicht dem loyalen Sinne Seiner Majeſtät, des Königs Friedrich Wilhelms entſpricht, ſondern nur eine Folge der verräteriſchen Handlungsweiſe dieſes, uns ſtets feindlich geweſenen Imbecile Haugwitz iſt. Alle Mächte werden aber mit uns darin übereinſtimmen, daß dieſes ſeitens Preußens gegen einen verbündeten, dem Königshauſe außerdem durch die Bande des Blutes ſo nah verwandten Fürſten eingeſchlagene Verfahren die Sicherheit der europäiſchen Staaten weit mehr gefährdet, als die Eroberung durch eine Macht, mit der man ſich in offenem Kriege befindet. Alle Mächte müſſen dieſe unſere Anſicht teilen, denn durch ein ſolches, jedem Geſetz hohnſprechendes Verfahren wird die Sicherheit aller erſchüttert. Die Staaten werden dadurch zu einem Tauſchobjekt gemacht, über das der Kaiſer Napoleon frei verfügt. Ich reſümiere: „Das Verfahren Preußens unſerem Lande gegenüber iſt und bleibt unrechtlich, ſowohl nach dem

allgemeinen, wie nach dem positiven Völkerrecht und auch nach den deutschen Reichsgesetzen!“

Als mein Herr Vater hier so etwas von dem Rechte des Siegers einwarf, erwiderte der Graf in höchstem Zorn: „Ach was, bleibt mir doch mit solchen Geschichten vom Leibe, befanden wir uns etwa mit Preußen im Kriege? Im Gegenteil, es war unser Verbündeter. Der König von Preußen hat sich dadurch vor Napoleon zu dessen Vasallen erniedrigt und unser Land gewissermaßen als Schweigegeld für seine Neutralität aus dessen Hand angenommen.“ Mein Vater erwiderte nur so etwas von Verwaltung oder Administration, worauf ihn der Graf anschrie:

„Jawohl, Verwaltung! Habt Ihr schon von einem gehört, der solch ein Land nachher wieder herausgiebt? Das kann nur geschehen, wenn es Napoleon, dieser Filou, etwa zu anderen Zwecken gebrauchen sollte. Und beinah möchte ich wünschen, es käme dahin, das würde die gerechte Strafe für Preußens Verhalten gegen seinen Verbündeten sein. — Wir aber, was können wir thun? Wir können jetzt nichts weiter thun, als bei allen Mächten gegen Preußens Besitzergreifung protestieren und diesen Akt werde ich Seiner Majestät unserm allergnädigsten Könige auch sofort vorschlagen. Er wird in diesem Protest an das Gerechtigkeitsgefühl aller Völker appellieren.“

„Aber Mann, so nehmt doch Vernunft an und

laßt mich doch auch einmal zu Worte kommen," erwiderte mein Herr Vater. „Es giebt doch auch noch eine andere Erklärung der Verhältniſſe. Der König von Preußen ſpricht doch in Euerem Schreiben da ausdrücklich nur davon, daß er unſer Land bis zu dem Frieden in Adminiſtration nehmen und eine preußiſche Oberverwaltung unter dem Grafen Schulenburg einſetzen wolle, das ſieht doch nicht nach einer Beſitzergreifung aus.

Der für ſo gerecht geltende König giebt uns doch außerdem die tröſtende Verſicherung, alle Einkünfte des Staates zur finanziellen Verbeſſerung Hannovers zu verwenden, den Sold ſeiner Truppen ſelbſt zu zahlen und uns nur die extraordinären Koſten aufzulegen. Denkt doch nur, wäre Preußen nicht eingeſchritten, ſo hätten wir jetzt wieder die Franzoſen im Lande. Wo war denn England, um uns vor ihnen zu ſchützen? Das huldigte einmal wieder der Anſicht, daß die beſte Seite der Tapferkeit die Vorſicht ſei und zog ſich auf ſeine ſichere Inſel zurück. — Wer aber Rechte haben will, der hat auch Pflichten. Was hat denn England je für uns gethan? Unſere Gelder hat es eingezogen und ſich ſonſt den Kuckuck um uns gekümmert. Darin werdet ihr mir doch zuſtimmen müſſen: „Wir ſind jetzt mit Preußen beſſer d'ran, als mit dieſem England, das uns außerdem nie für voll anſah. Findet Ihr nicht?"

„Nein, das finde ich nicht — finde ich gar nicht", erwiderte der Graf ganz rot vor Wut, „mir und auch Seiner Majestät dem Könige wären die Franzosen hier lieber als die Preußen. Mit denen wüßte man, woran man wäre und Napoleons Herrschaft kann ja auch nicht ewig dauern, aber die Preußen, — die geben nichts wieder heraus, was sie einmal haben. Denkt doch an Friedrich den Großen und an Schlesien, das hat der auch behalten. Leider sind wir Engländer jetzt nicht in der Lage, etwas dagegen zu thun, aber vergessen wollen wir den Preußen diesen Verrat an seinem Alliierten nie, nein niemals. Wir können jetzt nur gegen ihr Verfahren protestieren und unsern Protest den übrigen Mächten zusenden und das wollen wir auch.

Hiermit war die Unterredung zwischen dem Grafen Münster und meinem Vater zu Ende und sie schieden grollend von einander. Mein Vater aber rief dem Grafen noch nach: „Ja, das thut nur, daraus wird sich Preußen gerade viel machen."

Erst jetzt bekam er mich zu sehen, der ich mich, durch das laute Sprechen ängstlich gemacht, in der Fensternische versteckt hatte. Er schrie mich an: „Junge wie kommst Du hierher?" — und warf mich mit den Worten: „Dieses Krötzeug muß doch seine Nase immer überall haben", zur Thür hinaus. Ja man muß eben oft so mancherlei über sich ergehen lassen. Mein Herr Vater war eben oft ein bischen

gerade zu, aber das ſchadet nichts, er traf doch meiſt den Nagel auf den richtigen Fleck.

Wenige Tage darauf brachte denn auch der Graf Münſter in der Nr. 11 des Hannoverſchen Wochenblattes ſeinen erſten für unſer Volk beſtimmten Proteſt zur öffentlichen Kenntnis. Derſelbe lautete:

„Seine Majeſtät der König von England und Kurfürſt von Hannover billigt die ohne ſein Vorwiſſen geſchehene Beſetzung ſeiner Staaten durch preußiſche Truppen nicht. Im Namen des Königs proteſtiere ich gegen die bevorſtehende preußiſche Beſitznahme. Ich rate indes den hannoverſchen Unterthanen, ſich dem Drange der Umſtände zu fügen und ſich nicht zu widerſetzen. Ich ſelbſt werde, da ich dem Lande nicht mehr nützen kann, zu dem Könige nach London zurückkehren.“

Wenige Tage darauf reiſte der Graf denn auch ab und es folgte am 3. Februar ein viele Bogen enthaltender Proteſt des Königs Georg an die Mächte, der etwas ſchwulſtig gehalten, ungefähr daſſelbe ſagte, wie der des Grafen. Er wird den meiſten der Herren bekannt ſein und iſt zu lang, um ihn Euch hier vorzuleſen.

Am 25. Januar, alſo noch vor Englands Proteſt, erſchien eine an den Straßenecken angeheftete und in dem Wochenblatt bekannt gemachte preußiſche, an den König von England gerichtete und

von Friedrich Wilhelm unterschriebene öffentliche Proklamation, deren Schlußpassus lautete:

„Wir glauben nicht nötig zu haben, zu bemerken, wie zufrieden die in Frage kommenden „Länder Hannover und Braunschweig mit der Veränderung dieser Szene sein müssen und alle unsere „Wünsche werden erfüllt sein, wenn nach den uneigennützigen Ansichten, die uns bewegen, die „Verwaltung, die wir haben übernehmen „müssen, zum Wohle des Landes und seiner Bewohner und eben dadurch zur Zufriedenheit „Seiner Britischen Majestät gereicht, „welcher wir sowohl in dieser, als in jeder anderen Rücksicht alle Beweise unserer Achtung, Bereitwilligkeit und Freundschaft zu geben wünschen, „welche die Umstände uns erlauben.

gez. Friedrich Wilhelm."

Wie urteilen die Herren über diesen Passus dieser voraussichtlich auch von dem Grafen Haugwitz verfaßten Proklamation? Was würde wohl Friedrich der Große dazu gesagt haben? Der Kriegsherr einer Armee von 250 000 Soldaten und Neffe des großen Königs hat auf Befehl des kleinen Corsen eine Verwaltung übernehmen **müssen!** Glauben Sie außerdem, daß sich Friederikus jemals um die Zufriedenheit Seiner Britischen Majestät bekümmert haben würde? Ich glaube es nicht. Der hätte

ihnen einen anderen Brief geschrieben. „Sic volo, sic jubeo“ und damit basta.“

Trotz dieser doch immerhin sehr freundlichen Erklärung verharrte die englische Regierung in ihrer schroffen Zurückhaltung und suspendierte jede Verbindung mit einem Hofe, der sich nach ihrer Ansicht auf die Seite Napoleons gestellt hatte. — Das hinderte die preußische Regierung aber nicht weiter. Am 30. Januar wurde dem hannoverschen Ministerium ein preußisches Manifest eingehändigt, das den Landesbewohnern bekannt machte, sich unweigerlich den Anordnungen des Administrationskommissars Grafen v. d. Schulenburg-Kehnert zu fügen.

Dieser Herr preußische Staatsminister und General der Kavallerie war nämlich an Stelle des preußischen Generals, Herzog von Braunschweig*) mit dem Oberkommando über die von der westfälischen Armee abgezweigten Exekutivtruppen und zum Administrator von Hannover ernannt worden.

Der Herzog von Braunschweig wäre dazu vielleicht geeigneter gewesen, für ihn lagen aber doch so allerlei Hinderungsgründe vor. Er, der

*) Der bekannte Manifesterlasser gegen Frankreich, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand war der spätere preußische Heerführer von Auerstädt, wo ihm beide Augen ausgeschossen wurden. Er starb am 10. 11. 1806 in Ottensen.

Anmerkung des Herausgebers.

Fürst aus dem Welfenhause als Vertreiber des englischen Besitzers, die Verwandtschaft, genug eine Menge Gründe, die den Herzog veranlaßten, dieser Ehre aus dem Wege zu gehen. Es fand sich denn auch ein tüchtiger Entschuldigungsgrund, der Herzog wurde Ende Januar in politischer Mission nach Petersburg gesandt. Er hatte den Auftrag, dem Kaiser von Rußland für Hannover eine preußische Ostprovinz anzubieten. Dieses Angebot wurde zwar angenommen, Englands Zustimmung war jedoch nicht zu erlangen.

Genug, Schulenburg-Kehnert trat an seine Stelle.

Die Okkupationsarmee, deren erste Regimenter am 14. Februar in Hannovers Residenz einrückten, bestand aus 23 Bataillonen, 25 Schwadronen und 7 Batterien Artillerie.*)

Der Graf Schulenburg erhielt die weitgehendsten Gerechtsame und es wurde ihm als Zivilkommissarius der Kammerpräsident von Ingersleben beigegeben. Dieser Herr brachte ein wahres Heer von Offizianten aus den Berliner Ministerialdepartements mit, Beamte von verknöcherter, altpreußischer Facon, die, wie wir noch sehen werden, durchaus nicht für diese Stelle geeignet waren. Der Schematismus dieser

*) Nach v. Lettow-Vorbeck, Krieg von 1806/7 nur aus 20 Bataillonen, 25 Schwadronen und 5 Batterien.
Anmerkung des Herausgebers.

Leute bildete einen Grund zu den späteren Zwistigkeiten in Hannover. — An Stelle des englischen Wappens wurden überall die preußischen Adler befestigt, auch durch diese äußeren Zeichen waren wir preußisch geworden.

Eine der letzten Verfügungen des Grafen Münster bestand in der Wiederernennung des zu der Franzosenzeit bestandenen Landesdeputations-Kollegiums, das noch um einige Mitglieder vermehrt wurde. Sein Bestehen war aber nicht von langer Dauer, denn die Mitglieder sowohl wie die wenigen noch zurückgebliebenen Minister wurden durch die Preußen schnell genug außer Dienst gestellt und die ganze Verwaltung Hannovers ging an den Kammerpräsidenten von Ingersleben und seine Organe über.

Die Erinnerung an jene Zeit, wie so manches andere ist mir wieder einmal ganz deutlich im Gedächtnis geblieben. Wir Jungens verstanden ja damals noch nicht viel von den politischen Motiven, die alle diese Veränderungen hervorriefen, waren aber doch Miterleber der Ereignisse, oder soll ich sagen der Resultate, die diese politischen Wirrsale hervorriefen. So kann ich mich z. B. noch ganz genau darauf besinnen, als die preußischen Beamten (einige trugen sogar noch einen wirklichen Zopf, alle hatten ihn aber in der Gesinnung und Handhabung ihrer Funktionen), in das Ministerialgebäude in der Calenberger-

ſtraße ihren Einzug hielten. Es muß das ſo ungefähr am 16. oder 17. Februar geweſen ſein. Die Herren wiſſen, ſolch ein Miniſterium kann mancherlei ſein, teils ein einfaches Haus, aber auch ein Ort der Weisheit. Ich glaube aber, unſer Kurfürſtlich Hannoverſches Miniſterium gehörte mehr zu der erſteren Sorte. Da iſt mir aus ſpäteren Jahren noch ein Ciceroniſches Citat in der Erinnerung geblieben, das unſer hier und da etwas freiſinnig angehauchter Hauslehrer Cariſius auf einzelne unſerer Miniſter anwandte. Er ſagte: Cicero läßt bereits vor 2000 Jahren den Cato ſagen: „Es iſt wunderbar, daß ein Haruſpex nicht lacht, wenn er einen Haruſpex ſieht,“ und daran ſollten wir denken, als wir einſt zwei von ihnen, den Miniſtern von K. und v. G., zuſammen auf der Straße begegneten.

Wir hatten uns bis dahin, wie geſagt, ſolch ein Miniſterium als den Ort und Hort der Weisheit vorgeſtellt und eins unſerer Jugendideale beſtand darin, einſt einmal auch als weiſer Miniſter in dem Hauſe zu wohnen.

Ach du lieber Gott, wo ſind nachher unſere Jugendideale geblieben! Wenn man hinter den Schleier der Maja blickt, iſt alles grau. — Na überhaupt dieſe Jugendideale! Wer hätte als ſolch ein Junge von 14 Jahren nicht ſeine Ideale gehabt und nun gar erſt nachher, als 17- oder 18jähriger, wenn die Liebe in das Blut tritt und zur

Frühlingszeit der Saft in die Bäume steigt. Wer hätte da z. B. nicht von idealer Freundschaft und nachher von Liebe geschwärmt? Seht Ihr Herren, Ihr werdet es mir vielleicht nicht ansehen, aber ich hatte auch einmal mein Freundschaftsideal, das in späteren Jahren allerdings jämmerlich in die Brüche ging. Die Geschichte muß ich Ihnen doch einmal erzählen, obgleich sie absolut nicht hierher gehört und höchstens für Sie zu gebrauchen ist, um Ihre Kenntnis meiner vorzüglichen Persönlichkeit zu erweitern. — Also hört zu:

Ich hatte also in meinen jüngeren Jahren einmal einen Freund. Es war ein Leutnant gleich mir, nicht etwa ein sogenannter Übermensch, i Gott bewahre, ja eigentlich nicht einmal besonders veranlagt. Ist ja auch nicht nötig, wozu denn? Aber ein guter liebenswürdiger Kamerad war der blonde Husarenoffizier, der damals in unser Crenneville-Husarenregiment einrangiert wurde. Wir wurden bald mit einander näher bekannt, gleiche Geschmacksrichtungen verbanden uns und wir wurden mehr und mehr unzertrennlich. Er war vielleicht hier und da etwas pedantisch, aber das fiel nie unangenehm auf und Engel mit goldenen Flügeln sind wir doch einmal alle nicht. — Hier machte der Erzähler eine kurze Pause, blickte einige Minuten, wie in Erinnerung versunken, vor sich nieder und paffte nachdenklich den Dampf seiner Cigarre

nach der Decke hinauf. „Ja, ja es war damals ein lieber Menſch — mein Friedrich — ich kann noch jetzt ſeine liebe Perſönlichkeit gar nicht vergeſſen, obgleich er ſelbſt ſchon längſt tot iſt — doch vorbei. — Friedrich und ich dutzten uns zwar nicht, wie das ſonſt in der K. K. Armee ſo Sitte iſt, aber wozu das auch? Wir wußten ja doch, was wir von einander hielten. Ich bin immer mehr gegen als für dieſes Dunennen geweſen, das ja eigentlich jetzt auch immer mehr in Fortfall kommt. Iſt ja auch Unſinn. Soll man ſich deshalb näher ſtehen, weil man einmal in einer mehr oder weniger trunkenen Stimmung bei einem Liebesmahl oder ſonſt wo zufällig neben einander ſaß? Viele Menſchen glauben außerdem, daß ſie wegen dieſes Du-Nennens berechtigt ſind, uns unerwünſchte Confidenzen zu machen, oder uns Ratſchläge zu erteilen, die gar nicht von ihnen verlangt werden. — Wir beide ſtanden uns trotzdem ſehr nahe, vielleicht gerade aus dieſen Gründen näher, als ein Paar Dutzfreunde. Ja, ich kann wohl ſagen, ich liebte meinen Friedrich wie ich kaum einen anderen Menſchen in der Welt geliebt habe. Ich höre noch immer ſein ſonnenhelles Lachen, wenn er uns eine ſeiner Lieblingsgeſchichten wie „Guten Morgen Herr Meier," oder „Wo hängen denn nun aber die Müllers" erzählte. Er lachte zwar immer zuerſt darüber, aber ſolche, aus einem fröhlichen Herzen kommende Heiterkeit wirkt immer anſteckend, alle lachten mit, denn alle hatten ja

„unſeren Friedrich“ gern, ich aber ſtand ihm damals doch am nächſten. Wir lebten mit einander in einer unausgeſprochenen Freundſchaft, die, wie wir beide wohl glaubten, für dieſes Leben unveränderlich ſein würde.

Da trat das Schickſal in unſer Leben ein, wir wurden auf lange Jahre von einander getrennt. Schaun's der Friedrich wurde eines Tages zur Equitationsſchule nach Wien kommandiert, ich aber zu einem anderen Huſarenregiment an die Grenze nach Bosnien verſetzt. Anfangs ſchrieben wir uns noch hier und da, aber auch das hörte mit der Zeit auf. Was ſoll man immer ſchreiben, wenn der andere ſolch ein in der Wolle gefärbter fauler Korreſpondent iſt, wie mein Freund einer war. Er hat oft genug geäußert, daß er lieber 10 Meilen reiten, als einen Brief ſchreiben wolle.

Lange Jahre vergingen, wir hörten kaum von einander, meine Freundſchaft aber blieb Friedrich immer und immer und ich hegte die feſte Zuverſicht, daß es mit meinem Freunde ebenſo ſein würde. Endlich hörte ich, es mochten wohl ſo an die 15 Jahre vergangen ſein (ich hatte inzwiſchen, um die väterlichen Güter zu übernehmen, meinen Abſchied genommen, wohnte den Winter aber damals noch gewöhnlich in Prag), daß der inzwiſchen General Gewordene eine Kavalleriebrigade ebendaſelbſt erhalten habe. Er war inzwiſchen in die Höhe

geklettert und mußte ſich alſo doch auf irgend eine Weiſe hervorgethan haben. Wie das zugegangen ſein konnte, vermochte ich zwar nicht recht zu verſtehen, denn wie geſagt, beſondere militäriſche oder günſtige Anlagen hatte mein Friedrich eigentlich nicht. Aber ich bitte Sie, iſt denn das auch zu einem guten Avancement unbedingt nötig? Einer hat Glück, der andere nicht und der Dritte wieder ſo eine beſondere Spezialität, an der er emporklettert. Glück und richtige Ausnutzung der Conſtellation, darauf kommt es im Leben an. Für Autoritätsglauben habe ich, einige wenige Menſchen ausgenommen, kein Organ. Und allein deshalb nahm ich meinen Abſchied, denn das Beſte iſt und bleibt im Leben doch immer die Selbſtändigkeit. Herrſcher auf ſeinem Kobben ſein, das iſt das einzig Richtige. Aber die Blicke immer nach oben richten, um der Vorgeſetzten Launenwetterfahne zu ſtudieren, das war nichts für mich, damit bleibt mir vom Halſe.

Ich will hier gleich ſagen, daß ſich mein Friedrich nicht etwa letzterer Angewohnheit befleißigte, dafür war er ein viel zu anſtändiger Kerl, aber er hatte eben ſeine Spezialität und damit war er bis zur „Excellenz“ hinaufgeklettert. Dieſe Excellenz war ihm aber zu Kopf geſtiegen und er glaubte jetzt wirklich ſo eine Art von Übermenſch zu ſein.

Ich merkte das gleich bei unſerem erſten Wiederſehn. Natürlich war mein erſter Gang nach meiner Ankunft in Prag zu ihm. Ich traf ihn jedoch nicht zu Hauſe und erſt Tags darauf ſtattete er mir in meiner Hotelwohnung ganz feierlich im Federhut ſeinen Gegenbeſuch ab. Als ich die mir ſo bekannten Züge ſeines lieben Geſichtes wiederſah, trat die Erinnerung an unſere einſtige Freundſchaft ſo in mein Herz, daß ich mit erhobenen Armen auf ihn zueilte, um ihn an meine Bruſt zu ziehen. Schnell genug aber ließ ich die Arme bei dem Anblick ſeines reſervierten Weſens ſinken und reichten wir uns nur die Hand. Die Stimmung änderte ſich auch nicht, ſie blieb kühl und gemeſſen. Der Herr General zeigten ſich ſcheinbar beſcheiden und ohne allen Hochmut, wenigſtens *ſcheinbar*, verbarg dieſen ſogar unter der größten Höflichkeit. Die Herren wiſſen ja aber, daß in ſolch einer verbindlichen Höflichkeit bisweilen beinah eine *Beleidigung* liegen kann. Höflich, aber kühl bis an das Herz hinan, war ſeine ganze Art. — Wiſſen die Herren, ſolche Leute ſind ſchwer zu faſſen, denn man kann einen doch nicht wegen zu *großer Höflichkeit* zur Rede ſtellen.

Andererſeits ſprach bei mir aber auch die Erinnerung an die alte Zeit zu ſehr mit. Ich glaubte, ſeine Stimmung auf eine gewiſſe Blödigkeit zurückführen zu dürfen und dachte, er würde mit der Zeit ſchon wieder der alte liebe Kerl wer-

den. Wir plauderten denn auch über die längst vergangene Zeit, das heißt eigentlich mehr ich, als er, sowie ich aber auf unsere alten Beziehungen kommen wollte, schnappte er ab und begann von etwas anderem zu sprechen. Zuerst merkte ich das nicht so, bald fiel es mir aber auf und ich dachte bei mir, „was ist denn nur um Gotteswillen in den sonst so lieben Menschen hineingefahren.“ Wissen die Herren, was ich hätte thun müssen? Ich hätte Friedrich klipp und klar fragen müssen, was er denn eigentlich gegen mich hätte? Das wäre das Beste gewesen, aber Hand aufs Herz, thut man denn das auch immer? Man ist zu bequem dazu und läßt lieber die Karre gehen wie sie will, als daß man eine, vielleicht alles erklärende Aussprache herbeiführt. So schieden wir kühl und förmlich von einander und mit der intimen Freundschaft war es vorbei für alle Zeit. — Aber in stillen Stunden, wenn das Bild des einstigen Jugendfreundes bisweilen vor meiner Seele auftaucht, sage ich mir reuig: „Hättest du es doch gethan, vielleicht wäre dann alles klar zwischen Euch geworden und Ihr hättet Euer Traumbild aus der Jugendzeit, den Lebensabend mit einander in treuer Freundschaft zu verbringen zur Wahrheit gemacht. Jetzt ist es zu spät — zu spät.“ — Ich habe die feste Überzeugung, daß uns nur Klatsch auseinander gebracht hat. Darin war Prag nämlich damals beinah noch Hannover über, das wie Sie wissen, was klatschen

anbelangt, auch ſchon recht Erſprießliches leiſtet. Wer weiß, ob man Friedrich nicht eine fingierte Äußerung von mir über ihn zugetragen hat, die ich, upon my word and honour, nie gethan habe, ja nie thun würde, obgleich mich ſein Benehmen tief verletzte. — Was ſoll man aber gegen ſolch eine Halunkenbande von Klätſchern machen? Die Herren wiſſen, „des Verleumders Rede gleichet der Kohle, brennt ſie nicht, ſo ſchwält ſie doch“. — Und ſie ſchwält ſo lange, bis ſie den Betreffenden erreicht. Iſt der nun thöricht genug, daran zu glauben, dann läßt er ſich dadurch verleiten, und verurteilt den ganz unſchuldigen Freund, ohne ihn gehört zu haben. — Ja dieſe Klätſcher und Geſchichtenerzähler, ſie bilden eine wahre Gefahr für jede Geſellſchaft. Sehen Sie ſich doch einmal die Sache näher an. Da wird zuerſt eine ganz einfache kleine Geſchichte erzählt, die dann von einem zum andern weiter geht und nach acht Tagen iſt daraus der wahre Roman geworden. Ein jeder der Geſellſchaft hat ein Stückchen hinzugefügt und wenn das Reſultat ein bischen malitiös iſt, dann ſchadet es auch nichts. Sehen Sie ſich einmal in dem Kreiſe der Vereine um, ob Damen oder Herren, iſt ganz gleichgültig, da gelten ſo viele für unterhaltend, nur weil ſie mediſant ſind und ein gutes Gedächtnis für ſolche erlogenen Geſchichten beſitzen. Hohle Köpfe das und wenn ſie auch noch ſo groß ſind.

Mir ſind ſolche Menſchen ſtets verhaßt geweſen und beſonders, ſeit die feſte Überzeugung in mir herangereift iſt, daß mir nur ſolch ein mediſanter Klätſcher meinen lieben Jugendfreund entfremdet und mir dadurch mein letztes Jugendideal vernichtet hat.

Doch wo bin ich wieder hingeraten? Zürnen Sie mir nicht wegen meiner Abſchweifung. Ich erzählte Ihnen von der Auflöſung des hannoverſchen Miniſteriums, das brachte mich auf die Ideale meiner Jugendzeit und daraus wurde mit eins die Geſchichte meiner zertrümmerten Freundſchaft mit meinem ſeligen Friedrich. — Ich muß wirklich für die Zukunft lernen, beſſer an der Stange zu bleiben, ſonſt ziehe ich mir am Ende noch Ihr Mißfallen zu und das will ich doch nicht.

Ich erzählte Ihnen alſo davon, wie die Hannoverſchen Miniſter aus ihrem Miniſterium auszogen und ſich dafür der preußiſche Herr Kammerpräſident von Ingersleben mit ſeinen Aktenmenſchen dort einniſtete.

Ich kann nicht behaupten, daß ſich dieſer Herr mit ſeinen Beamten gerade bei uns Hannoveranern beliebt gemacht hat, ja wenn ich offen ſein will, ſo wurden die Preußen von den Bürgern dank dieſer Herren beinah noch mehr gehaßt, als die Franzoſen. Die preußiſchen Beſtimmungen und Geſetze trafen das innere Volksleben. Die Franzoſen hatten ſich damit begnügt, unſer Geld (aller-

dings recht viel Geld), einzuſacken, aber ſie hatten doch die althergebrachten Verfügungen und Verordnungen beſtehen laſſen und daran nicht gerührt. Jetzt ſollte auf einmal alles preußiſch werden. Hatte man früher in den Beamten wohlwollende Ratgeber gehabt, die mit den Verhältniſſen des Landes bekannt und infolge deſſen im Stande waren, ſo manche Härte des Geſetzes zu mildern, ſo konnte man jetzt dieſe nachſichtsloſen Vollſtrecker der ungewohnten, neuen Geſetze nur fürchten. Am meiſten gehaßt wurde das neue preußiſche Steuerſyſtem und die neuen mehr aus Kupfer als Silber beſtehenden Münzen, die auf den Befehl von oben unſere echt ſilbernen Landesmünzen verdrängten. Vor allem aber diente der Übermut der preußiſchen Offiziere dazu, die Gemüter der Bürger immer wieder von neuem zu erregen.

Ja was hatten die paar ſeit Friedrichs des Großen Tode verfloſſenen Jahrzehnte aus dem preußiſchen Offizierkorps gemacht! Nur die äußerliche Erſcheinung, die knappe Uniform, der Paradedrill war davon zurückgeblieben und es war den Herren trotz der ſo troſtlos verlaufenen Rheinkampagnen eine maßloſe Überhebung zu eigen. Die Geringſchätzung, mit der ſie in ihrem Dünkel über die Franzoſen und deren militäriſche Erfolge ſprachen, rief ſchon damals bei ſo manchem Hannoveraner ein Kopfſchütteln hervor. — Na und was die

„Moralität, oder ich muß wohl sagen, ihre „Immoralität" anbelangte, so konnten sich diese preußischen Herrchen darin sowohl, wie in ihrem sybaritischen Leben und der Verweichligung ihrer Sitten vollständig mit den Franzosen messen, ja sie übertrafen sie darin noch bei weitem. Und dabei dieses Betragen und diese Manieren, die bei ihnen für chic galten! In dieser ganzen Auffassung sprach sich eine solche Geringschätzung der Frau als solche aus, daß man rückschließend auf Berliner Verhältnisse eine recht geringe Meinung von den Sitten der damaligen preußischen Residenz bekommen mußte. — Die Herren können sich vorstellen, wie diese geschniegelten Offizierchen in den Genüssen Hannovers schwelgten. Sie fanden dort durch die galanten Franzosen und später durch die stämmigen Russen ja alles gut vorbereitet. Liebesangebot überall und so mancher der schlechten Väter des damaligen Hannovers pries ihnen die Schönheit seiner Töchter an. Wie heißt es doch im Erlkönig? „Willst feiner Knabe Du mit mir gehen? Meine Töchter sollen Dich warten schön" und die meisten der Herren gingen mit, ja sogar mancher unsichere Kantonist von Ehemann schloß sich ihnen an. Es war eben damals auch eine ganz infame Rasse von Hannoverscher Weiblichkeit besonders in den unteren Ständen vertreten. Da wurde stets von „Kindern" gesprochen, ich kann Ihnen aber sagen, diese Kinder waren gerade die größten Racker, die

wußten Beſcheid. O dieſe Mädchenſchulen damaliger Zeit, was die Kinder da alles von einander lernten! Da wurde ihnen von den Freundinnen ſchon der Grundſatz klar gemacht: „Wenn die Weiber nicht verführeriſch ſind, was ſind ſie dann?“ — Was ſollten die kleinen Leutnants dagegen machen? Das Fleiſch iſt bekanntlich, ſo lange wir uns hier auf dieſem Planeten befinden, ſchwach. — Da ſprechen zwar ſo manche gern von „Selbſtüberwindung“ und „Entſagung“ und was weiß ich? Na die ſind aber auch meiſt danach. — Genug, es herrſchte damals in der Reſidenz ein ſo lockeres Leben wie nie und Hannover war der reine Sündenpfuhl. Es war ganz wie zu der Zeit der Franzoſen und wenn dieſe ſangen:

Faisons l'amour, faisons la guerre,
Ces deux metiers sont plains d'attraits“ —

ſo ſangen die Preußen ganz ähnliche Lieder, der Inhalt aber war derſelbe. —

„Aber ich bitte Sie, Herr Graf“ — fiel hier der Landgerichtsrat lächelnd ein. „Sollten Sie ſich nicht etwas von unſerem eigentlichen Thema entfernen? Es kommt mir faſt ſo vor, als wenn Sie Ihrem frivolen Kanarienvogel wieder eine etwas hinreichende Portion Zucker gäben“ —

„Muß mir doch natürlich der Menſch jetzt gerade wieder mit ſeinem moraliſchen Einwurf dazwiſchen kommen,“ erwiderte der Redner, die hohe Stirn runzelnd, „und ich hatte doch noch ſo einige

hübsche Geschichten auf der Pfanne. Na, meinetwegen erzähle ich sie nicht, ist Euer eigener Schade." Gut ich gehe also wieder auf das Historische über. — Die Preußen hatten wir denn also nun im Lande. Da saß aber in Hameln noch immer der französische General Harbou mit seiner Besatzung von 4000 Franzosen und wollte und wollte nicht weichen. Eine große Belagerung der kleinen Festung wollten die Preußen aber nicht gern anfangen, da wurde denn der Weg der pekuniären Überredung eingeschlagen. Der Harbou bekam seine 100 000 Franks, General Rapp, der so etwas gleichfalls sehr gut gebrauchen konnte, auch 100 000 Franks und außerdem wurde ein Schuldschein über 500 000 Franks seitens der preußischen an die französische Regierung ausgestellt. Am 24. März wurde der Vertrag der Übernahme Hannovers durch die Preußen von dem General Harbou und dem Grafen Schulenburg unterzeichnet.

Ich will hier gleich bemerken, daß der General Harbou trotzdem Hannover nicht verließ, sondern die Dreistigkeit hatte, mit dem General Rapp unter der Firma: „Commissaires de sa majesté l'empereur des Francais et d'Italie" in der Residenz zurückzubleiben. Sie bezogen dort eine Mietswohnung in der Calenbergerstraße und behaupteten, ihre Anwesenheit diene zur Überwachung der richtigen Zinszahlungen obiger Summen. Erst

auf die dringenden Vorstellungen des Königs Friedrich Wilhelm III. bei dem Kaiser Napoleon hin wurden beide endlich im Mai nach Paris zurückberufen.

In Englands Regierung waren inzwischen die einschneidensten Veränderungen vorgegangen. Der bedeutendste Gegner Napoleons, der große Minister Pitt war gestorben und damit ein Systemwechsel des ganzen Ministeriums eingetreten. Zwar wurde Lord Grenville für ihn erster Minister und Mstr. Windham Minister des Krieges, zwei Herren, die in dem Pitt'schen System erzogen, dringend auf die Fortsetzung des Krieges gegen Napoleon drangen, aber auch Fox war mit der großen Partei seiner Anhänger in das Ministerium gelangt und zum Staatssekretär des auswärtigen Amtes ernannt. Er hatte stets Pitts Kriegssystem mißbilligt, es war daher vorauszusehen, daß er von jetzt an für den Frieden wirken werde.

Wir werden sehen, wohin diese Verhältnisse in England führten. Um das zu können, muß ich den Herren an dem nächsten Abend erst einmal den englischen Hof, den König Georg III., den Prinzen von Wales ꝛc. ꝛc. in das Gedächtnis zurückrufen. Ich kann Ihnen darüber so mancherlei erzählen, was mir teils aus meiner Jugend bekannt ist, und was mir teils meine Eltern erzählten, die durch unsere englischen Verwandten sehr genau darüber orientiert waren.

Ich fürchte nur eins, einzelne Herren, wie z. B. mein Freund, der Herr Landgerichtsrat, ſind in der letzten Zeit von einer ſo auffallenden Moralität, oder ſoll ich ſagen Äſthetik beſeelt, das war doch früher nicht. Sie kommen mir da immer gleich mit Ausdrücken wie frivol, oder gar cyniſch, daß ich nicht recht weiß, wie ich mich an dem nächſten Abend benehmen ſoll. Die Menſchen und Situationen meiner Schilderung ſind nämlich meiſt wirklich recht unmoraliſch. Was ſoll ich da nun machen? Soll ich ſie Euch Herren als moraliſche Säulenheilige ſchildern, oder wie ſie wirklich waren? In erſterem Falle würde mir von meinen Gegnern, den Herren Profeſſoren, ſicher wieder der Vorwurf der hiſtoriſchen Ungenauigkeit gemacht werden, im anderen Falle aber könnte ich die ſchneeweiße Unſchuld Ihres Gemütes verletzen. Was ſoll ich thun?“ —

„Euer Präſidenz wollen in dieſem Dilemna nur die Gnade haben, bei der Wahrheit zu bleiben, ich denke auch unſere Moraliſten werden mir darin beiſtimmen,“ fiel der dicke Sanitätsrat lachend ein.

„Natürlich, natürlich“, riefen alle. Der Präſident aber nickte ſeinem alten Freunde verſtändnisinnig zu und ſagte: „bravo doctore. Dicke Leute, die ſind mein Genre, die thun einem nichts. Proſt lieber Doktor!“

Und beide Herren ſtießen mit ihren Gläſern zuſammen. Dann fuhr der Graf fort:

„Ehe wir heute von einander scheiden, will ich den Herren gewissermaßen als eine kleine Introduktion für den nächsten Abend, einen kurzen Vortrag über die Höfe überhaupt halten. Ich kann den Herren sagen, diese uns so nahestehenden Welfischen Höfe waren zu Anfang des Jahrhunderts geradezu in eine Art von Konkurrenz mit einander getreten, wer es dem Herrn Vetter an Liderlichkeit, Debauchen und allen möglichen Sünden zuvor thun könne.

Es ist immer von Nutzen, sich das dann und wann wieder einmal zu vergegenwärtigen, namentlich wenn die jetzigen Herren Welfen die Vergangenheit immer wie in einem goldenen Kelche ansehen. Alle Herrscherfamilien haben ja wohl einmal solch einen besonderen Tugendspiegel gehabt und der dicke Wilhelm in Preußen mit seinen 20 Kindern soll von mir wahrhaftig nicht etwa als ein moralisches Musterbild angeführt werden, was sich aber das Haus Braunschweig auf seinen einzelnen Thronen darin leistete, dagegen kommt doch selbst der nicht auf.

In England hörte diese Wirtschaft eigentlich erst viel später, unter der Königin Victoria auf. — Obgleich — Na — ja — ich brauche den Herren nur den Namen „Herzogin von Manchester" zu nennen und Sie wissen Bescheid.

Hier bei uns that ja unser guter blinder König Georg sein Möglichstes, um den Liebes- und an-

deren Vergehen der früheren Jahre zu steuern. Aber — wenn ihm das nicht so recht gelang, so war daran wohl eben seine Blindheit schuld. Was aber sonst so von der Ubrich, der Frau Wermuth und anderen geredet wird, dabei muß man auch nicht immer gleich das Schlimmste denken. Ich konnte wenigstens nichts Böses darin finden, aber auch gar nichts.

In Braunschweig dagegen, diesem Staate der ältesten Linie des Gesammthauses, hörte die tolle Wirtschaft bis zu der Zeit der jetzigen Prinzregenten, überhaupt nicht auf; und seine letzten Herzöge, ich will die Herren nur an den lieben Herzog Karl erinnern, leisteten an Liderlichkeit wirklich etwas mehr, als im allgemeinen solchen Fürstlichkeiten erlaubt ist.

Es ist für die jetzigen Partikularisten, diese Verherrlicher und Schönfärber der „guten alten Zeit" immer unangenehm, wenn solch ein alter Mann, wie ich einer bin, der bis auf den Anfang des Jahrhunderts zurückblicken kann, und außerdem noch von dem lieben Gott mit einem vorzüglichen Gedächtnis ausgestattet ist, ihre Entstellungen aufdeckt. Will mir solch ein Herr da etwas von seinen idealen Phantasiegebilden aus der Vergangenheit vorfabeln, so sage ich ihm ganz einfach: „Bleibt mir doch gefälligst mit solchen Geschichten vom Leibe, das war gar nicht so, wie Ihr sagt, sondern so und so. Euer eigener Großvater hat damals selbst

am meiſten über dieſe Verhältniſſe im Staate und bei Hofe geſchimpft.“

„Unangenehme Situation das für ſolchen jungen Mann, hab' ich nicht recht? Da müſſen dieſe Herren natürlich den Mund halten, haſſen mich dafür aber wie die Sünde und verfluchen mein gutes Gedächtnis; wie ſie überhaupt alle verfluchen, die ihrer Côterie abtrünnig geworden ſind und das werden täglich mehr.

Ich habe den Herren das alles nur einmal geſagt, damit Ihr mir geſtützt auf dieſes mein gutes Gedächtnis das nächſte Mal mit gehörigem Vertrauen entgegenkommt und mir auch für die engliſchen Zuſtände Glauben ſchenkt. —

Alſo auf das nächſte Mal, meine Herren, und für heute „gute Nacht.“

Die Erzählung des dritten Abends.

„Also heute Abend werden wir uns mit unseren damaligen englischen Herren beschäftigen," begann der Erzählende bei der nächsten Vereinssitzung. „Sie wissen wohl, daß unser Adoptivvater der dritte in der Reihe der George, mit dem wir beginnen wollen, zwei Monate zu früh das Licht der Welt erblickte. Das kommt ja wohl hier und da einmal vor, merkwürdigerweise aber immer nur das erste Mal. Diese eigentümliche Naturerscheinung verwächst sich ja auch gewöhnlich mit der Zeit und es werden aus solchen zarten Siebenmonatsgeschöpfen manchmal noch die reinen Bombenkerle. Das war aber bei unserm Georg nicht der Fall. Ob man ihn in den ersten Monaten doch vielleicht zu warm in Watte gepackt hatte, er mußte sein Lebtag mit allen möglichen Krankheiten kämpfen und sein Geist befand sich in späteren Jahren in einem merkwürdigen Schaukelsystem. Einmal war der arme Mann so doll wie ein Märzhase und dann gab es dazwischen

wieder Momente, wo er seine Umgebung durch eine ganz außergewöhnliche Helligkeit überraschte. — Seine ersten Kinderbilder zeigen ein kleines, ganz mit Finnen bedecktes Gesicht, ob vielleicht der Leibarzt Sullivan zur Vertreibung dieses Ausschlages zu starke Medikamente anwandte, kann jetzt nicht mehr entschieden werden. Jedenfalls ist Georg seit dieser Zeit nie wieder ganz gesund geworden und als ihn im Jahre 1765 eine schwere Gehirnentzündung befiel, brachte man das wieder mit jenen Arzneien in Verbindung. 1788 wiederholte sich diese Krankheit und von der Zeit an datierten sich die zuerst nur periodisch, zuletzt aber permanent zeigenden geistigen Umnachtungen. Das Charakterbild dieses Königs schwankt daher in der Geschichte und man weiß nie, welche seiner Handlungen man dem Irrsinn und welche seinem hellen Verstande zuschreiben soll.

In dem Jahre 1801 begann seine eigentliche Geisteskrankheit, dazu das Erbübel der Welfen, die Blindheit und eine beängstigende Schlaflosigkeit. Welche Versuche wurden sowohl in England wie auch hier bei uns dagegen gemacht. Da erfanden die merkwürdigsten Leute, wie Schäfer und Hirten, die so ihren Tag hindurch zu verträumen pflegen, die merkwürdigsten Mittel, bis dann der Leibarzt Addington endlich das „einzig Richtige" verordnete und zwar ein Hopfenkissen, auf das Georg III. sein königliches Haupt

legen ſollte. Ob dies geholfen hat, weiß ich nicht. — Der Seelen- und Geiſteszuſtand des Königs war aber, wie ſchon angedeutet, ein ganz eigentümlicher, er erſchien in den Beratungen mit ſeinen Miniſtern eben noch ganz vernünftig und kurz darauf in dem Kreiſe ſeiner Familie ſo verrückt, daß man ihn ſicher eingeſperrt hätte, wenn er nicht eben der König geweſen wäre. Der Zuſtand wurde von den Söhnen von Anfang an richtig erkannt, ſo ſagte beiſpielsweiſe der Prinz von Wales bereits im Jahre 1801 in einem Konzert bei der Lady Hamilton zu dem früheren franzöſiſchen Miniſter Calonne: „savez vous Monsieur de Calonne, que mon père est aussi fou que jamais?“ — Von dieſer Zeit an war es eigentlich mit dem Zuſtande des Königs nichts wie ein ewiges Lawieren, und man kann wohl ſagen, daß er mit Unterbrechung kurzer heller Momente vollſtändig für das Irrenhaus reif war. Was ſeinen Geiſtes- und Geſundheitszuſtand anbelangt, ſo muß ich dabei immer noch an eine Äußerung eines alten Faktotums unſeres Hauſes, des Baders und ehemaligen Feldſcherers namens Kracke denken. Kracke pflegte des Morgens früh mit ſeinem Scherbeutel zu uns zu kommen, um meinen Herrn Vater zu raſieren. Dieſer ließ ſich dann hier und da mit ihm in ein Geſpräch ein und Kracke durfte auch einzelne Neuigkeiten erzählen. Die Herren wiſſen ja: „Barbiere ſind oft die feinſten Menſchenkenner.“

Solch alten Bader aber, so etwas giebt es jetzt ja gar nicht mehr, die waren in allen Lebenslagen stets sehr hülfreich — blutige Cyniker, aber immer durchgreifend nützlich. — Unsere jetzigen jungen Ärzte, die glauben zwar, sie wären unseres lieben Herrgotts Geheimräte, aber man bleibt bei ihnen doch immer mehr oder weniger Versuchsobjekt. Alte Doktoren sind mehr mein Fall, die kann man beinah wie einen Beichtstuhl betrachten, zu denen habe ich Vertrauen. Doch Ihr jungen Herren mögt darüber ja vielleicht anders denken, daher pardon, jeder hält ja bekanntlich seine Zeit für die beste. Um aber auf meinen alten Bader Kracke zurückzukommen, so sagte der eines Morgens, als mein Vater ihn nach Neuigkeiten über des Königs Befinden fragte: „Weten Se wat, Herr Graf, wenn ick mine uprichtige Menung seggen darp, so möt ick seggen, dat de Majestäten in London, na allem, wat ick doröwer hört heff, all riep för dat Dollhus is. Wenn ick wat zu seggen heff, denn möt hei sine Krone von dem Koppe nehmen, un hei käme Dag vor Dag unner de Waterspritze, dat schall woll helpen." — Wenn dieses alten Baders Gewaltkur auch vielleicht nicht auf Seine Majestät anzuwenden war, so geht doch aus seiner vorstehenden, etwas antimonarchischen Ansicht das Urteil hervor, das man damals in Hannover über unseren Adoptivherrscher fällte.

Einer der den König behandelnden Ärzte war

ein junger Geistlicher namens Willis, der ursprünglich Medizin studiert und nachher wieder umgesattelt hatte, um Irrenarzt zu werden. Als solcher behandelte er den König. Georg, der zwischendurch manchmal ganz witzige Einfälle hatte, machte ihm eines Tages Vorwürfe, er solle sich doch als Geistlicher schämen, Krankenwärterdienste zu verrichten. „Sire", erwiderte der Arzt, „unser Heiland ging auch umher und heilte die Kranken." — „Ja", fiel der König ein, „der nahm aber nicht wie Sie, jährlich tausend Pfund dafür." —

Eine ganz zeitgemäße Königliche Erwiderung nicht wahr? die faktisch aus König Georgs Munde stammt, wie uns meine Tante Lady Jocelyn oft genug versicherte.

In dem Jahre 1805 scheint das letzte Aufflackern des Königlichen Verstandes stattgefunden zu haben. So gab der König z. B., um den Glanz des neuen Napoleonischen Kaisertums zu überbieten, in seinem Schlosse Windsor jenes bekannte große Fest, das, wie man erzählte 50 000 Pfund gekostet haben soll. Ein feenhafter Glanz wurde dabei entwickelt, zu dem unter anderen der aus Hannover gerettete*) Silberschatz, ungeheure Silberkandelaber und wundervolles sonstiges Silbergeschirr, bei

*) Dieser bis auf den heutigen Tag noch nicht zurückerstattete Silberschatz soll den Wert einer Million haben und gehört unzweifelhaft dem Lande Hannover.

Anmerkung des Herausgebers.

steuerte. Esther, Händels großes Oratorium, wurde aufgeführt. Während des Soupers aß der König mit seiner ganzen Königlichen Familie auf einem hautpas von nur goldenem Geschirr und all der Glanz spiegelte sich in wandhohen Spiegeln von massivem Silber wieder. Am nächsten Tage war Ball bei der Königin in Frogmore, wo von 3 Uhr Nachmittags bis 10 Uhr Abends getanzt wurde. — Es war das letzte Mal, daß König Georg umgeben von allem königlichen Glanz öffentlich erschien. Bald verschlimmerte sich sein Zustand wieder, so daß bei allen Staatsaktionen stets der Arzt zugegen sein mußte, vor dessen energischem Auge der König Angst hatte. Bei der Eröffnung des Parlaments mußte der König bekanntlich eine Ansprache halten. Es war aber unmöglich, dem armen Irren die kurze Rede memorieren zu lassen, er vergaß, trotzdem mit dem Auswendiglernen schon 14 Tage vor der Eröffnung des Parlamentes begonnen wurde, doch immer wieder die Hälfte davon und redete sogar eines Tages die geehrte Versammlung mit den Worten: „Mylords, Gentlemans und Peacoks" (Pfauen) an. Das hatte den Herren doch bis dahin noch kein König zu sagen gewagt, das brauchten sie sich nicht gefallen zu lassen. —

Auf ihr Betreiben hin wurde denn auch 1810 dem kranken Könige in seinem ältesten Sohne, dem Prinzen von Wales, späteren König Georg IV. ein Mitregent gegeben.

So trat König Georg III. denn von der Regierung zurück und lebte noch als ein von Ärzten bewachter Irrer in seinem Schlosse bis zu dem 29. Januar 1820. In den ersten Jahren besserte sich sein Gedächtnis wieder etwas, so daß er sich die Zeitungen vorlesen lassen konnte, ja sogar noch den Untergang seines lebenslangen Feindes Napoleon begriff und sich über den Wiederbesitz Hannovers freute. — Mit dieser letzten geringen Aufnahme seiner Kräfte war das Jahr 1814 herangekommen, von da an trat vollständiger Irrsinn ein und er konnte den Kaiser von Rußland und den König von Preußen bei ihrer Anwesenheit in London nicht mehr sehen, da er in seinem Äußern vollständig verwildert war. Nach der Schilderung des Grafen Münster muß seine ganze Erscheinung eine tragische gewesen sein. — Von der Schönheit seiner jungen Jahre war nur die hohe Figur zurückgeblieben. Langes schneeweißes Haar fiel ihm bis auf die Schultern und ein weißer zerzauster Bart bis auf den Gürtel herab. So saß er, mit einem verblaßten rotseidenen Schlafrock angethan, regungslos, den Kopf in beide Hände gestützt, an einem Tisch in seinem mit Kork bedeckten Wänden und mit Polstern belegten Fußboden versehenem Zimmer und brütete vor sich hin. Plötzlich sprang er auf und stürzte mit verzerrten Zügen und hoch erhobenen Armen auf ein seinen armen Geist erschreckendes Trugbild zu.

Wunderbarerweise waren es stets zwei Namen, die er vor Wut brüllend ausstieß und zwar die zweier, wie mir die Herren zugeben werden, recht verschiedener Männer, nämlich die „Washingtons" und „Napoleons". Er stürzte auf das Trugbild seiner Phantasie zu, um es niederzuschmettern, aber seine Faust traf nur die Korkwand seines Zimmers und er sank — „der reine König Lear", stöhnend und ächzend zusammen. Ja Napoleon Bonaparte und George Washington waren die beiden Erzfeinde seines Lebens, der eine hatte ihm sein Hannover genommen und der andere ihn gar seiner amerikanischen Kolonien beraubt. Das konnte er nicht verwinden und wenn auch vielleicht in seinem körperlichen Leiden ein Grund zu seiner späteren Erkrankung lag, so bildeten doch Amerika und Hannover gleichfalls eine Ursache davon. In den letzten Jahren wurden seine Phantasiegebilde friedlicher, er sah sich von spielenden Engeln umgeben, die ihm huldigten; merkwürdigerweise vergaß er aber in allen seinen Wahngebilden nie, daß er „der König" sei. Der Graf Münster behauptete immer, der König habe in den letzten Monaten vor seinem Tode hier und da lichte Momente gehabt, der Herzog von York, Lord Winchilsea sowie die Ärzte leugneten das aber. —

Der König Georg III. mag sonst gewesen sein, wie er will, Europa kann ihm nur

dankbar sein, denn er sowohl wie sein großer Minister Pitt haben von Anfang an Napoleon bis aufs Messer bekämpft. Wer weiß, wie die sogenannte Welt jetzt aussähe, wenn beide nicht gewesen wären? Wir Hannoveraner haben sonst nicht gerade Grund, uns für den Mann zu begeistern. Er hat uns bei jeder Gelegenheit im Stich gelassen, und nicht einmal sein, ihm nur als Milchkuh dienendes Land besucht. Er kassierte nur unser Geld ein*) und überließ uns sonst der Herrschaft einer Adelsoligarchie, die das Land regierte. — Merken Sie was, meine Herren? Fragen Sie doch einmal einen der Herren Welfen nach dem besten Könige, Sie werden stets die Antwort erhalten: „Seine Britische Majestät König Georg III." — War er für uns also auch nicht gerade das Vorbild eines Herrschers, so kann man ihn doch in anderer Beziehung, namentlich im Vergleich zu seinen Vorgängern und ganz besonders im Vergleich zu seinem Nachfolger wohl als ein Vorbild betrachten, und zwar in betreff seiner verhältnismäßigen Moralität.

Er lebte mit seiner Gattin und seinen zahlreichen Kindern in einer, nach der Anschauung

*) Auch die weißgeborenen Schimmel wanderten aus Herrenhausen nach London. So stellt ein Kupferstich aus dem Jahre 1794 den König Georg III. auf dem Schimmelhengst Adonis dar.

Anmerkung des Herausgebers.

damaliger Zeit sittlichen Ehe. Er war ein Familienbespot und hatte in Bezug der Erziehungsmethode seiner Söhne verdrehte Ansichten. Schließlich hätte man aber doch bei seinen Kindern andere Erziehungsresultate erwarten dürfen, als namentlich seine Söhne später zeigten, von denen keiner als für moralisch ganz einwandsfrei gehalten werden dürfte. Sie führten einzelne Streiche aus, die, wenn sie nicht von Königlichen Prinzen verübt wären, allseitig als „Verbrechen" bezeichnet werden müßten. Ich will den Herren jetzt zuerst von dem Nachfolger Georgs III. erzählen, auf den es uns in der betreffenden Periode besonders ankommt, auf den Prinzen von Wales, den späteren Georg IV.., der am 12. August 1762, an demselben Tage, an dem 48 Jahre vorher das Haus Braunschweig zur Regierung gelangte, das Licht der Welt erblickte. — Viele Hofschranzen damaliger Zeit, die nach Kammerdienerart in jedem fürstlichen Ereignis etwas Vielversprechendes wittern, und andere ähnliche (die Herren wissen, es giebt mehr „Amateur-Kammerdiener unter der Hofkamarilla als man glaubt), wollten in diesem Umstande für des Prinzen Leben, respektive Regierung ein günstiges Prognostikon finden. Nun wir werden ja sehen, wie sich das nachher erfüllt hat. —

Ich werde mir erlauben, den Herren nach und

nach besonders vier von den acht Söhnen König Georgs vorzuführen, die uns hier vor allem interessieren dürften. Das ist in erster Linie der König Georg IV., da er ja bis zu dem Regierungsantritt seines Bruders Wilhelms IV., des Seemannskönigs, unter dessen Szepter die Trennung Hannovers von England stattfand, auch unser König, vorher aber 10 Jahre unser Prinzregent war. Außer ihm interessieren uns besonders der fünfte und siebte Sohn Georgs III., die Herzöge von Cumberland und von Cambridge und schließlich in gewisser Beziehung auch der Herzog von York. Dieser Herzog heirathete, um das gleich vorneweg zu nehmen, in dem Jahre 1795 die Tochter des dicken Wilhelm und dessen geschiedener Frau Elisabeth von Braunschweig, und davon muß ich den Herren doch erst einmal unter uns eine komische Geschichte erzählen. Elisabeths königliche Eltern lebten zwar getrennt und hatten auch auf jede eheliche Gemeinschaft verzichtet, man hielt es aber doch für zeitgemäß, „opportun" würde man natürlich jetzt sagen, wenigstens der Mutter von der Verlobung der Tochter Kenntnis zu geben. Wie einst der General Halse, der master of the household, Königs Georg III. einem unserer englischen Verwandten erzählte, soll diese Frau Elisabeth bei dem Empfange der Anzeige geäußert haben: „Diese Partie ist nicht

schlecht für die Tochter des Musikanten Müller.“ Als ich diese Geschichte zum ersten Male als Jüngling von 18 Jahren vernahm, verstand ich sie absolut nicht, nein wirklich nicht. Ob die Herren da wie gewöhnlich Ihr „Na — Na“ dazwischen rufen, ist mir ganz gleichgültig, ich verstand sie nicht, ja sie machte mich sogar nach den historischen Daten ganz konfus. Man hatte mir diese Frau Elisabeth stets als ein Musterbild weiblicher Tugenden und als eine arme gemißhandelte Frau dargestellt und nun diese Äußerung aus ihrem Munde und gar erst der „Musikant Müller!“ Da mußten doch gar eigentümliche Verhältnisse vorliegen. Entweder hat Frau Elisabeth, diese Tante der späterhin so bekannt gewordenen Prinzeß von Braunschweig und Königin von England, als junges Mädchen an dem elterlichen Hofe in Braunschweig eine eben solche verrückte Erziehung genossen, wie späterhin ihre unglückliche Nichte, oder aber der doch immerhin recht bedenkliche moralische Zustand ihres Herrn Gemahls hat trotz der kurzen Zeit der Ehe genügt, um auf die Ehefrau abzufärben, wie das ja bisweilen bei Eheleuten vorkommen soll. — Es würde mir von Interesse sein, einmal das Urteil einer historischen Autorität über diese Angelegenheit zu hören, denn Autorität, das ist nach der Meinung vieler Leute doch schon was, ja sogar nach der der meisten das einzig Richtige.

Alſo liebſter Herr Profeſſor und freundſchaftlicher Gegner, ſagen Sie uns bitte, wie Sie über dieſe Sache denken.“ —

Der Profeſſor Ewald, ein langer hagerer Herr mit etwas ſehr gelichtetem Scheitel, über dem er den Reſt ſeiner Haare zu einem künſtlichen Bau aufgetürmt hatte, rückte ſich den goldenen Zwicker auf der wie ein Erker vorgebauten Naſe zurecht, erhob ſich mit vieler Grandezza und begann:

„Die Hiſtorie des Geſamthauſes Braunſchweig-Lüneburg geht bis in das graue Altertum zurück.“

„Ei ſo hol mich doch dieſer und jener,“ rief der Graf, „ich glaube, der will uns hier gar die Geſchichte des ganzen Welfenhauſes zum beſten geben. Nein, mein Verehrteſter, das kennen wir, kennen wir hinreichend. Bitte, antworten Sie gütigſt etwas präziſer auf meine Frage, ob Ihnen nämlich die obige Antwort der geſchiedenen Eliſabeth von Braunſchweig bei der Verlobung ihrer Tochter mit dem Herzog von York bekannt iſt oder nicht?“ —

„Bekannt iſt mir die ſchlüpfrige Anekdote nicht, Euer Präſidenz“, erwiderte der Profeſſor etwas pikiert, „aber hiſtoriſch iſt ſie auch nicht, iſt Klatſch, wie die meiſten Geſchichten, die wir hier oft zu hören bekommen, reiner Klatſch.“

„Nanu — meine Herren, haben Sie es gehört? Mein Herr Profeſſor, ich muß Sie hiermit auf den Höflichkeitsparagraphen unſeres Vereines aufmerk-

ſam machen. Doch das nur ſo nebenher. — Bitte ſagen Sie mir doch, woher wiſſen Sie denn, daß dieſe Geſchichte nach Ihrer Ausdrucksweiſe Klatſch iſt, ich verſtand da hinten ſogar etwas von Quatſch, das kann ſich aber auch wohl auf Ihren Klatſch bezogen haben.

Steht ſie vielleicht nicht in einem Ihrer alten Schmöker, die ſie uns ſo oft als unfehlbare Quellen anzuführen belieben? Das iſt für mich noch kein Beweis, noch lange kein Beweis. Lieber Himmel, was mögen das für Leute geweſen ſein, dieſe ſogenannten Quellenverfaſſer? Vergegenwärtige man ſich doch einmal die Zeit und wie wenige der ſogenannten Gelehrten überhaupt damals in die vornehme Geſellſchaft gerieten und die wollten denn nachher darüber ſchreiben. Na ja, man ſieht den Schilderungen auch häufig genug an, daß ſolche damalige Leuchte der Wiſſenſchaft kaum über die Bedientenſtube hinausgekommen iſt. War ja nicht ihre Schuld, i behüte, ſondern der Geiſt der Zeit. Die Herren ſollen ſich nur nicht für unfehlbar halten. Nun, Herr Profeſſor, was obige Geſchichte anbelangt, ſo mögen Sie ſagen, was Sie wollen, ſie iſt doch paſſiert und damit baſta. — Sie aber, meine lieben Herren, ſehen daraus von neuem, wie die ſogenannte Weltgeſchichte gemacht wird. Steht etwas nicht in den Quellen, ſo iſt es nicht wahr, oder Klatſch. Steht es aber darin, dann iſt es

für die Historiker unanfechtbare Wahrheit. Das ist ja eben die Autorität des Professorenstandes. Woher kommt es nun, daß das Publikum einem Manne, wie solchen Professor, mehr glaubt, als anderen Menschen und wenn diese selbst die interessantesten Memoiren hinterlassen haben? — Schaun's, das kommt allein von diesem unglückseligen Autoritätsglauben her. — Was ist das? Ja, was heißt denn überhaupt Autorität und wodurch wird sie erlangt? Ich muß den Herren über diese Frage einmal eine kleine Philippika halten.

Herrscher ist, wer die Gewalt hat und wer die Mittel hat, sie auszuüben. Wer die hat, das ist eine Autorität. Ich will Ihnen das an einem Beispiel klarzulegen versuchen.

Nehmen die Herren doch ein Fach an, welches Sie wollen, worauf beruht denn die Autorität? Nur auf dem uns anerzogenen Glauben an das „Man sagt", an die sogenannte Ansicht der Mehrheit der Menschen. Es ist eine Art Suggestion, die uns imputiert wird, auf daß wir das hochschätzen sollen, was die Mehrzahl ästimiert.

Ich muß Ihnen darüber einen Fall aus meiner militärischen Vergangenheit erzählen. Da sah ich einmal einen alten Kavalleriegeneral in einem Kreise jüngerer Offiziere sitzen, und hörte ihn über Kriegsgeschichten, Reiterei, Jagden und Rennen reden. Ich sage Ihnen, der

Mann sprach wie ein Buch und die Zuhörer glaubten ihm alles, was er sagte. Die jungen Herren hörten seine Schilderungen, die er ihnen über mitgerittene Jagden, erkämpfte Rennpreise und Steeplechasen zum besten gab, staunend und gläubig mit an, denn er war ja ein General, ein Vorbild, in ihren Augen eine Autorität. Dabei mußte man aber den Mann so wie ich gekannt haben. Es war ein Herr, der in seinem ganzen Leben nie die Wonne einer schneidigen Steeplechase geahnt und sich um jede Jagd herumgedrückt hatte, die seine Heiligengebeine gefährdete. Mußte er aber durchaus einmal acte de présence machen so gehörte er stets zu den Herren, denen ein jeder Graben recht war, nur nicht zu lang durfte er sein. Diesen Herrn, der nie die Lust eines ausgerittenen Galopps gekannt hatte, im weiteren über schneidige, moderne Kavallerieführung sprechen zu hören, das war auch nicht so ganz übel. Er, der stets redete, wenn er reiten sollte, sprach hier wie der reine Seydlitz. War er doch für die Zuhörer eine Autorität, ein General. Ich hatte den Herrn, der früher den Spitznamen „Rittmeister Langsam" führte, einmal zusammen mit einem halbverrückten Schwadronschef von den ungarischen Husaren unter meinem Kommando, kann Euch Herren aber sagen, der Verrückte war mir wahrhaftig lieber, als der gesunde Langsame. Sehen

Sie, und das heißt Autorität, die so oft als eine Art von Götze von so vielen verehrt wird. Doch glissons, vielleicht ändert sich die Zeit und unsere Söhne lernen einst die wirkliche von der Talmi-Autorität unterscheiden. — Autorität muß sein, denn ohne sie fiele unsere ganze Gesellschaft zusammen, sorgen wir aber dafür, daß es eine Autorität des wirklichen Verdienstes ist, und nicht eine solche, die wir nur verehren, weil sogenannte Autoritäten uns den Glauben daran imputieren.

Doch pardon, meine lieben Herren, wir haben uns einmal wieder etwas von unserem Thema entfernt und sind in der Welt herumspaziert, um die Autorität kennen zu lernen. Doch ça ne rate jamais, wie die Franzuscis zu sagen pflegen, die Abschweifung diente ja nur dazu, ihnen meinen Standpunkt in dieser Frage klar zu legen. Kehren wir jetzt wieder zu unserem König Georg IV. oder vielmehr zu dem am 17. August 1762 unter dem englischen Reichssiegel zum Prinzen von Wales ernannten Knaben Georg zurück. — Die Herren kennen die Bibelstelle, „wer viel geliebt, dem wird auch viel vergeben werden". — Ist diese Verheißung richtig, dann muß dem „Florizel", wie der Prinz in seinen wilden Jahren (und wann hörten die wohl auf?) von den Schönen Londons und anderer Orte genannt wurde, allerdings sehr viel vergeben werden. Sagte

er ſelbſt doch einſt von ſich, er habe mehr Jungfrauen ihres Jungfernſtandes beraubt, als er Haare auf dem Kopfe habe und das waren damals noch recht viele. Ich muß der Entſcheidung der Herren überlaſſen, ob dieſe ſeine Thätigkeit gerade abſolut zu der Erfüllung ſeiner Regentenpflichten gehörte. Doch meine Herren, ich ſehe, es iſt ſchon ſpät, ſogar recht ſpät geworden; ich erlaube mir daher, die heutige Sitzung zu ſchließen und werde das nächſte Mal in der Geſchichte Georgs IV., genannt „der faſhionable Prinz“ fortfahren. Für heute empfehle ich mich Ihnen.

Die Erzählung des vierten Abends.

„Guten Abend, meine geehrten Herren," rief der Graf an dem nächsten Sonnabend. „Sind Sie alle da? Gut, ich fahre also in meiner Erzählung fort:

Ich will mit des Prinzen Georgs ersten Jugendjahren beginnen, um Ihnen ein richtiges Bild des Mannes zu entwerfen. Prinz Georg war in seiner Jugend ein durch schnelles Fassungsvermögen und Geist zu den höchsten Hoffnungen berechtigendes Menschenkind. Er schwärmte für die Klassiker und war namentlich für Homers Werke begeistert. Als er im Jahre 1780 für mündig erklärt wurde, galt er für einen der bestunterrichtetsten Prinzen der damaligen Zeit. Dabei war er von einer wahrhaft bezaubernden Liebenswürdigkeit, was ihn, verbunden mit seiner kraftvollen Gestalt, seinem schönen, ausdrucksvollen Gesicht und seinen distinguierten Manieren zu dem vergötterten Liebling der schönen Frauen Londons machte.

Und es gab wirklich zu damaliger Zeit gerade in London eine solche Anzahl von auffallend schönen

Weibern, wie wohl nirgends in der Welt. Mit der weiblichen Schönheit und dem Geſchmack dafür iſt es ja, wie die Herren wiſſen, verſchieden. Einige Männer ſchwärmen für die Blonden, andere wieder für die Schwarzen. Das iſt Geſchmackſache. Einige lieben die fetten andere wieder die mageren. Meine Paſſion waren eigentlich immer die blonden, die haben ſolchen ſchönen weißen Teint und ſind meiſt ſo geduldig, andere ziehen aber wieder das Temperament der Brünetten vor. Am beſten wäre eigentlich ſolch eine Melange von beiden, ich glaube, man nennt das „Cendré", das hat dann aber wieder leicht ſo etwas von Albinos. Man prüfe deshalb lieber vorher, ehe es zu ſpät iſt!"

„Prüfe, ſagen Sie Herr Graf", warf hier der ſtets etwas ſarkaſtiſch angehauchte Amtsrichter ein, „was heißt das prüfen? Was verſtehen Sie, wenn ich mir dieſe indiskrete Frage erlauben darf? unter „Vorher prüfen?"

„Natürlich muß mir doch wieder dieſer ewige Krakehler von Amtsrichter dazwiſchen kommen," erwiderte der Graf lachend, „was ſoll ich weiter darunter verſtehen? Als prüfe ein Jeder ſich ſelbſt und ſeinen Geſchmack, ehe er ſich entſcheidet. Wie man das anders auffaſſen kann, begreife ich nicht. Ich glaube, Sie werden frivol, Amtsrichterchen. —

Doch zurück zu meinen Engländerinnen, denn deren Schönheit hatte wirklich ſo etwas an ſich, dieſe wundervollen ſchlanken Figuren und dabei die

Fülle, dieſe großen ſchmachtenden Augen und dieſer herrliche Teint! —

Doch ich will mein Urteil nicht als maßgebend hinſtellen, aber der bekannte Humoriſt Lichtenberg ſchreibt 1775 über die Schönheit der engliſchen Damen an ſeinen Freund, den Buchhändler Dieberich in Göttingen:

„Ich ſchreibe ſonſt nicht gern von Frauenzim-
„mern und faßt niemals thue ich es, es müßte
„denn das Frauenzimmer von dem, oder der Mann
„an den ich ſchreibe, etwas Außerordentliches ſein.
„Nun befinde ich mich jetzt in einem Falle, wo
„beides eintrifft und deshalb will ich mich einmal
„recht müde von Frauenzimmern ſchreiben.

„Sobald man aber den Fuß in London ſetzt
„(ich ſetze aber voraus, daß man noch etwas mehr
„hat als Füße), ſo fällt immer gleich die außer-
„ordentliche Schönheit der Frauenzimmer und die
„Menge dieſer Schönheiten ins Auge. Wer ſich von
„dieſer Seite nicht recht ſicher weiß, für den weiß
„ich nur ein einziges Mittel, er gehe ſogleich
„mit dem erſten Paketboote nach Holland zurück,
„denn da iſt er ſicherer. — Ich habe in meinem
„Leben ſchon viel ſchöne Frauenzimmer geſehen,
„aber ſeitdem ich in London bin, habe ich deren
„mehrere geſehen, als in meinem ganzen übrigen
„Leben zuſammen und doch bin ich erſt zehn Tage
„hier. Ihr außerordentlich netter Anzug erhebt
„ſie noch mehr.— Von vornehmen Frauenzimmern

„habe ich über zwei Hundert in einem einzigen „Saale des Hauſes der Lords geſehen; von denen „eine jede dem Lord Bute wenigſtens 150 000 „Thaler wert geweſen wären. Das macht ſchon „30 Millionen Thaler, die bloßen Frauenzimmer, „wie ſie Gott geſchaffen hat, ohne ein Körnchen „von Diamanten und Spitzen und Perlen und der„gleichen in Anſchlag zu bringen, womit ſie ihre „ſchönen Körper behängt hatten. Das iſt ein Ka„pital.

„Ich verbitte mir aber von Dir, dieſe Nach„richt von den engliſchen Frauenzimmern etwa in „den Gothaiſchen Kalender einzurücken nicht mei„netwegen, ſondern des deutſchen Frauenzimmers „wegen. Die Damen von Lima kann man ihnen „loben, ſo lange man will, aber das engliſche „Frauenzimmer iſt ihnen zu nahe. Man lieſt in „der Geſchichte, daß die Niederſachſen ſchon „einmal haufenweiſe nach England marſchiert ſind „und man giebt ſehr tiefſinnige hiſtoriſche Urſachen „als Grund davon an, das hat man aber gar nicht „nötig. Unſere guten Sachſen liefen ganz einfach „von ihren Weibern weg und zu den ſchönen Eng„länderinnen hinüber.

„Aber Dieterice ja kein Wort davon in den „Gothaiſchen Kalender — kein Wort — ſonſt be„komme ich Angſt, Du weißt weshalb. ꝛc. ꝛc.

Lichtenberg.“

„Und nun denken Sie sich meine Herren, solchen jungen kraftvollen Prinzen, der bis dahin etwas kurz gehalten wurde, strotzend von Jugend und Schönheit, in einen Kreis solcher schönen, entgegenkommenden Frauen versetzt, einen Mann, der noch außerdem ein Prinz von Wales, das heißt der zukünftige König Englands ist! Ist es da zu verwundern, daß er zu Anfang wie betäubt von dieser Fülle von Liebreiz war und mit wahrer Wonne in dieses Meer von Schönheit untertauchte? — Haben wir doch später, ja bis in die jüngste Zeit hinein so manchen Prinz von Wales gesehen, der trotzdem er kein Adonis wie Georg IV. war, nichts destoweniger auch ganz tüchtig tauchte, ja beinah zu oft und zu — viel. Des Prinzen Georgs Leben wäre aber vielleicht ganz anders verlaufen, wenn er nicht zufällig in die Hände seines Onkels, des Herzogs von Cumberland, eines alten Roués, gefallen wäre. Es war das ein Herr, der sich durch verschiedene Ehebruchsgeschichten, sowie durch Neigung zum Trunk selbst in der damaligen lockeren Londoner Welt ein besonderes Renommee erworben hatte. — Er brachte den Neffen in jenen Kreis von Lebemännern hinein, die die halbe Nacht poku-lierten und dann oft im Weinrausch die tollsten Geschichten zu treiben beliebten.

Zwar war König Georg, als er von diesen Abenteuern erfuhr, auf das höchste entrüstet und

ſprach dem Herzog von Cumberland ſein ernſtes Mißfallen darüber aus, aber was war dem Hecuba? Die Trinkereien gingen weiter, der junge Prinz hatte Blut geleckt und fand den Ton dieſer junger Lebemänner ſo anſprechend, daß er ſeinem Vater zum erſten Mal Oppoſition machte. — Da nun bekanntlich Monſieur Bachus ein treuer Gefährte Amors iſt, ſo fingen denn auch bald des Prinzen Liebesverhältniſſe an. Den Reigen eröffnete eine bildſchöne Schauſpielerin Miß Mary Robinſon vom Durylanetheater, eine Dame, die zu der Zeit, als die Bekanntſchaft begann, mindeſtens zehn Jahre älter als ihr jugendlicher Courmacher war. Das iſt ja aber bekanntlich nichts neues, junge Männer in Prinz Georgs Alter finden gerade an der entwickelten Schönheitsblüte Gefallen und umgekehrt, die Schönen zwiſchen dreißig und vierzig an friſchen jugendlichen Männern. Haben doch dieſe Jahre, wo es für die Frau mit des Lebens Freuden bald vorbei iſt, ſo etwas eigenartiges. Sie wollen dann ſo gerne noch einmal erfahren, was leidenſchaftliche Liebe heißt, ehe es damit für immer vorbei iſt. Kommt doch für ſie dann bald genug die Zeit heran, wo ſie von den Männern nicht mehr begehrt werden, wo ihre Blicke, ihre Wünſche keine Erwiderung mehr finden, und das iſt eine häßliche Zeit. Deshalb ſuchen ſie ſolch junge Menſchen möglichſt innig an ſich zu feſſeln, um dadurch die böſe Zeit möglichſt lange hinauszuſchieben. Ach

und wie romantiſch fing die Sache mit der Robinſon an. „Prinz Georg ſah ſeine Mary zuerſt in dem Shakeſpeareſchen „Wintermärchen“ als Perdita und war von ihren Reizen wie bezaubert. Daraus entſpann ſich dann ein wochenlanger Briefwechſel nach der Sitte jener Zeit, ſtarrend von ſchwülſtigen Liebeserklärungen. — Wie war das doch alles für die liebe Perdita-Mary ſo himmliſch! Sie wurde wieder ganz jung dabei und träumte ſich in die Zeit zurück, wo ſie vor zehn Jahren mit ihrem erſten Manne, dem kleinen Advokatenſchreiber Lewis Robinſon, ähnliche Liebesſchwüre gewechſelt hatte. Oh ma céleste Marie! — und unalterable to my George! — Wie war das himmliſch! — Bald folgte auch ein erſtes Rendezvous im mondbeſchienenen Park des alten Kewpalaſtes und von der Zeit an waren die Liebenden für ewig unzertrennlich. Miſtreß Mary mußte das Theater verlaſſen, der Prinz richtete ihr eine wunderſchöne Wohnung ein und verſchrieb ihr 20 000 Pfund als eigenes Vermögen.

Mit ſolchen auf die Ewigkeit ausgeſtellten Liebesſchwüren pflegt es aber bekanntlich oft ſo eine eigene Sache zu ſein. In dieſem Falle dauerte die Ewigkeit kaum ein Jahr und bereits in dem Jahre 81 ſchrieb der Prinz ſeiner für ewig geliebten Mary einen Abſagebrief, in dem er ihr kurz und bündig erklärte, daß ſie ſich nicht wieder ſehen würden. — O wie ſchmerzlich war das für die

arme Mary! Sie wußte ſich aber mit der ihr von dem Prinzen gewährten Jahresrente von 2500 Pfund zu tröſten und flüchtete ſich in die Arme eines Oberſten Tarleton, den ſie ſich auch während der ſchönen Liebestage vorſichtigerweiſe als Reſerve gehalten hatte. — Ja es war das in jener Zeit für die Frauen mit der Treue der Lebemänner eine verdrießliche Sache. Es herrſchte bei der jeunesse dorée der bekannte Grundſatz über die Liebe: „ni jamais, ni toujours, c'est la dévise des amours.“ — Zwar eine alberne Idee, die durch jede glückliche Ehe widerlegt wird, trotzdem aber ſtets bei allen Völkern Anhänger gefunden hat; denn „variatio delectat“ kommt ja ſo ungefähr auf daſſelbe hinaus. Es giebt aber gar zu viele Menſchen, denen leider alles Geſetzliche an und für ſich ſchon langweilig und das ganze Leben ohne Leichtſinn keinen Schuß Pulver wert iſt. Hatte ſich nun Prinz Georg bei der ſchönen Mary Robinſon die erſten Sporen in der Liebe verdient, ſo konnte ſein liebesbedürftiges Herz von nun an gar nicht mehr ohne Flamme ſein. Das nächſte Verhältnis aber war ernſter. Der Prinz lernte in der Geſellſchaft eine ſchöne Irländerin Mſtrs. Mary Anna Fitzherbert kennen. Sie war gleichfalls faſt zehn Jahre älter als er, ſchon zweimal Wittwe, zuletzt von einem Lord Thomas Fitzherbert in Staffordſhire, den ſie ein Jahr vorher ver-

loren hatte, aber eine Dame von einer wahrhaft junonischen Schönheit. Sie war zwar nach dem Geschmacke der meisten Männer vielleicht ein wenig fett, das schien dem Prinzen aber gerade recht zu zu sein, das war so sein Genre. Lady Fitzherbert muß nebenbei eine sehr gescheite Frau gewesen sein, denn sie verstand es, den Prinzen zu fesseln, und zwar so zu fesseln, daß er sich sogar, obgleich sie katholisch war, heimlich mit ihr trauen ließ. Daß diese heimliche Ehe geheim blieb, ist noch heute ein Rätsel, da bekanntlich nach der Bill of Rights jeder englische Prinz des Thrones verlustig geht, der eine Katholikin heiratete. Wenn man noch bedenkt, wie argwöhnisch die Augen der ganzen Hofkamarilla des Prinzen Lebenswandel verfolgten und jede neue Dame, der er sein Herz zuwandte, mit Spähern umgeben war, so ist es unbegreiflich, daß dieser heimliche Trauungsakt nicht bekannt wurde. Am wunderbarsten aber erscheint es, daß der katholische Klerus nicht dahinter kam, denn zu welchem Werkzeug hätte die Kenntnis davon bei der Scheidung des Prinzen von seiner späteren Gemahlin, von der ich den Herren noch erzählen werde, dienen können. —

Diese Lady Fitzherbert muß demnach eine ganz besonders kluge Dame gewesen sein, die den Prinzen und späteren König noch bis zu seinem Tode beeinflußte, nachdem sich sein Herz längst anderen Schönheiten zugewandt hatte. —

Er lebte mehrere Jahre mit ihr teils in dem schönen Carletonhouse, teils in Brighton, beinahe wie in einer richtigen Ehe, bis sein wandelbares Herz sich abermals einer anderen schönen Irländerin, der Lady Francis Jersey, der Frau des Earl of Jersey, von dem sie bereits zehn Kinder hatte, zuwandte.

Wie Georg sich mit dieser Dame zusammenfand, ist beinah ein Roman, den ich den Herren als wohl kaum bekannt, nicht vorenthalten möchte. Also hören Sie:

In dem September des Jahres 1789 fand in Pentlin Castle, einem alten Schlosse in der Grafschaft Carmarthen in Wales, bei dem Lord George Jersey eine große Jagd auf Feld- und Haselhühner statt, zu der auch der Prinz von Wales mit vielen seiner näheren Bekannten, wie dem Lord Malden, dem Obersten St. Leger, Lord Rawdon, Lord Seymour, dem Contreadmiral Jack Payne, dem schönen Brummel (damals einer der hervorragendsten Vertreter des Dandyisme) und mehreren anderen eingeladen war. Das Castle, ein riesiger alter Kasten mit hunderten von Zimmern, großen Sälen, winkligen Treppen und langen engen Korridoren war ein hochinteressanter alter Bau, der einst von dem schönen George Villiers, Herzog von Buckingham, restauriert wurde. Er bot an Kostbarkeiten und Schätzen gar vieles, sein schönster Schatz aber blieb

doch die schöne Schloßherrin selbst, die damals bereits in ihrem 40. Lebensjahre stehende Caroline, Tochter und Erbin des Bischofs von Raphoe in Irland.*) Ja die Frau muß wunderbar schön gewesen sein, ein noch jetzt in der Esterhazy-Gallerie befindliches Ölgemälde giebt davon nur ein schwaches Bild. Ein wundervoller Teint, große blaue Augen, üppige Fülle und eine majestätische Haltung waren ihre besonderen Eigenschaften. Allerdings war auch sie „grosse belle et quarente“ und hatte, wie gesagt, ihrem Gemahl bereits zehn Kinder geboren, aber n'importe, schön war sie doch. Sie schien den Freuden des Lebens noch lange nicht entsagt zu haben, denn aus ihren schönen Augen leuchtete dem Prinzen eine Zärtlichkeit entgegen, die diesen von Anfang an ganz toll machte. Diese schöne Frau mit allen ihren Eigenschaften, das war so recht sein Geschmack, sie besaß gerade die Eigenschaften, die er an Schönheit stellte. Er beschloß, sie um jeden Preis zu gewinnen. Eines Abends, die Jagd hatte die Herren bis gegen 7 Uhr draußen im Moor gehalten, sie hatten später mit der Gräfin dinirt und saßen nachher an dem flackernden Kaminfeuer zusammen, kam die Rede auch auf

*) Lady Caroline Elisabeth heirathete 1795 den Marquis von Anglesey, wurde 1810 von ihm geschieden, vermählte sich dann mit dem Herzog von Argyl und starb 1821.
Anmerkung des Herausgebers.

alle möglichen Geister- und Gespenstergeschichten und der Lord Jersey konnte nicht genug von den Sagen erzählen, die darüber in dem alten Schloßarchiv verzeichnet ständen. Penlin Castle aber war auch der richtige Ort für derlei Geschichten und namentlich der betreffende Abend so recht dazu geeignet. Die alten rostigen Wetterfahnen kreischten auf den Dächern der Schloßtürme und der Sturmwind heulte um die Ecken und Kanten des alten Hauses. Er pustete in die Corridore und stiebte die Asche aus den Kaminen in die Zimmer hinein. Der Lord erzählte auch mehrere graufige Geschichten von kettenrasselnden Geistern, gespensterhaften Schloßfrauen und sonstigen Spuck. Er fügte hinzu, daß Mylady, seine Frau eine geradezu entsetztiche Angst vor Gespenstern habe, eine solche Angst, daß sie sich schon seit zwei Jahren aus dem gemeinschaftlichen Schlafgemach in dem alten Eckturm nach dem moderneren Teil des anderen Flügels hinübergerettet habe. „Sie kann es ja noch immer nicht vor Angst bei mir aushalten", fügte er lachend hinzu. — Bei des Grafen Worten flog ein Blick des Prinzen zu der schönen Gräfin hinüber und auch sie sah ihn an. Was in diesem einen Blick liegen mochte, das genügte, den Prinzen so zu entzücken, daß ihm das Blut heiß in den Schläfen aufstieg und er von dem Augenblick an den ganzen Abend wie geistesabwesend dasaß. Man schied dann auch endlich gegen Mitternacht von einander

und einer wünschte dem andern gesegnete Ruhe ohne alle Gespenster und sonstige Störungen. Als der Prinz sich vor der Gräfin verneigte, glaubte er einen leisen Druck ihrer Hand zu empfinden, der ihm für die nächste Zukunft recht verheißend erschien.

Hatten sich die Gäste nun auch gute Ruhe gewünscht, so blieb das ein schöner Wunsch, der der Wirklichkeit durchaus nicht entsprach. Ein wahrer Höllenspektakel umtobte die ganze Nacht das alte Schloß, Thüren wurden zugeworfen, der Orkan warf einen Schornstein auf das hohe Schieferdach herab, so daß die Steine nur so herunter polterten und die Laden bebten, genug, es war so recht eine Nacht für Gespenster."

„Ja diese nächtlichen Gespenster", unterbrach der Graf hier schmunzelnd seine Erzählung, „damit hat es so etwas an sich, namentlich wenn Damen davon heimgesucht werden. — Wenn das dann — so heimlich — leise — durch das Zimmer — schleicht — Doch das lasse ich mir allenfalls noch gefallen, wenn es aber dann der in bangem Entsetzen Erwachenden — in die Nähe — kommt, oder sie anfaßt und sie wohl — gar zu küssen versucht! — Dann muß so eine doch entweder ganz mäuschenstill halten, oder aber laut um Hülfe schreien. Letzteres ist meist das Sicherere, das schafft Luft und die bange Furcht ist plötzlich fort — der Geisterspuk verschwindet. Aber — das Herz muß allerdings ganz frei dabei sein, das ist die Hauptsache, denn

ſonſt giebt es meiſt ein Unglück. Die Herren verſtehen, was ich damit meine.

Nun, die Frau Gräfin Jerſey wollte am anderen Morgen auch wieder ihre Geſpenſtererſcheinungen gehabt haben, ſie ſah auch ganz blaß und hohläugig davon aus, geſchrieen aber hat ſie wohl nicht, jedenfalls vernahm ihre Dienerſchaft nichts davon.

Seit dieſer Geſpenſternacht datierte ein ſehr inniges Verhältnis zwiſchen dem Prinzen und der ſchönen Frau; das gleich dem mit der Lady Fitzherbert lange Jahre hindurch dauerte. Dieſe drei Schönheiten bildeten gewiſſermaßen die drei großen Paſſionen in Prinz Georgs Leben, und er führte mit letzteren beiden ſo eine Art von dreieckiger Ehe, die erſt verhängnisvoll wurde, als ſich zu ihnen drei noch eine vierte und zwar eine legitime Gemahlin geſellte. — Die Zahl der kleinen Paſſionen wechſelte allerdings bei dem Prinzen fortwährend, doch darauf wurde von dieſen beiden Oberſultaninnen kein zu großer Wert gelegt, das hatte nichts zu ſagen. Die waren ja ihres Einfluſſes ſicher. Daß ein ſolches Leben dem Prinzen natürlich ein Heidengeld koſtete, können die Herren wohl denken. Solche Frauenzimmergeſchichten en gros, was die ſchon allein an kleinen Liebesgeſchenken verſchlingen, na das weiß man ja. Bei dem Prinzen Georg kam aber noch ſo allerhand hinzu, das ganze tolle Leben mit ſeinen

Trink- und Spielgelagen, die guten Freunde, die den freigebigen Prinzen bei jeder Gelegenheit schröpften, das allein kostete schon Unsummen und nun kam noch seine Baupassion hinzu. Zuerst baute er den ihm bei seiner Würdigkeitserklärung zugewiesenen, auf Pall-Mall gelegenen Carltonpalast aus, dann fand er, daß es ihm in dem, von seinem Onkel Cumberland bewohnten, Brighton ganz besonders gefiele und er erbaute sich hier den berühmten, sogenannten Marinepavillon, von dem Volke der Porzellanladen genannt. — Dieser lag nicht etwa an dem in Brighton so herrlichen Meeresufer, sondern eine ganze Strecke vom Strande entfernt zwischen Büschen und Buchen versteckt, so recht ein heimliches Liebesschloß, wie er es für seine heimlichen Liebschaften nötig hatte. — Alle diese Passionen erforderten jährlich Riesensummen von Geld und die ihm bei seiner Mündigkeit von dem Parlament gewährte Jahreseinnahme von 50 000 Pfund reichte dazu lange nicht aus. So kam es, daß er sich bereits Mitte der 80er Jahre in schwerer Schuldenbedrängnis befand und sich, da alle seine Bitten bei dem Vater um Erhöhung seiner Apanage vergeblich blieben, zu einer Beschränkung seiner Ausgaben entschließen mußte. — Aber man weiß ja, was so etwas bei einem Kronprinzen, dem von allen Seiten Geld in Hülle und Fülle angeboten wird, sagen will. Die Schulden wuchsen bald wieder zu einer ungeheueren

Summe an und betrugen 1793, trotzdem das Parlament zu deren Abtragung bereits wieder 150 000 Pfund bewilligt hatte, die Riesensumme von ca. 600 000 Pfund. Das war schon was.

Würde sich wohl das Parlament irgend eines anderen Staates dazu verstanden haben, solche Riesensummen für einen Thronfolger zu bewilligen, der bis dahin doch absolut noch nichts geleistet hatte? Wohl gewiß nicht. Darin sind die Engländer aber nun einmal komische Leute, sie haben in allen Zeiten für die Prinzen von Wales das Unglaublichste in dieser Richtung gethan. Waren diese auch noch so liderlich, so liebte sie das Volk eben gerade wegen dieser Liderlichkeit desto mehr; wir finden das ja bis auf die neueste Zeit noch genau ebenso. Sie mußten sich nur der Volksgunst und dem Volksgeschmack anzupassen suchen, Rennpferde halten, die bei dem Rennen in Epsom möglichst gewannen und hübsche, fashionable, den Ton angebende Leute sein, die mit ihren oft bizarren Geschmacksrichtungen die Mode beherrschten, genug, möglichst von sich reden machen. Das genügte für Oldengland, um sich bei ihm beliebt zu machen. Wenn es hieß: „Habt Ihr gehört, was „George" oder auch nur der „Prinz" wieder für eine Tollheit angestiftet hat?" Dann lachten die lieben Bürger, freuten sich darüber und sagten: „Er ist doch ein ganz verfluchter fashionabler Kerl unser Georg, dem man helfen muß,"

und das Parlament wies die höchsten Summen für ihn an. Endlich aber schien doch in dem Jahre 1794 die Geduld des Parlamentes erschöpft zu sein und dessen Verdikt lautete: Ja bezahlen wollen wir wohl, aber er muß uns erst die Garantie leisten, daß es von jetzt ab anders werden soll.

Prinz George wußte schließlich nicht mehr aus noch ein, er wandte sich an seinen Vater und den allmächtigen Pitt mit der Bitte um Hülfe. — Diese sagten ihm auch solche zu, jedoch nur unter der Bedingung, daß er sich verheirate.

Für den Gedanken fehlte dem Prinzen aber absolut das Organ. Wenn er auch mit seiner schönen Mstr. Mary Anna Fitzherbert eine heimliche Ehe eingegangen war, so lagen dabei die Verhältnisse doch anders. Nun aber alle seine reizenden Frauen und Mädchen aufgeben, um dafür eine ebenbürtige Fürstentochter des Kontinentes zu ehelichen, das war doch ein zu bitteres Stück. — Was half aber alles Widerstreben? Seine Hülfsmittel waren gänzlich erschöpft, er mußte in den sauren Apfel beißen und von nun an ein moralischer Ehemann werden. So willigte er denn ein und der König begann für ihn auf die Brautschau zu gehen.

Damit aber für heute Schluß meine lieben Herren. Ich erzähle Ihnen am nächsten Vereinsabend, was das Resultat dieser Brautschau war. Guten Abend."

Die Erzählung des fünften Abends.

„Wo war ich stehen geblieben? Richtig bei Georgs Brautschau," so begann der Graf an dem nächsten Sonnabend seine Erzählung und fuhr dann fort:

„Alle im mannbaren Alter stehenden Prinzessinnen der Fürstenhäuser Europas hatten schon längst ihr Auge auf den englischen Thronfolger geworfen und sich auf ihn und seine eventuelle Brautwerbung vorbereitet. Man hatte sich über die Verhältnisse des englischen Hofes orientiert und auch hübsch englisch sprechen gelernt, um auf alles vorbereitet zu sein. Der Prinz von Wales galt damals als einer der schönsten Männer Altenglands, er war groß und gut gewachsen, und sollte nach den eingezogenen Erkundigungen auch sehr talentvoll und von liebenswürdigen Manieren sein. Daß er etwas dem Trunke zuneige und auch sonst stark liderlich sei, nun davon hatten die kleinen Prinzeßchen zwar auch schon etwas munkeln gehört, daß aber solches Renommee dem Betreffenden in den Augen der Damen meist nichts schadet, nun

das weiß man ja. Das ist im Gegenteil sogar recht interessant, da giebt es hübsch etwas zu bekehren und wenn es dann der eigenen süßen Person gelingt, aus solchem „Florizel“ einen guten moralischen Ehemann zu machen, dann ist der Ruhm desto größer. Gelang das aber wider Erwarten nicht, nun, so war die Stellung einer zukünftigen Königin von England doch auch nicht zu verachten. — Ja wenn nur nicht die beiden schönen Dulcineas in London gewesen wären.

Es waren besonders zwei Prinzessinnen, die von dem Königspaar zur engeren Wahl gestellt wurden, und zwar: die Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz*) und die Prinzessin Caroline von Braunschweig, die Tochter von Auguste, der Schwester des Königs. Die erstere wurde von der Königin Sophie Charlotte geb. Prinzeß von Mecklenburg-Strelitz in Vorschlag gebracht, für die andere aber entschied sich schließlich der König Georg III. Wie es möglich war, gerade diese Wahl zwischen den beiden Prinzessinnen zu treffen, ist unerfindlich, denn beide waren an körperlicher Schönheit, Liebenswürdigkeit und geistigen Gaben so verschieden wie der Tag und die Nacht. Wenn man aber eine zukünftige Königin aussucht, na so was überlegt man sich doch. — Was für Motive bei der Auswahl stattgefunden haben

*) Die spätere schöne, unglückliche Königin Luise von Preußen. Anmerkung des Herausgebers.

mögen, entzieht sich der Beurteilung. Aber schon die nahe Verwandtschaft hätte allein ein Hinderungsgrund sein sollen, denn aus einer Heirath zwischen Geschwisterkindern daraus wird selten was Gescheites. —

Dem sei nun wie es sei, der Prinz von Wales entschied sich für die Kousine Caroline. Sein Herz war ja durch seine beiden Dulcineas vollständig in Anspruch genommen, was kam es ihm da auf Schönheit ꝛc. seiner zukünftigen Gemahlin an? Er nahm vielleicht gerade die nach dem eingesandten Portrait wenig bestechende Kousine Caroline, die ihm ja außerdem als nachgiebig und liebenswürdig bezeichnet wurde, um weniger embarras von dieser ganzen ihm aufgedrungenen „Mußehe" zu haben. Es gab aber damals auch noch eine andere Lesart, wonach die schöne stolze Lady Jersey den Prinzen geradezu zu dieser Ehe gezwungen und ihm außerdem das Versprechen abgenötigt habe, die Brautnacht nicht bei seiner jungen Gemahlin, sondern bei ihr zu verleben.

In späterer Zeit gab es wieder einmal einen Prinzen, dem dasselbe Versprechen durch eine schöne Freundin, die Herzogin v. M. abgenommen sein solle. Aber man muß doch auch nicht alles glauben, was die Leute sagen.

Der Prinz Georg erteilte denn zu allem seine Zustimmung und der Unterhändler Sir Ja-

mes Harris (ſpäter Lord Malmesbury) wurde als Brautwerber nach Braunſchweig entſandt. —

Ja was ſoll ich den Herren nun aus meinen Erinnerungen über dieſe unglückliche, ſpäter durch ihren Scheidungsprozeß ſo bekannt gewordene Prinzeß Caroline ſagen? —

Früher da ſprach man bei ſolcher Art von jungen Damen von „mangelhafter Erziehung", jetzt iſt aber das Wort „erbliche Belaſtung" und Darwinſche Vererbungstheorie in die Mode gekommen. Das bildet dann natürlich für alles einen Entſchuldigungsgrund. Will ich nun dieſe neue Mode mitmachen und von erblicher Belaſtung ſprechen, ſo war Prinzeß Caroline allerdings durch die Eigenſchaften ihrer Eltern ſehr erblich belaſtet. Es dürften ſich kaum zwei größere Gegenſätze finden laſſen, als die zwiſchen ihren Eltern, dem Herzog Wilhelm Ferdinand von Braunſchweig und ihrer Mutter Auguſte von England.

Der Herzog galt für einen zwar ſehr geiſtreichen, dabei aber bis in ſein höchſtes Alter mit einer ganz abnormen Sinnlichkeit und Zuneigung für das weibliche Geſchlecht ausgeſtatteten Herrn. Die Mutter aber gehörte zu jenen Naturen, die für Leidenſchaft und Neigung zu dem anderen Geſchlecht abſolut kein Organ beſitzen und deren Indolenz und unerſchütterliches Phlegma einer jeden Beſchreibung ſpottete. Das Produkt

dieſer Ehe war nun Prinzeß Caroline, die in ihrem ganzen Weſen, in ihren Naturtrieben und ihrer ganzen Veranlagung ein ganz eigentümliches Gemiſch beider elterlicher Eigenſchaften abgab. Während ſie das Phlegma von der Mutter hatte, gab es doch auch wieder Zeiten, in denen die väterlichen Leidenſchaften zum Durchbruch kamen und in einer Weiſe, die den ſtrengſten Erziehungsmaßregeln des Vaters ſpotteten. — Ob der Herzog, ſeine eigenen Eigenſchaften in der Tochter erkennend, ihr durch vollſtändige Abſchließung von allem männlichen Verkehr die Leidenſchaft austreiben wollte, wer vermag das zu ſagen? Jedenfalls wurde das arme Mädchen von Jugend auf in einer wahrhaft ſerailartigen Strenge erzogen und ihr jedes kleinſte Vergnügen verwehrt, das andere Mädchen in dem harmloſen Verkehr mit jungen Herren finden. Aber wie lernten wir doch in Iſefeld? „naturam expellas furka, tamen usque recurrit.“ — Trotzdem wurde die Erziehungsmethode durchgehalten. — Ein weibliches Weſen befindet ſich da in einer Zwangslage. Wer weiß noch wie lange? Vielleicht kommt es auch noch einmal entgegengeſetzt, aber gut, daß ich wenigſtens ſo was nicht mehr zu erleben brauche.

Ich und Kinderwarten? Na ich danke! — Wurde die arme Caroline nun in dieſer Beziehung gar zu ſtreng gehalten, ſo erhielt ſie dagegen auch nicht die Erziehung, wie ſie ſich für eine Dame

ihres Standes ſchickte, ja nicht einmal eine ſolche, wie ſie ſich für ein junges Mädchen des Bürgerſtandes gehörte. Das erſtreckte ſich ſogar auf ihre Toilette und ich muß leider ſagen, auch auf ihre Körperpflege. Und das war doch zu arg, denn waſchen thun ſich ja doch ſelbſt die Weiber und Töchter der blutigſten Kanadier. Iſt es daher dem an ſo ganz andere Sachen gewöhnten Prinzen wohl zu verdenken, wenn er bei dem erſten Anblick ſeiner Zukünftigen ein gewiſſes Grauen empfand, das ſich ſogar in einem körperlichen Übelbefinden äußerte? Angenehmer Empfang das für eine junge 19jährige Königin, die, den Kopf voller Phantaſien und das Herz voll von Liebesſehnſucht in die Arme des ſie, ihrer Hoffnung nach mit Wonne erwartenden Gemahls eilen wollte. — Die Ehe iſt ja bekanntlich eine Lotterie, bei der ſo Mancher eine Niete zieht, aber ſo ſchlimm hatte ſie ſich das doch nicht gedacht. Und deshalb mußte ſie nun ihr Jugendideal, ihre ſchwärmeriſche, abgöttiſche Liebe zu dem, damals von allen Prinzeſſinnen vergötterten Prinzen Louis Ferdinand von Preußen aufgeben? Erzählte man ſich doch damals in Braunſchweig, daß Prinzeß Caroline keine Nacht ohne dieſes Prinzen Bild ſein könne, mit dem ſie, während alles ſchlief, oft die eigentümlichſten erotiſchen Geſpräche führen ſollte. — Und das war nun alles vorbei und wen hatte ſie dafür eingetauſcht? Einen allerdings gut ausſehenden Ge-

mahl, der schon bei dem ersten Begegnen ein Grauen vor ihr empfand! Ja es war hart, sehr hart für das arme Braunschweigische Fürstenkind. —

Und dabei war sie wirklich gar nicht so übel und konnte es, was das Aussehen anbelangt, ganz gut mit den damaligen anderen Prinzessinnen aufnehmen. Es gab sogar an dem Braunschweiger Hofe einige junge Kavaliere, die ganz wahnsinnig in das so kurz gehaltene und zurückgezogen lebende junge Mädchen verliebt waren und die nicht nur in ihr die Prinzessin verehrten, sondern das Weib, das junge, sich entfaltende Weib liebten. Wenn mich nicht alles täuscht, hatte zu diesen einst auch der zu meiner Jugendzeit so sittenstrenge Graf von Münster gehört, der durch seine Mutter, die Oberhofmeisterin in Carolinas Nähe gelangt war und ihr sogar eines Tages verbrecherlicherweise ein glühendes Liebesbriefchen zugesteckt haben sollte. Ich habe die Geschichte von der Frau des Gesandten in Wien, der Gräfin E. v. Hardenberg, meiner Frau Mutter erzählen hören, die wahrscheinlich glaubte, „was versteht solch ein dummer Junge davon?" Es giebt aber doch Sachen, die sich dem Gedächtnis besonders einprägen und dahin gehört diese Geschichte. Es soll tüchtige Ohrfeigen geregnet haben, als die Mutter das Billet aus dem Capüchon der Prinzeß hervorholte. Auch mußte sich die arme Prinzeß eines Abends auf

einem Hofballe von ihrem Vater eine gleiche Züchtigung gefallen lassen, weil sie sich nach dessen Ansicht bei einem Walzer zu sehr der Umschlingung ihres Tänzers, eines Grafen Wrangel von der dänischen Armee, hingegeben hatte. Ja das arme Kind war wirklich ein recht liebebedürftiges Wesen und sie mußte nun gerade in die Hände eines solchen Gemahls geraten!

Und dabei war sie wirklich gar nicht so übel. Meine Frau Mutter hat mir noch später oft davon erzählt, welchen Eindruck die Prinzeß bei ihrem Eintreffen in London auf ihre Umgebung gemacht hatte. Eine von Mamas Freundinnen, die Hofdame Lady Lindsey, beschrieb sie meiner Mutter folgendermaßen: „Die Prinzeß ist nicht schön, aber ganz hübsch, hat dunkle hübsche Augen, eine zierlich gebogene Nase, leidliche Zähne, kleine, aber recht wenig gepflegte Hände, blondes Haar und kaum sichtbare Augenbrauen. Ihre Farbe ist nicht übel, sie hat einen schönen Busen, aber das kommt alles wenig zur Geltung, da sie eine sehr schlechte Haltung und ein schüchternes, unfreundliches Wesen besitzt. Sie scheint von Jugend auf nicht darauf angehalten zu sein, eine öffentliche Rolle zu spielen. Das fällt hier sehr auf, sie hat etwas linkisches."

Mein Herr Vater, der die Prinzessin im Januar 1794 kurz vor ihrer Abreise nach England während eines zweitägigen Aufenthalts in Hannover gesehen hatte, fällte ungefähr dasselbe Urteil

über ſie und reſumierte, daß ſie wegen ihrer Taktloſigkeit und wegen ihres unüberlegten Urteils in England eine ſchwierige Stellung einnehmen werde. —

Daß die Oberſultaninnen, die Ladys Fitzherbert und Jerſey, denen ſich in letzterer Zeit auch noch die Marquiſen von Townshend und von Cholmondeley*) zugeſellt hatten, in ihrem Urteil über ihre offizielle Nebenbuhlerin nicht ſehr freundlich ſein würden, läßt ſich ermeſſen, daß aber Lady Jerſey den bekannten Ausſpruch über ſie that: „Ihr Betragen iſt im höchſten Grade gemein und anſtößig, ſie hüpft wie eine Opernſängerin herum und knüpft ihre Strumpfbänder unter dem Knie. Sie iſt ſo niedrig und gemein," — das war nicht hübſch von ihr, das durfte ſie nicht thun! —

Denn ihr und ihresgleichen gegenüber war Prinzeß Caroline von Wales doch noch der reine weiße Engel mit goldenen Flügeln. — Was aber mußte ſich das arme Wurm gleich bei dem erſten Eintreffen in England alles gefallen laſſen! — Sie hatte keinen Menſchen ihrer Umgebung aus der Heimat mit nach England herübernehmen dürfen, ja ſelbſt ihre Vertraute und Vorleſerin, ein Fräulein Roſenzweig, war ihr trotz ihrer Bitten abgeſchlagen worden. So landete ſie in alleiniger Begleitung einer Mſtrs. Har-

*) Lady Georgiana Cholmondeley, Tochter des Herzogs von Ancaſter. Anmerkung des Herausgebers.

court am 4. April 1795 in Gravesend, nachdem sie aus Furcht vor den französischen Kreuzern eine sehr ängstliche Überfahrt gehabt hatte. Hier bestieg sie die Königliche Yacht „Augusta“ und stieg bei Grunswich ans Land. — Gleich bei ihrer Ankunft wurde sie mit einer gröblichen Beleidigung seitens ihres Herrn Gemahls empfangen, indem dieser ihr seine Maitresse die Lady Jersey als Hofdame entgegenschickte. Man kann sich denken, welchen Eindruck das auf die unglückliche junge Prinzessin machte, die auf diese Weise verschüchtert durch alle die unbekannten Eindrücke gleich bei dem ersten Schritt in die neue Heimat ihrer persönlichen Feindin entgegentreten mußte. Denn soviel hatte sie trotz ihrer Lebensfremdheit doch erfahren, welche Rolle diese schöne Frau seit Jahren bei ihrem Gemahl spielte. — Aber es war nicht allein deren Persönlichkeit an sich, die die Prinzeß verletzte, sondern die Lady prätendierte nach Art solcher Weiber sogar im Bewußtsein ihrer Stellung bei dem Prinzen, neben der Prinzeß in dem Fond des Wagens Platz zu nehmen. Da aber erwachte das edle Blut der Braunschweiger in der beleidigten Frau und die unverschämte Lady wurde von ihr auf eine Weise zurecht gewiesen, daß sie merkte, wie mit der neuen Herrin doch schlecht Kirschen zu essen sein dürfte. — So saß denn bei dem Einzug in London die Prinzeß allein in dem Fond des Wagens, während

die Lady Jersey und Mstrs. Harcourt den Rücksitz einnahmen. In dem St. Jamespalast fand die erste Begegnung der Prinzeß mit ihrem Gemahl statt, die aber im höchsten Grade unbefriedigend verlief. Beide mochten sich eine durchaus andere Vorstellung von einander gemacht haben. Der Prinz fühlte sich von der Persönlichkeit und dem Äußeren seiner jungen Gattin abgestoßen, ja sogar wie oben gesagt so angewidert, daß er übel wurde und dringend nach einem Glase Brandy verlangend, die Prinzeß verließ. — Die Prinzeß aber äußerte zu dem sie begleitenden Mstr. Harris: „Mon dieu! est-ce que le prince toujours comme cela? Je le trouve très gros et nullement aussi beau, que son portrait.“

Das war der Anfang ihrer jungen Ehe für die junge Prinzeß. Daß es unter diesen Verhältnissen Monsieur Georg am Abend der Trauung am 8. April nicht schwer wurde, sein der Lady Jersey gegebenes Versprechen zu halten, ist erklärlich. Weinend verbrachte die Prinzessin ihre Brautnacht allein in ihren Gemächern. Ja es ist eben nicht alles Gold, was glänzt und die arme Caroline sollte es in ihrem Leben noch oft bereuen, um diesen Preis Prinzeß von Wales geworden zu sein. Die Braunschweigischen Prinzessinnen haben aber überhaupt kein Glück auf den Thronen, Prinzeß Caroline hat gewiß oft in ihrem traurigen Leben ihrer Verwandten, der un-

glücklichen Prinzeß Louise von Braunschweig gedacht, die an der Seite ihres halbververrückten Czarewitsch Alexis ein so frühes Ende fand; daß aber das Schicksal der Gemahlin Friedrichs des Großen, ihrer Tante auch gerade kein Rosengarten war, na das weiß man ja.

Hätte sich die Prinzessin damals bei dem Erkennen, wie wenig sie zu dem Prinzen von Wales und er zu ihr paßte, gleich zu einer Trennung resp. Scheidung entschlossen, so wäre ihr viel späteres Leid erspart geblieben. In solchen Verhältnissen heißt es: „Lieber ein schneller Entschluß, als lange gezappelt.“ — Wer weiß aber, ob sie damit durchgedrungen wäre, denn das Scheidenlassen ist auf Königsthronen nicht ganz leicht. — In den ersten Jahren ihrer Ehe hatte sie wenigstens noch einen Schutz gegen die Rücksichtslosigkeiten ihres Gemahls und zwar in ihrem Schwiegervater, der schon bei der Trauung (bei der sich der Prinz von Wales ganz ungehörig gegen Caroline benahm), diesen ernst zurechtwies, und sie auch später ihm gegenüber vertrat. Als der König aber mehr und mehr dem Irrsinn verfiel, stand die arme Frau ganz allein und hatte ihre Kämpfe gegen den Gatten, an dessen Seite die ihr von Anfang an abgeneigte Schwiegermutter stand, allein durchzukämpfen. — Es würde mich zu weit führen, Euch Herren hier alle die Niederträchtigkeiten des Prinzen von Wales zu enthüllen,

wie er ganz in bisheriger Weise sein liderliches Leben mit seinen Dulcineas weiter führte, wie er Lady Fitzherbert in Parklane ein prächtiges Palais einrichtete und dort ganz öffentlich mit ihr lebte, wie er die, sich noch dazu in guter Hoffnung befindliche Prinzeß öffentlich bei jeder Gelegenheit schlecht behandelte und sie sogar wissentlich beleidigte. Genug, kaum war ein Jahr vergangen, die Gattin hatte ihm inzwischen eine Tochter geboren, da trat schon die Katastrophe, die sogenannte Scheidung von Tisch und Bett ein. Der Prinz schrieb seiner Gemahlin, daß ihre beiderseitigen Neigungen nicht zu einander paßten, die Natur hätte sie einmal nicht für einander geschaffen und es wäre daher besser, ihre Ehe in ein friedliches Nebeneinanderherleben umzugestalten, als eine Neigung zu heucheln, die sie doch nicht für einander empfänden. —

Die Prinzessin willigte ein und siedelte zuerst nach Carlton, später nach Montaguehouse über, während der Prinz in gewohnter Weise teils in Brigthon, teils in Carltonhouse weiterlebte. Mit der Ehe war es für alle Zeiten vorbei. —

Des Prinzen von Wales politische Stellung, ja seine Stellung als nächster zum Throne überhaupt war in jener Zeit keine leichte. Sein grimmigster Gegner blieb der große Minister Pitt, der in dem Parlament die nachdrücklichsten Reden gegen

die entarteten Sitten und den Lebenswandel des Prinzen hielt und das Ärgste für England befürchtete, wenn er als Regent den Thron bestiege. Nun, hierdurch ist es zu erklären, daß man so lange Zeit König Georgs III. zunehmende Geisteskrankheit verheimlichte, um den Prinzen von Wales nicht zur Regentschaft gelangen zu lassen. — In dem Jahre 1806 starb Pitt, der große Bekämpfer der Revolution und Bonapartes Todfeind und wurde die Stelle des ersten Minister bekanntlich an des Prinzen von Wales Freund und früheren politischen Gesinnungsgenossen Fox*) gegeben.

In dieser Freundschaft hatte sich in den letzten Jahren so mancherlei geändert. Der Prinz von Wales war ein Hochtory geworden und auch das außerdienstliche Verhältnis zwischen beiden war wohl durch den Einfluß der Lady Fitzherbert getrübt. Diese war, wie ich den Herren bereits erzählte, bekanntlich in heimlicher Ehe mit dem Prinzen von Wales verheiratet. Als dieses Verhältnis nun doch eines Tages im Unterhause zur Sprache kam, hatte Fox zur Rettung des Prinzen beschworen, daß an der ganzen Geschichte kein wahres Wort und das ganze eine lächerliche Erfindung sei. Die schöne Lady hatte sich dadurch auf das äußerste gekränkt gefühlt, vergaß das Fox nie und wandte ihren ganzen Einfluß an, um den Mi-

*) Charles Fox, jüngerer Bruder des Lord Stephan Holland und Grafen von Ilchester. Anm. des Herausgebers.

niſter bei dem Prinzen zu verdächtigen. — Doch ich muß den Herren, ehe ich zu der in dem Jahre 1810 beginnenden erſten Regentſchaft des Prinzen von Wales übergehe, erſt noch von einem Prozeß erzählen, den dieſer zwei Jahre vor Pitt's Tode gegen ſeine noch immer von ihm in Montagueh ouſe zu Blackheath lebende Gemahlin führte, ein Prozeß, der damals wegen ſeiner Abſonderlichkeit die Augen der ganzen Welt auf ſich zog und den erſten Akt zu dem ſich im Jahre 1820 abſpielenden großen Scheideprozeßdrama bildete, von dem ich Ihnen ſpäter einmal erzählen werde. — In dem Jahre 1804 drang der Prinz von Wales darauf, daß ſeine Tochter Charlotte dem Einfluß ſeiner Gemahlin entzogen und von ihr getrennt würde. Und zwar begründete er ſeine Forderungen durch die Gerüchte, die über einen höchſt unmoraliſchen Lebenswandel ſeiner Gemahlin (Lachte da hinten etwa Jemand?) in England verbreitet wären. Was an der Sache richtig war, wer will das entſcheiden? Sie wiſſen es nicht und ich weiß es auch nicht. Dabei geweſen ſind wir beide nicht, ich habe aber über dieſe Geſchichte in meinen jungen Jahren ſo viele Pros und Contras gehört, daß mein Urteil darüber einigermaßen ſchwankend geworden iſt. Wohin ſich meine Anſicht am meiſten neigt, will ich den Herren nachher ſagen und Ihnen jetzt nur von der darüber angeſtellten Unterſuchung berichten. Ich muß Sie aber von neuem

bitten, mich nicht etwa für die Frivolität der dabei vorkommenden Zustände verantwortlich machen zu wollen.

Die Prinzeß von Wales lebte die Jahre ziemlich zurückgezogen in Montaguehouse; das heißt ganz zurückgezogen kann man gerade nicht sagen, denn sie kam bisweilen nach London, um dort das Theater zu besuchen. Was sie aber dort in Coventgarden zu sehen bekam, das mußte allerdings ihre Begriffe über das was man moralisch und unmoralisch nennt, etwas verwirren. Da saß z. B. ganz in der Nähe der Königlichen Loge eine Miß Haugthon, die Geliebte Lords S.'s in dem Schmucke ihrer blitzenden Diamanten, eine Dame, die von ihrer Mutter, einer in der ganzen Armee bekannten Person, von Jugend auf zu ihrem „Gewerbe" erzogen war und neben ihr Lord S., ein Ehemann, der ganz öffenlich mit ihr tändelte. Und in den Nebenlogen da war es noch schlimmer, da saßen lauter Babylonierinnen von höchstem Rang. Da war die geschiedene Lady R. und ihre Tochter, die Herzogin L., sehr scheidbar, in der nächsten Loge Lady G., noch scheidbarer und so ging es weiter, öffentliche Courtisanen und Damen der ersten Gesellschaft, die in Carltonhouse verkehrten, im bunten Wechsel. Worin bestand aber der Unterschied zwischen beiden? Man konnte beinah sagen, daß sich die, die öffentlichen Häuser besuchenden Courtisanen fast noch

zurückhaltender betrugen als ihre Kolleginnen. — Was mußte dieſer Anblick wohl für einen Eindruck auf die mit recht lebhaften Sinnen ausgeſtattete und in aufgezwungener Eheloſigkeit lebende junge Königin machen? Dabei wurden ihr von ihrer soidisant „Ehrendame" der Lady Fitzgerald über jede einzelne die wunderbarſten Geſchichten mitgeteilt, und von den vielen Klagen wegen Ehebruchs erzählt, deren viel mehr waren, als ſelbſt in dem tollen Jahre 1771. Da wurde der jungen Königin nichts verhüllt und nichts verſchleiert und ſie im Gegenteil auf die einzelnen Herzensbrecher, wie z. B. die Herzöge von Queensbury und Durham, die Marquis v. Hertford, Conyngham und den Colonel Brumell, alles intimſte Freunde ihres Gemahls, beſonders aufmerkſam gemacht. Mußten dieſe Erzählungen mit ihrer Verleugnung jeglicher Ehrbarkeit nicht die Phantaſie eines jeden jungen Weibes vergiften und beſonders einer Frau wie die Prinzeß Caroline, die darin vom Vater her doch entſchieden erblich belaſtet war? — Und mit dieſen Gedanken, mit einer durch derartige Bilder erhitzten Phantaſie mußte dann die arme junge Frau in ihr einſames Montaguehouſe zurückkehren! — Es iſt zu verwundern, daß da nicht einmal wirklich etwas paſſierte. Ich weiß es zwar nicht, glaube aber, daß es meiſt nur kleine Unvorſichtigkeiten waren, die ſich die Prinzeß z. B. mit dem Admiral Sir Sidney

Schmidt erlaubte, und daß auch die anderen ihr nachgesagten Dinge, wie ihr Verkehr mit einem Kapitän Manby und dem berühmten Portraitmaler Thomas Lawrence nur auf Entstellung beruhten. Die arme Frau war eben durch ihren Gemahl mit einem Heer von Spionen umgeben und wenn die bei einer in solchen Verhältnissen lebenden jungen Frau etwas finden wollen, na daß ihnen das gelingt, das weiß man ja. — Wer kann daher heute noch entscheiden, ob ihre Erlaubnis für den Maler Lawrence, mehrere Nächte in Montaguehouse zu schlafen, auf dem Bewußtsein ihrer absoluten Intaktheit, oder auf einem Hinwegsetzen über alle Rücksichten beruhte? — Wenn ich Ihnen meine Ansicht über die Sache sagen soll, so glaube ich, daß die Prinzessin etwas hysterisch war und ihr Liebesbedürfnis sich in irgend einer Weise zeigen mußte. Daher ihre Vorliebe für die Knaben, die sie selbst unterrichtete und erziehen ließ, daher auch ihre Neigung zu dem Knaben Austin, den sie sogar adoptiert haben soll. Was aber ihr Verhältnis zu dem Admiral und zu Mstr. Lawrence betrifft, so ist meine Meinung, daß dasselbe rein platonisch war, und diese kann auch nicht durch alle die schamlosen Aussagen der im Solde des Prinzen stehenden Zeugen umgestoßen werden. — Diese meine Ansicht, die ich mir später als Resultat so vieler Erzählungen meiner Bekannten gebildet habe, teilte z. B. auch der bekannte

Braunſchweigiſche Schulrat Campe, der oft wochenlang bei der Prinzeß in Montaguehouſe zum Beſuch war und ſtets als ihr warmer Verteidiger auftrat. Ihr Hauptvertreter in der ganzen Prozeßgeſchichte aber war ihr Schwiegervater der König Georg ſelbſt, der ſie in einem liebevollen Briefe über ihr Ungemach tröſtete. Dieſer Brief ſoll in dem ſpäter nach 16 Jahren aufgenommenen Prozeß mit als Entlaſtungsbeweis gedient haben. Der Prozeß des Jahres 1806 endete 1807 mit der vollſtändigen Freiſprechung der Prinzeß von Wales. Zwar wurde ihr ihre Tochter zur Erziehung genommen und einer beſonderen Gouvernante übergeben, ſie ſelbſt aber erſchien wieder bei Hofe und verkehrte mit den Mitgliedern der Königlichen Familie wie bisher. Bei dieſer Gelegenheit nahm ſich ihr Schwager, der Herzog von Cumberland, unſer ſpäterer König Ernſt Auguſt beſonders ihrer an und vertrat ſie ihrem Gatten gegenüber, wodurch ihre Stellung bis zu deſſen Uebernahme der Regentſchaft eine ſicherere wurde. —

Sehen Sie meine Herren und ſolch einen Prozeß wagte Prinz Georg gegen ſeine verhältnismäßig unbeſcholtene Gemahlin zu führen. Dieſer ſelbe Prinz von Wales, der aus ſeinen Ehebrüchen und ſeinem liderlichen Lebenswandel kein Geheimnis machte und deſſen teilweiſe ſchmutzige Liebeshändel ſo bekannt waren, daß die Spatzen auf den Dächern davon pfiffen. —

Ist das eine Gerechtigkeit, die den Ehemännern das gestattete, was sie den Frauen verbot? Und nun noch dazu ein Prinz von Wales, der zukünftige König von England, der hätte doch wenigstens sein Haus rein halten sollen. — Für das Verständnis einer Auffassung solcher Königlicher Hoheit da fehlt mir geradezu die Anschauung. Aber es war eben damals eine frivole, unmoralische Zeit, und es wirkte darin noch die Lebensweise eines Ludwig XV. nach. —

Ja war es denn aber an den meisten anderen Höfen der damaligen Epoche etwa anders? Ich will das Kronprinzenpaar und nachherige Königspaar Friedrich Wilhelm und Louise natürlich ausnehmen, denn das bildete ein leuchtendes Vorbild für alle anderen. Aber denken Sie doch an den dicken Wilhelm mit seiner Lichtenau, seiner Bethmann,*) der Frankfurter Bankiersnichte, seiner Voß, Dönhoff und wie sie alle hießen, denken Sie an den Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig, den Vater der Prinzeß von Wales mit seiner schönen Brankoni, der nicht minder interessanten Hartefeld und an seine anderen Weiber, an diesen Herrn, der sich zwar seiner vielen unehelichen Kinder schämte, trotzdem aber bis in sein höchstes Alter nicht ohne Concubine leben konnte. — Ich sage Ihnen, es

*) Heiratete später den bekannten Kanzleisekretär S. . ., der in den 90er Jahren geadelt wurde. Anm. des Herausgebers.

war überall dieſelbe Geſchichte, ein „chassé-croisé“, wohin man ſah. — Und nun gar erſt die anderen Höfe, z. B. Rußland, o Gott, o Gott, was war das damals in Petersburg für eine Wirtſchaft!

Was der Graf v. d. Golz, ein alter Freund unſeres Hauſes, der preußiſche Geſandte in Petersburg, darüber meinem Herrn Vater alles erzählte, da iſt geradezu das Ende von weg. Ja der Zar Alexander der bietet mir wieder Gelegenheit, mich etwas über die ſogenannte „Weltgeſchichte“ und deren Urteil auszuſprechen. Was haben die Hiſtoriker, dieſe Lobhudeler damaliger Zeit aus dieſem Manne nachher alles gemacht! — Ich glaube, wenn der von ſeinem Sterne, oder wo er ſonſt jetzt iſt, herabblickte und das Urteil über ſich läſe, er würde ſich ſelbſt darin nicht wieder erkennen. Und das will doch ſchon etwas ſagen, denn an Lobhudeleien war er ſchon während ſeiner irdiſchen Laufbahn ziemlich hinreichend gewöhnt. — Es giebt keine größeren Amateur-Kammerdiener als dieſe Geſchichtsſchreiber und des Grafen Mirabeau Aeußerung über ihre Kritik Friedrichs des Großen „Er wolle Caeſars Bild den Schmierern entreißen,“ entbehrt nicht einer gewiſſen Berechtigung.

Und nun nehmen die Herren doch einmal das „weltgeſchichtliche“ Urteil über den Zaren Alexander an und vergleichen es mit der Wirklichkeit. Vergleichen Sie den edlen Mann, als

welchen wir ihn auf unseren Lehranstalten kennen lernen, mit dem Bilde, das uns die, den Historikern oft so verhaßten Memoirenhinterlasser von ihm entwerfen. — Sehen Sie, was da von diesem edlen Zaren, den „Retter Deutschlands", übrig bleibt. Seine historische Schilderung reicht schon beinah an Koulissenreißerei heran. Da spricht man immer von Ludwig XV. Unmoralität, von seinem Hirschpark und, was weiß ich noch, von seinen Frivolitäten; ja glauben Sie denn, daß das zu Alexanders Zeiten etwa anders war? Ich kann Ihnen sagen, daß des edlen Zaren Harem größer war, als die Ludwigs XIV. und XV. zusammen genommen. Als z. B. der Zar nach der unglücklichen Affaire bei Austerlitz nach Petersburg zurückkehrte, und dort trotz seiner Niederlage als solch eine Art von Triumphator einzog, bereiteten ihm seine Haremsdamen einen besonders feierlichen Empfang. Es waren besonders vier Weiber, die ihrer Freude Ausdruck gaben, den „bienaimé" wieder zu haben, das waren die Frau Ministerin Olga Kotschubey, der der Zar einmal einen kurzen Glücksmoment gewährt hatte, dann die beiden Komtessen Woronzow, denen auch öfters das kaiserliche Taschentuch zugeworfen war. Diese beiden hatten sich sogar unter die Volksmenge gemischt, um des Angebeteten Augen auf sich zu ziehen. Ferner war da die Fürstin Paulowna Tschernitschew, die in der Vorhalle des Palais Posto

faßte, um des Zaren Hände und Kleider zu küssen. Das war aber alles nur verlorene Liebesmüh, Sultan Alexander beachtete sie an dem Tage nicht, sondern eilte sofort zu der Maria Antonowna Narischkin, geb. Prinzeß Czetwerinska, der Gemahlin seines Oberkammerherrn, mit der er bereits seit einigen Jahren in so innigem Verhältnis stand, daß dieser Vereinigung sogar drei Kinder entsproßten. Abends war große Illumination, bei denen sich alle Favoritinnen in den sinnigsten Transparenten ergingen; aber auch hierbei trug die schöne Frau Narischkin den Sieg davon. Sie hatte an ihrem Palais ein Transparent mit der einfachen Inschrift angebracht: „au Alexander, le bien faiteur du monde“ — Das schlug durch, der Zar stieg bei ihr ab, und wußte die Dame durch so viele Beweise seiner unveränderten Zärtlichkeit zu überzeugen, daß die arme Gräfin an den nächsten Tagen krank war. Wahrscheinlich hatte sie sich zu sehr über seine Zurückkunft gefreut. Ja, solche „bienfaiteurs“ haben bisweilen so etwas Angreifendes. — Ich höre da wieder so einige Flüstereien über meine Frivolität, das sind aber alles historische Thatsachen, die ich Ihnen hier erzähle, die Zeit war damals frivol, was kann ich dafür? Schlagen Sie bei Golz nach, der sicherlich in seinen hinterlassenen Memoiren aller dieser Dinge Erwähnung gethan hat.

Wurden alle diese kaiserlichen Verhältnisse bis

zu dem Kriege noch mit einem gewissen Schleier bedeckt, so änderte sich das von da an vollständig. Madame Narischkin wurde die „maitresse en Titre“, der alle Würdenträger huldigten und die der Zar mit ungezählten Hunderttausenden von Rubeln überschüttete. Ihr Herr Gemahl kam dabei natürlich auch nicht gerade schlecht weg, er wurde Oberjägermeister und erhielt Orden und „Seelen“ und alles, was Menschen begehren. Der Einfluß der Frau Narischkin auf den Zaren blieb mehrere Jahre unverändert und stellte den der Kaiserin-Wittwe und den der armen regierenden Kaiserin vollständig in den Schatten, so daß man damals sogar von Umsturzplänen munkelte, die die Kaiserin Maria Feodorowna gegen den Zaren gehegt haben soll. Doch wer weiß, ob das wahr ist. Gewöhnlich hatten sich damals die armen legitimen Gattinnen zu fügen und ihr Leid stillschweigend zu tragen. Die Fürstenhöfe jener Zeit waren ja darin genau nach dem Versailler Muster eingerichtet und das Amt einer „maitresse en Titre“ ein förmlich sanktioniertes Hof- und Staatsamt. Die Äußerung eines Pariser Konventsmitgliedes über diese Zustände ist nur zu wahr: „Die Geschichte der Fürsten ist eine Leidensgeschichte der Fürstinnen.“ — Diese Armen mußten es oft ruhig ansehen, wie einheimische oder auch fremde, vornehme und geringe „Dirnen“, oft von

der allergemeinsten Sorte ihre Stelle einnahmen. — Und so war es fast überall, denken die Herren doch nur einmal an die kleinen Höfe dort am Rhein, die geistlichen nicht ausgeschlossen, was da passierte, es war ja schauderhaft — ganz schauderhaft. —

Man wußte damals gar nicht mehr so recht, woran man war, was Sünde und was Hofton war.

Na — überhaupt. — Mit dem, was hier auf Erden Recht oder Unrecht ist, damit ist es ganz eigentümlich bestellt, es ist damit in allen Ländern verschieden. Was hier für Sünde gilt, das ist in Indien Gesellschaftsusance und umgekehrt. Was man hier häßlich findet, das ist im Orient hübsch — hoch und tief. — Bei dem ewigen Strafgericht da muß schon nationenweis abgeurteilt werden. Denken die Herren einmal darüber nach.

Um nun auf unsere arme Prinzeß von Wales zurückzukommen, so war sie dazu verurteilt, ihr aufgezwungenes eheloses Leben weiterzuführen. In späteren Jahren ging sie allerdings auf Reisen, auf denen sie sich bisweilen recht unvorsichtig benahm. Das verwickelte sie denn auch in ihren großen Monstreprozeß, von dem ich ihnen gelegentlich einmal erzählen werde.

Der Prinz von Wales lebte seit der Trennung von seiner Gemahlin mit den Ladys Fitzherbert und Jersey in alter Weise ꝛc. weiter. Er trieb es aber durch seine Orgien und Völlereien nachgerade so weit, daß das Londoner Publikum, das ihm bis

dahin immer die Stange gehalten hatte, über sein Leben tief indigniert war, und nur mit großer Besorgnis der Übernahme seiner Regentschaft, die wie bereits gesagt, am 5. Dezember 1810 erfolgte, entgegensah. —

Das wären so ungefähr die Verhältnisse des englischen Königshauses, unserer soidisant Herrscher, die allerdings in Hannover in der Zeit, bei der wir uns befinden, mehr Herrscher in partibus waren. Ich werde gelegentlich bei der Schilderung unserer weiteren hannoverschen Verhältnisse auf den König Georg IV. zurückkommen. Das nächste Mal fahre ich mit der Geschichte unseres Vaterlandes in dem Jahre 1806 und der preußischen Besetzung fort. Für heute guten Abend, meine lieben Herren."

Die Erzählung des sechsten Abends.

„Ehe ich heute fortfahre, will ich kurz wiederholen, daß den Hannoveranern die preußische Herrschaft des Jahres 1806 jedenfalls nicht angenehm war, ja fast noch lästiger als die der Franzosen. Auch dem Könige Friedrich Wilhelm III. paßte die ganze Sache nicht so recht, er hätte die Besitzergreifung gerne anders formuliert gesehen, wenn er auch in Rücksicht auf das preußische Staatswohl davon überzeugt war, daß die Verbindung seiner Provinzen durch den Besitz Hannovers notwendig sei. Um die Verantwortung nicht allein zu tragen, hatte er Anfang März 1806 eine Konferenz seiner Ratgeber, bestehend aus den Grafen Schulenburg, Hardenberg und Luchesini, sowie den Ministern Lombard und Beyme zusammenberufen und ihnen die Frage wegen Hannovers vorgelegt. Sie erklärten sich einstimmig für die Besitznahme unseres Landes, und begründeten ihr Urteil damit, daß in der Angelegenheit Rücksicht auf Napoleon genommen werden müsse und es auch in dem Interesse von uns Hannoveranern liege, energisch vorzugehen, da

wir nur Zutrauen zu einer Regierung faſſen würden, wenn wir bestimmt wüßten, wer in Zukunft unſer Landesherr ſein würde. Des Königs Entſchluß wurde dadurch beſtärkt und er entſchied ſich für die abſolute Beſitzergreifung, ſprach ſich aber gleichzeitig dahin aus, daß Hannover in allen Eventualitäten eine vollſtändig neutrale Stellung einnehmen ſolle. Von einer vollſtändigen Incorporation unſeres Landes in die Reihe der preußiſchen Provinzen ſah er vorläufig ab. Wie ich Ihnen bereits neulich berichtete, wurde preußiſcherſeits eine Adminiſtrationskommiſſion, beſtehend aus dem Geheimen Oberfinanzrat v. Ingersleben, dem Geheimrat Wilkens, Oberrechnungsrat Schöne, dem Direktor der Domänenkammer Heyer und Oberrechnungsrat Gieſeke, ſowie dem Hannoverſchen Geheimrat v. Bülow und Kriegsrat Clemen eingeſetzt, die eine jede Verbindung der Hannoveraner mit den kriegführenden Mächten zu verhindern hatte.

Die kriegführenden Mächte waren nämlich Frankreich und Preußen. Die Verhältniſſe zwiſchen beiden hatten ſich inzwiſchen immer mehr zugeſpitzt, der Durchmarſch Bernadottes durch die preußiſchen Fürſtentümer machte den Anfang, es folgten die bekannten Napoleoniſchen Invektiven wie die Wegnahme

dreier preußiſcher Abteien in Weſtfalen und dem Faß wurde der Boden ausgeſchlagen, als England am 20. April an Preußen den Krieg erklärte, und das Kabinet von St. James dem König von Preußen bei dieſer Gelegenheit die Beweiſe überlieferte, daß Napoleon England für den Fall, daß es Frieden mit ihm ſchließe, Hannover angeboten habe. Infolge dieſer eigenartigen Entdeckung erfolgte am 9. Oktober Preußens Kriegserklärung an Frankreich. Die Würfel kamen in's Rollen und im Herbſt begannen die Durchzüge preußiſcher Truppen, die ſich bei Erfurt konzentrierten. — Die Verſtimmung der Hannoveraner gegen die Preußen nahm zu, ja die preußiſche Regierung fürchtete, daß bereits in dem Lande ſelbſt Verbindungen mit den Franzoſen unterhalten würden, da man wohl erkannt hatte, daß dieſe den Preußen vorgezogen würden. Dieſe Verſtimmung wuchs, als die preußiſche Regierung von Hannover einen Beitrag zu den Kriegskoſten in der Höhe von einer Million Thalern, das heißt dieſelbe Summe forderte, die während der franzöſiſchen Okkupation von dem Lande geleiſtet worden war. Noch mehr aber erbitterte die Verfügung, daß die Ergänzung der Tauentziehnſchen Regimenter durch eine Conſcription in Hannover zu erfolgen habe. Dat was den Buern doch gar tau doll, „Conſcription" die kannten ſie bisher nicht, ſe ſeggen: „Na ſau wat, uſe

Jungens tau dat Volk utheben — ne dat is nich". — Die Maßregel blieb daher auch nur von recht geringem Erfolg und ich glaube nicht, daß gerade Regimenter des Generals von Tauentziehn durch „uſe Lübe" komplet wurden.

Endlich, am 9. September verließen die preußiſchen Truppen unſere Reſidenzſtadt.

Wie man ſich ſo im Alter auf manches beſinnen kann! Außerordentlich feſt haften oft ſolche Erinnerungen aus der Kinderzeit, beſonders wenn ſie von Zeit zu Zeit durch die Erzählungen der älteren Verwandten und Bekannten aufgefriſcht werden und dadurch neue Nahrung erhalten. So ergeht es mir auch mit dem Auszug unſerer preußiſchen Beſatzung. — Natürlich mußten wir Jungens wieder dabei ſein.

Schön war die Sache nicht, meine Herren, das kann ich Ihnen ſagen, namentlich nicht ſchön, wenn man bedenkt, daß ein Teil dieſer preußiſchen Regimenter gleich uns Niederſachſen waren. Sla mi de Donner, ich weiß noch heute nicht, woher die Volkswut unſerer Hannoveraner kam, die ſich dabei entfeſſelte. Es war ein Hohn, ein Gejohle und Geſchrei, wie ich es gar nicht beſchreiben kann. Ich glaube, zum Teil war der Übermut der jungen preußiſchen Offiziere und deren Überhebung verbunden mit ihrem affektierten „Gardeton" daran ſchuld. Unſere Hannoveraner hatten ja die franzöſiſchen und preußiſchen Soldaten kennen ge-

lernt, ſich ihr Urteil über beider militäriſche Fähigkeiten gebildet und wußten daher die Überhebung der preußiſchen Offiziere zu beurteilen.

O hätten die Herren die ſchnöden Witze gehört, die über die Abziehenden geriſſen wurden! — „Adjüs — adjüs, ſeiht man tau, dat de Franzoſen jük nich in den Sack ſteket — adjüs un blievt en annermal hübſch tau Hus.“ Das waren noch ſo die mildeſten Zurufe, die hinter ihnen herſchallten. Bis zu der Celler Chauſſee mußten Poliziſten die Offiziere vor dem höhnenden Spott der johlenden Jugend in Schutz nehmen und zu meiner Schande muß ich es geſtehen, daß ich damals mitgebrüllt habe; denn wo andere ſchreien, da johlt ſolch Junge in meinem Alter mit, wenn er auch kaum verſteht, warum es ſich eigentlich handelt. Ja da zogen ſie hin, wir ſollten ſie nicht wiederſehen. *) —

Am 8. Oktober traf in Hannover die Nachricht von dem für die Preußen ſo unglücklichen Gefecht bei Saalfeld ein, in dem am 10. Oktober der ritterliche Prinz Ludwig Ferdinand fiel und Tags darauf die faſt unglaubliche Kunde der Dop-

*) Wie uneigennützig die preußiſche Regierung gegen Hannover bei der kurzen Beſetzung verfahren war und wie das ſelbſt von dem Könige Georg IV. anerkannt wurde, geht aus der Verleihung des Großkreuzes des Guelphenordens hervor, das 1821 der nachherige Oberpräſident v. Ingersleben erhielt. Anmerkung des Herausgebers.

pelschlacht bei Jena und Auerstädt am 14. Oktober, in der Napoleon die preußische Armee vernichtete. — Ich kann den Herren gar nicht beschreiben, welchen Eindruck diese Nachricht auf alle Hannoveraner hervorrief. Die Welt wankte ja nach aller Ansicht in ihren Angeln. Hatte doch Napoleon nun auch noch die letzte bestehende Autorität, den Staat Friedrichs des Großen durch sein Kriegsgenie unter seine gewaltige Faust gebracht. „Er war der Allmächtigste, dem nichts zu widerstehen vermochte.“ Mehr und mehr bildete sich bei den Menschen der Glaube aus, daß diesem Übermenschen nichts auf der Welt widerstehen könne, daß er für alle Zeit „der Herr der Welt“ sein und bleiben werde. — Sehen Sie, meine Herren, und damit muß man so manches entschuldigen, was uns damals in dem Gefühl der allgemeinen Niedergeschlagenheit als jetzt unbegreiflich vorkommt, mit ihm muß man rechten, wenn man es unglaublich findet, daß sich einem Manne die ganze Welt beugen konnte. Es war das Mystische, das die Person dieses gewaltigen Mannes umgab, und seine Thaten mit dem Nimbus des Halbgöttlichen umkleidete. Es war das Kismet, das allen in seiner Person entgegentrat. —

Am 19. Oktober 1806 traf bei dem Minister von der Decken ein Schreiben der bisherigen preußischen Administrationskommission mit der Be-

nachrichtigung ein, daß die Regierung wieder an das ehemalige Regierungs-Kollegium übergehen solle. — Infolge dessen übernahmen die Minister von der Decken, v. Grote und von Bremer die Regierung. Was aber würde nun mit uns geschehen? Die Frage: „Was nun?“ bewegte alle Gemüter. Man wußte nicht mehr aus noch ein.

Vor allen Dingen aber galt es jetzt, jede Gemeinschaft mit den Preußen und deren Maßnahmen abzuleugnen, Hannovers Integrität möglichst zu wahren und sich dadurch bei dem Kaiser Napoleon liebes Kind zu machen.

Das erste Sichtbare, dessen ich mich noch deutlich erinnere, war die Abnahme der preußischen Adler an den Staatsgebäuden und die Anbringung von Schildern an den Grenzen mit der Aufschrift: „Pays neutral de Hanovre“. — Als wenn sich der allmächtige Napoleon durch solche kindlichen Maßregeln in seinen Plänen hätte bestimmen lassen! Der hatte ja längst über unser Schicksal entschieden. —

Es lag wie eine dunkle Wolke der Ungewißheit und Unsicherheit auf unserem armen Niedersachsen. Schon aber nahte von Westen her unser Schicksal. Am 26. Oktober erschien Napoleons Dekret, wonach Hannover wieder unter französische Botmäßigkeit gestellt und eine vereinte Armee von 22 000 Mann unter dem Komando von Napoleons

Bruder Louis, des Königs von Holland, unser Land besetzen werde. Und richtig, bereits am 9. November rückte unser lieber General Mortier, der für den aus Gesundheitsrücksichten verhinderten roi Louis das Oberkommando übernommen hatte, von Kassel aus in Hannover ein. — Da hatten wir sie denn wieder unsere lieben Franzosen und sollten sie nun acht schwere Jahre behalten.

Natürlich mußte ich wieder mit meinen Freunden den Einzug der Sieger mitmachen. Mir schlägt noch heute die Schamröte in das Gesicht, wenn ich an die Ovationen und das Hallo denke, das den Kerls von der Bevölkerung und besonders von den Weibern entgegengebracht wurde. Ja nun hatten sie ja endlich die so lange entbehrten, schmerzlich vermißten Amorosos wieder. Ich will lieber einen Schleier über den Empfang breiten und was ihm Abends folgte, glaube aber, Tante Stinchen würde entrüstet gewesen sein über das, was da geschah. — Es ist ganz gut, daß es anstatt des Sonnenscheins manchmal finstere Nacht ist, denn was da manchmal passiert. — O Gott, o Gott, es gibt Menschen, denen ist ja nichts heilig. — Welche Wiedersehen wurden da gefeiert! — Na diese französischen Windbeutel konnten sich wahrhaftig nicht beklagen und — das thaten sie auch nicht. —

Napoleon, dieser große Länderdisponent,

schlug uns Hannoveraner mit seinem ersten Dekret gleich derb in das Gesicht, indem er unserer Landeszusammengehörigkeit mit einem Federstrich ein Ende machte. Ob er schon in Tilsit an das neue Königreich Westfalen dachte, er gab Osnabrück zu dem für Murat neu zu errichtenden Großherzogtum Berg, Münden aber wurde bis auf weiteres Hessen zugeteilt und über unser Hannover selbst behielt er sich die Verfügung vor.

Der General Mortier benutzte seinen kurzen vierwöchentlichen Aufenthalt in der erneuten Einsetzung einer Executivkommission, bestehend aus dem Landrat von Meding, Geh. Kabinetsrat Patje und Landrat von Münchhausen, die dann für die nächsten Jahre die wenig angenehme Aufgabe hatte, Napoleons Dekrete auszuführen und ihm aus unserem Säckel die Taschen zu füllen.

Am 10. Dezember verließ General Mortier unser Land, um mit seiner Armee nach Hamburg resp. Schwedisch-Pommern zu ziehen und ließ als Stadtkommandanten einen alten Offizier, den General Schramm, zurück, der wegen seines auf dem Rockkragen hin und her pendelnden Zopfes von uns Jungens der „Zopfgeneral" genannt wurde. Aber auch diese Alleinherrschaft mit den beiden ihm unterstellten Halbbrigaden*) (es waren

*) Diese beiden Halbrigaden wurden Ende des Jahres 1808 anderweit verwendet und Hannover besaß anderthalb

das alte Bekannte, die 48. und 49.) dauerte nicht lange, bereits in der ersten Hälfte des Januars 1807 trafen der neue Generalgouverneur, der Divisionsgeneral Lasalcette und der Präfekt Belleville in Hannover ein, welcher mehrere Jahre die Stelle eines Intendanten einnahm. Ich weiß mich beider Männer noch sehr deutlich zu erinnern, der General wohnte in dem Palais des Herzogs von Cambridge und der Präfekt im Fürstenhofe. —

Wir aber hatten wieder den Vorzug, einen französischen Zivilbeamten in unserem Hause als Mußgast zu sehen und zwar einen Monsieur Grozier, den receveur des contributions. Wahrscheinlich hatte ihm sein Kollege der inspecteur général aux revues Catus, **) unsere frühere Einquartierung, davon erzählt, wie gut es sich bei uns leben ließe. — Vermeilteller und Bestecke hat er übrigens nicht von uns mitgenommen, wie sein Herr Vorgänger, aus dem einfachen Grunde, weil keine mehr da waren. Wer hätte damals an die Neubeschaffung von solchen Luxussachen ge-

---

Jahre gar keine Garnison, sodaß eine Bürgermiliz, die sogenannten „Grauen" deren Stelle versehen und die Ordnung in der Stadt aufrecht erhalten mußte.

Anmerkung des Herausgebers.

**) Siehe den bei Schaper in Hannover erschienenen 1. Band des Werkes: „Vom Grafen Oskar."

Anmerkung des Herausgebers.

dacht? O Gott, o Gott, wer hätte in jenen Tagen zu so was noch Geld gehabt? O Herren — Herren, was war das für eine Zeit! Da hieß es, zahlen und wieder zahlen, eine Kontribution löste die andre ab, Kontinentalsperre, Kriegssteuern und die ewige Einquartierung der die Stadt fortwährend durchziehenden Truppen brachten viele Bürger an den Bettelstab. Ja für den Säckel der Einwohner war es damals schlimm, und bildete die Notlage nur den Trost, daß man dadurch seine kulturhistorischen Kenntnisse vermehren konnte. Was haben wir in den Monaten für Nationen zu Gesichte gekriegt, Holländer und Rheinländer, Spanier und Portugiesen, Italiener und was weiß ich noch für Menschen passierten unsere Stadt und alle standen in dem Dienste des eines Mannes, dieses wunderbaren Phänomens Napoleon auf dem Kaiserthron! — Das Grundeigentum verlor fast allen Wert und die Eigentümer mußten ihre Häuser zu Schleuderpreisen abgeben. So wurde z. B. das große Schmalesche Haus in der Braunschweigerstraße für 1500 Thaler verkauft und selbst unsere Nachbaren der Graf Hardenberg und Herr von Bremer stellten ihre Häuser dem Magistrat zur Verfügung, da sie keine Hypotheken mehr darauf aufnehmen konnten. Ja es waren das schreckliche Jahre. Mein Herr Vater ging mit sorgenvollem Gesicht umher und sprach davon, lieber wieder auf das Gut hinauszuziehen.

War die Not groß, so muß ich auch der niedersächsischen Treue einzelner braver Leute Erwähnung thun. Unsere englischen Herrscher hatten es wahrlich nicht um uns verdient, trotzdem aber hielten die Hannoveraner treu zu ihnen. Daß die Domänen des Landes, auf die die englischen Könige ein gewisses Privatrecht zu haben behaupteten, für Napoleon in Besitz genommen wurden, dagegen ließ sich ja am Ende nichts sagen, als nun aber die ausstehenden Kapitalien des Landesherrn in die Napoleonischen Kassen fließen sollten, da fand sich kein Verräter, der die Stellen angab, wo sie ständen und das Dekret blieb ebenso fruchtlos, wie die befohlene Sequestration der Güter der in der Kings german legion dienenden Hannoveraner, die stets durch Scheinverkäufe resultatlos gemacht wurden. Alles konnte der Allmächtige in Paris doch auch nicht erreichen. Die Geschichte mit den Napoleonischen Geldforderungen fing gleich zu Ende des Jahres 1806 gut an. — Es handelte sich um die Kriegskontribution und um das jährliche Budget, das ihm Hannover zu leisten hatte. — Er hatte sich damit anfangs, wie es so seine Art war, in ein mystisches Dunkel gehüllt und wollte erst abwarten, was man ihm freiwillig zu bieten geneigt war, um dann die armen Vertreter der Regierung mit dem Dekret seiner Forderungen niederzuschmettern.

Man hatte bereits im November eine Depu-

tation, bestehend aus dem Grafen Schwicheldt, den Landräten von Grote und von Marschall sowie dem Hofrat Rehburg zu dem Kaiser nach Berlin gesandt, um seine Wünsche resp. Befehle wegen der von dem Lande zu leistenden Summe einzuholen. Die Herren kamen am 18. November dort an, fanden aber den Kaiser nicht mehr vor, da er bereits nach Posen abgereist war. Die Deputation folgte ihm mit Ausnahme des Grafen Schwicheldt dorthin und erreichte denn auch bald eine Audienz, wobei der Kaiser den Herren mit seiner bekannten Phraseologie auseinandersetzte, wie sehr ihm das Wohl Hannovers am Herzen liege und er sich in jeder Beziehung bemühen werde, das Wohl des so schwer geprüften Landes zu fördern. Wohlwollend reichte er den Herren zum Abschied die Hand und entließ sie mit den Worten, sie könnten in jeder Beziehung auf ihn rechnen. Er verwies sie wegen der finanziellen Details an seinen Intendanten, den Kriegskontroleur Darü. Auch dieser kam der Deputation ganz freundlich entgegen und forderte sie auf, ihm anzugeben, welche Summe das Land für die Kriegskontribution und als Landeseinnahme abzugeben imstande sei. Als ihm aber von dem Herrn v. Grote als Sprecher der Deputation, die Summe von 1 300 000 Francs und die monatliche Abgabe von 300 000 Francs angegeben wurde, geriet er in großen Zorn, behauptete, dem Kaiser eine solche

lächerliche Lappalie gar nicht anbieten zu können und entließ die Herren hohnlächelnd mit der Versicherung, auf dieser Basis gar nicht weiter verhandeln zu können. Die Herren möchten sich erst anders besinnen, er kenne die Mittel des Landes besser und wisse, was Hannover noch zu leisten imstande sei. Kummervollen Herzens empfahlen sich die Abgesandten und versuchten in den nächsten Tagen vergeblich, den General Darü umzustimmen. Napoleon war indessen nach Warschau abgereist und Grote erfuhr, als er ihm dahin folgte, daß der Kaiser über das geringe Angebot sehr ungnädig sei und als Ultimatum die Summe von 9 Millionen Kriegskontribution und monatlich eine Million und 200000 Francs als Abgabe verlange. —

Ganz zerknirscht kam die Deputation nach Hannover zurück und berichtete dem Regierungs-Kollegium über dieses schreckliche Resultat ihrer Bemühungen. Da war es denn wieder der kaltblütige Patje, der sie mit den Worten zu trösten versuchte: „Kinners nu bliewet man stille, et ward nichts so heit gegeten, as gekokt, düsse geforderten Summen to betahlen, ist für uns unmöglich, west man stille, der neue Präfekt Belleville ist ein vernünftiger Mann, de schall uns helpen. Denn wat nich geiht, dat geiht nich! Mit ihm werde ich die Sache schon in Ordnung bringen.“ Und er irrte sich nicht, wie wir sehen werden. — Dieser

Präfekt Belleville war wirklich eine Seele von Menſchen, eine wahre Perle für unſer Land und der uneigennützigſte Franzoſe, den ich je habe kennen lernen. Denken die Herren, dieſer Mann ſchlug die ihm monatlich offerierten Tafelgelder von 1500 Tahlern aus, verweigerte ſogar die Annahme eines ihm angebotenen Silberpräſentes und nahm nicht einmal eine freiwillige Dotation von 20 000 Francs für ſeine Tochter an. — Der Mann hielt was auf reine Hände, was in damaliger Zeit etwas ſagen wollte. Er war der reine weiße Rabe unter den ſonſt in den Federn gefärbten ſchwarzen Kolkraben von franzöſiſchen Beamten.

Unſer Herr receveur des contributions Grozier dachte darüber durchaus anders und ich erinnere mich noch eines Geſpräches, das er mit einem Monſieur Thierry über dieſen Gegenſtand führte. Der wollte nämlich ſein Schwiegerſohn werden und war eben ſolch ein Früchtchen, wie der Monſieur beau père in spe. Das Geſpräch fand in unſerem Garten ſtatt, in deſſen Boskет ich mich gerade aufhielt und wurde in franzöſiſcher Sprache geführt. Da ich mich inzwiſchen Dank der Bemühungen unſerer Gouvernante der Mademoiſelle Maurice in dieſer Sprache ziemlich vervollkommnet hatte, ſo konnte ich ſo ungefähr den Inhalt verſtehn: „Haſt Du gehört, Hyazinthe, daß der Belleville das ihm von der Stadt freiwillig gebotene Geſchenk ausgeſchlagen hat, dieſe bête, der er iſt? — „Gewiß

mon père", erwiderte der andere, „der Mann wird uns hier noch die Leute verderben". —

„Darüber sei unbesorgt," lachte grinsend der Herr receveur, „glaube nur, ich werde sie schon schröpfen und was der Belleville ausgeschlagen hat, soll bald in doppelter Menge in meine Taschen fließen." — Hierin irrte sich jedoch der Brave. Ich erzählte meinem Herrn Vater die Geschichte und durch Onkel Münchhausens Verwendung erhielt der General Lasalcette davon Kenntnis, der den Monsieur Grozier als für Hannover nicht geeignet, nach Hamburg versetzen ließ. Dort hat er nachher einige Unterschleife begangen, so daß ihn der General Darü abberief und nach Frankreich auf eine Festung bringen ließ. — Das war das Ende vom Liede. Die Herren können sich vorstellen, daß die Anwesenheit solchen Cujons in unserem Hause nicht gerade zu den größten Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens gehörte und solch einem Manne eine aufgezwungene Gastfreundschaft zu gewähren, keine liebliche Aufgabe war. War der Mensch meinen Eltern und uns allen mit seinen geckenhaften Parvenümanieren schon allein verhaßt, so wuchs diese Abneigung noch bedeutend, als 14 Tage nach seiner Ankunft auch Mademoiselle Victorie, seine einzige Tochter bei uns eintraf und sich in unserem Hause häuslich einrichtete. Da Monsieur Grozier gleich von Anfang an prätendiert hatte, an unserem gemein-

ſchaftlichen Diner teilzunehmen, ſo dehnte er das auch auf ſeine Tochter aus und in den letzten Tagen hatte ſich ſogar deren amant, der Monſieur Thierry dazu eingefunden. Wes Urſprungs dieſe ganze Bagage eigentlich war, dahinter haben wir nicht kommen können, ich glaube, der Kerl war urſprünglich ein Schneider. Er gab ſich zwar die Airs eines Pairs von Spanien, eines Connetable von Frankreich, oder eines Aldermann von London, obgleich ich ſolche Herren nie geſehen habe. Ich hatte immer das Gefühl, als gucke ihm die Schneiderſchere hinten zu der Rocktaſche hinaus. Schon wie die Menſchen aßen und dabei mit Meſſer und Gabel hantierten, war fürchterlich anzuſehen und nun denken Sie ſich dabei meine zarte, in ſolchen Sachen ganz beſonders empfindliche Mama, die all dieſe Verſtöße mit anſehen mußte! Und wie wurde ihr erſt, als der Mann bei der erſten Anweſenheit der Mademoiſelle Victoire ſich nun gar von ſeinem Platze erhob und anfing, eine Rede zu halten. Dieſe Tiſchrede konnte der Mann wahrhaftig nicht verantworten. Wer kein Redner iſt, der ſoll das Maul halten. Als er da von der gütigen Aufnahme in unſerem Hauſe ſprach, und meine Mama bat, das ihm gezeigte Wohlwollen auch auf ſeine ange, ſeine heißgeliebte Tochter Victoire auszudehnen. Dieſes ewige Stottern, dieſer komiſche Pathos und das fortwährend aus der Konſtruktion fallen. Das konnte der Deibel

aushalten. Das war im Altertum doch beſſer, da ſtand neben jedem ſolchen Redner gleich ein Liktor dabei, der dem Sprecher die Rede kurz abſchnitt, wenn er an zu quatſchen fing.

Ja, die Herren werden mir recht geben, Tiſchreden und Toaſte ſind gut, es kommt eben nur darauf an, wer ſie hält. Rhetorik die liegt oft nicht in der Sphäre manches Menſchen, aber ſie lag beſtimmt nicht in der des Herrn Receveurs Grozier. —

Und nun erſt cet' ange, dieſe „ma fille Victoire“.— O Gott, o Gott, was war das für eine Sorte von Menſchenkind. Eine Jungfrau von mindeſtens 38 Lenzen, quittegelb im Geſicht mit dunklen, leidenſchaftlichen Augen und dabei gepolſtert an allen möglichen und unmöglichen Stellen ihres gegenſtandsloſen Körpers. O Victoire, ohne Polſter müßtes du ungefähr das geweſen ſein, was der Italiener „ombra die caffe“ nennt. Man begriff nicht, woher der Monſieur Thierry den Mut fand, dieſe Jammergeſtalt mit verliebten Augen anzuſehen. Wahrſcheinlich ging er von dem Grundſatz aus:

„Willſt Du haben die Pfarre,
Mußt Du auch nehmen die Darre.“

Eigentlich heißt es, wie die Herren wiſſen, die „Quarre“, in dieſem Falle erſcheint mir aber der

obige Ausdruck als der einzig richtige, denn dürr war der Engel wie eine Kletterstange, wie ein Plättbrett. —

Und solchem Geschöpf, weiß der Deibel, wo ihr früherer Wirkungskreis gewesen war, dem sollte nun meine zarte vornehme Mama die Honneurs ihres Hauses machen? Das war eben auch solch eine Konsequenz dieser nichtswürdigen Franzosenzeit. — Na einmal und nicht wieder; sie ließ sich nachher verleugenen und nahm mit uns Kindern das Diner auf ihrem Zimmer ein. Mademoiselle Victoire präsidierte von da an allein an dem Tische, so lange noch ihr gesegneter Aufenthalt in unserem Hause dauerte. Gott's Donner, was hat unser Herr Vater nachher gezetert und geschimpft, wenn er uns die Allüren beschrieb, deren sich die Holde in ihrer nunmehrigen Ungeniertheit hingab.. — Ich glaube, sie hat sogar angefangen, mit meinem Herrn Vater zu kokettieren. — Na, wie gesagt, lange dauerte ja Gott sei Dank die Geschichte mit dem Herrn Grozier überhaupt nicht mehr und wir waren alle froh, ihn los zu werden. — Aber frei wurde unser Haus deshalb nicht, na überhaupt. — Es war eine gräßliche Zeit. —

Gut, daß dem Menschen der Blick hinter den Schleier der Zukunft versagt ist; hätten wir damals gewußt, was uns in den nächsten Jahren noch alles bevorstände, ich glaube, wir wären beinah

noch mit Herrn Grozier und Konsorten zufrieden gewesen. Es ist aber gut, in allen diesen Greuelszenen einmal eine Pause zu machen. Ich werde den Herren das nächste Mal weiter davon erzählen, was mir aus den weiteren Jahren in Erinnerung geblieben ist. Für heute also Schicht und guten Abend meine lieben Herren."

Die Erzählung des siebenten Abends.

„Die nächsten Jahre gingen dahin," fuhr der Alterspräsident an dem nächsten Vereinsabend fort, „und die Franzosenwirtschaft dauerte fort. Wurde es auch mit der Einquartierungslast etwas besser, so hörte doch das ewige Zahlen nicht auf. Hannover blieb meistens ohne alle Garnison, was zwar in Bezug der Moralität sein Gutes, in anderer Beziehung aber auch sein Schlechtes hatte, denn die leichtlebigen Offiziere hatten den Handwerkern doch auch wieder etwas zu verdienen gegeben. Jetzt aber hieß es nur immer zahlen und das für Sachen zahlen, die doch die Gewerbetreibenden im Grunde genommen gar nichts angingen. Konnte man die armen Leute daher tadeln, wenn sie ihre Arbeit ruhen ließen, deren Früchte stets nur den Fremden zu gute kamen? Konnte man das arme Volk tadeln, wenn es sich einer stummen Resignation hingab, wo es nun schon seit Jahren kaum mehr wußte, wohin es gehörte, wie ein Spielball in der Gewalt eines mystischen Herrschers lag und wie ein Spielball aller Parteien und

Leidenschaften von einer Hand in die andere ging? So lebten wir in dieser stillen Resignation weiter und nur hier und da drang ein dumpfes Gerücht zu uns, daß da draußen in der Welt neue kriegerische Ereignisse vorfielen, Ereignisse, die immer nur dazu dienten, den Ruhm und die Macht des unüberwindlichen Napoleon zu vermehren. Im allgemeinen jauchzte das Volk noch immer dem allmächtigen Manne zu, der sich in immer neuem Siegeslauf Europa unterwarf, aber in dem Herzen Deutschlands, in unserem Niedersachsen, tauchten doch schon damals Stimmen mit der Frage auf: „Wie soll das enden? Soll das Blut unserer Landeskinder für den einen Mann geopfert, nur dazu dienen, um dem Ehrgeiz des Einen zu fröhnen?" Denn man war schon längst dahinter gekommen, daß Napoleons Volksbeglückungstheorie nur Schwindel und hohle Phrasenklingelei sei. — Zwar wurden diese Fragen anfangs durch das Jubelgeschrei jener Satelliten übertönt, die stolz darauf waren, unter der direkten Regierung eines Mannes zu stehen, der ganz Europa seinem Willen unterworfen hatte und die Könige und Fürsten wie die Marionetten tanzen ließ, aber die besseren Elemente der Nation fingen doch allmählich an, das Übergewicht zu bekommen und bei den Gebildeten unseres Volkes, ja selbst bei den Bauern auf dem Lande begann man sich zu fragen: „Ist es Deutschland würdig, sich von diesem Korsen wie

Sklaven behandeln zu lassen?“ Und sklavenähnlich war beinah die Behandlung, die von Paris aus den französischen Behörden unseres Landes dekretiert wurde. Was half da die Schonung und persönliche Freundlichkeit des Gouverneurs und des Präfekten, die doch diese Dekrete ausführen mußten, und darin selbst durch ihre im Solde der Pariser Gewalthaber stehenden spionierenden Unterbeamten kontroliert wurden? Diese Spionenriecherei war es auch, die mit der Zeit die bürgerliche Gesellschaft aufwühlte; keine Familie war mehr sicher, daß sich nicht in ihren Kreis solch ein bestochener Spion in irgend einer Form einführte, der jede über die Regierung gethane, oft ganz unschuldige Bemerkung rapportierte und daraufhin der sich ganz unschuldig Fühlende zur Verantwortung gezogen wurde. Einen Grund zu dieser Spionenwirtschaft bildeten die sich täglich trotz aller Verbote mehrenden Auswanderungen der dienstfähigen Jugend und der früheren hannoverschen Soldaten nach England. Der Ruhm der englisch-deutschen Legion, die Nachrichten von den Kämpfen in Spanien und der heldenmütigen Tapferkeit der Hannoveraner begeisterten unsere Landsleute; trotz der oft wahrhaft barbarischen Strafen wußten monatlich hunderte zu entweichen und alle Vorsichtsmaßregeln an der Wasserkante zu täuschen. — Da wurden denn große Belohnungen für den Verrat ausgesetzt und

leider fanden ſich Hundsfötter genug, die ſich dieſes Judasgeld zu verdienen wußten.

Da muß ich den Herren doch eine ergötzliche Geſchichte von ſolch einem Halunken erzählen, der dabei einmal gründlich hereinfiel und ſtatt der erhofften Judasgroſchen eine tüchtige Tracht Prügel bekam.

Da lag damals in der Burgſtraße neben dem alten Lutzekenhof ein Haus mit einem Bierſchank, in dem ehemals unſer Nationalgetränk, der Broihan, verſchenkt wurde. In der niedrigen Gaſtſtube ſaß eines Abends ein Bekannter unſeres alten Johann, der Schuhmachermeiſter Klockemann, ein Mann von einer wahrhaft lapidaren Grobheit und dabei ein echter, wahrer Patriot. Er hatte kürzlich einem Neffen „durchgeholfen" und ihn ſicher nach der Inſel Wight geſchafft, davon bekamen die Behörden Wind und man ſetzte ein verlobbertes Individuum, den ehem. Knochenhauer Föſſe, auf ſeine Spur. Dieſer Edle wußte ſich an den Klockemann heranzumachen und ſpionierte ſchon ſeit längerer Zeit um ihn herum. — Kaum ſaß an dem Abend der Schuſter an ſeinem Platz, hatte ſich eben eine „lüttje Lage" geben laſſen und rauchte dazu ſeine Pfeife, da kam auch ſchon der Sbirre herein und ſetzte ſich ihm gegenüber an den Tiſch. Der Spitzel redete Klockemann an, Klockemann antwortete aber kein Wort, ſondern trank, rauchte und ſpuckte dabei dem Föſſe fortwährend auf die

Stiefel. Eine Weile ließ ſich der Spitzel das gefallen, verlor dann aber die Geduld und ſchrie den Meiſter an: „Wie können Sie ſich unterſtehen, mich auf eine ſo ſchimpfliche Weiſe zu behandeln?“ Da ſpuckte der Meiſter nochmals und ſchrie, nachdem hei ſek en Ogenblick beſunnen het: „Wittkopp, eck ſegge deck wat Du wut. Gift et etwa en franzöſiſches Geſetz, dat mek verwehrt, dat eck vor mik hen ſpucke?“ — „Hier bedarf es keines Geſetzes“, erwiderte Föſſe frech, — „das iſt eine Beleidigung.“

„Nu dann will eck deck eins ſeggen: Gaue Unnerthanen un brave Anhänger von de Franzoſen wie Du und wie alle ſind, de möten ok allene na dem Geſetze handeln un wer nich gegen de Geſetze ſündigt, de kann ok nich belangt weren.“ —

Der Verräter, der ſich entlarvt ſah, ſtand auf und ſchrie: „Nun das wollen wir doch einmal ſehen, ich werde Sie wegen Injuriarum verklagen“ und verſuchte ſich dann zu drücken. Er wollte noch etwas ſagen, harre et aber ok nich mehr nödig, denn eins — twei — drei harr' Klockemann en all twiſchen ſiene ſtarken Fingern un ſchrie em an: „Wat Injuriarum? Du Döskopp — wart ek will di ok en Grund botau gewen“, un haue en hinner de grote Doer ſo taurechte, dat Föſſe blot ſien: „Uguttegutte“ hervorbringen konne, un erſt webder tau ſek ſülven kamm, as hei mit den Kopp in dat grote Waterfatt ſtäke, dat neben de Doer up'r Strate ſtunn. Da ſtunn hei naher ganz gottverlaten da,

de natten Haare wild dör dat Geſichte, weil en Vadder Klockemann etzliche male mit'n Koppe in't Water geſtippet harre. Ik glöw, dat et in ſienem Koppe ſuſte und bruſte, als wenn da en Immenſchwarm inneſeite. Siene Widderung was denn ok nich beter, als en Vadder Klockemann noch nachreip: „Na abjüs Du oll's Spionsluder, mak dat Du fortkummſt un dann verklage mek, Du weſt ja nu ok, wat Injuriarum is.“

Und der feige Hallunke trollte ſich von dannen, unſer Johann meinte aber nachher: „nu verklagt hätt hei Klockemann nich, hei wußte wol, dat mit Klockemann ſlecht tau kramen is.“ Die Herren ſehen aus meiner kleinen Geſchichte, wie der ehrſame Bürgerſtand damals über dieſe franzöſiſchen Spione dachte und wie er ſie nach ſeiner Art behandelte. Auch damals galt ſchon das alte Stammeswort:

„So lange noch die Eichen wachſen,
In alter Kraft um Hof und Haus,
So lange ſtirbt in Niederſachſen
Die alte Stammesart nicht aus.“

Und Gott ſei Dank iſt ſie nicht ausgeſtorben, ſondern lebt heute noch in den Söhnen der Männer von damals weiter.

Mit den Jahren wurde es immer ſchlimmer in Hannover, die Bedrückung von oben nahm immer mehr zu und das geknechtete Volk ſeufzte unter dem Druck der fremden Tyrannei.

Dieſen Schergen war ja nichts mehr heilig, ſie drangen in die Familien ein und ſtifteten Unfrieden, indem ſie die Kinder mit den Eltern zu entzweien ſuchten, um durch ſie dann deren Geheimniſſe zu entlocken. Das Poſtgeheimnis wurde nicht mehr gewahrt und eine ſogenannte „ſchwarze Kammer" errichtet, in der die Briefe geöffnet wurden, ehe ſie an ihre Adreſſe gelangten. Genug, es war ein Sodom und Gomorrha ſchlimmſter Art. — Wird aber eine Bogenſeite zu ſtraff angeſpannt, ſo reißt ſie bekanntlich und aus dieſer Tyrannei entwickelte ſich in dem vom Freiherrn von Stein ins Leben gerufenen Tugendbunde der erſte Widerſtand gegen die Regierung. Es waren das meiſtenteils Männer in jugendlichem Alter, Studenten und frühere Soldaten, die zu dieſem Bunde zuſammentraten, um mit Gefahr ihrer Freiheit ja ihres Lebens gleichgeſinnte Patrioten zur Befreiung des Vaterlandes und zu der Verbeſſerung der Moral, deren Wert ſehr geſunken war, anzuwerben. Leider aber muß ich ſagen, daß dieſe Braven auch viele Widerſacher fanden und ſo manche Jammerſeelen ſich von ihnen aus Furcht vor der Gemeinſchaft mit ihnen zurückzogen. Einer der Begründer dieſes Tugendbundes in Hannover war ein ganz in unſerer Nähe in der Breitenſtraße wohnender Stadtſekretär Mertens.

Bald wurde der Regierung deſſen Wirken bekannt und ſie beſchloß, ihn zu vernichten. Es war

jedoch nicht leicht, die Sache an das Tageslicht zu bringen und man wählte dazu einen Weg, der so nichtswürdig war, daß ich den Herren durch nichts besser die Unmoralität der franz. Polizei enthüllen kann, als durch Schilderung dieser boshaften Intrigue.

Mertens besaß in dem Sohne des Kaufmanns Bertram in der Burgstraße einen Jugendfreund, dem er einst sehr nahe gestanden hatte. Später war dieser außer Landes und nach Paris gegangen, das ihn natürlich gründlich verdarb. Später kehrte er abgerissen und verbummelt zu seinem Vater zurück und suchte irgend eine Beschäftigung. Das war so ganz ein Organ, wie es der Polizeidirektor Meunier gebrauchen konnte und bald hatte er den Bertram denn auch als Geheimpolizisten angestellt.

Das erste war, daß Bertram seinen Jugendfreund Mertens aufsuchte und mit ihm die alte Kinderfreundschaft erneuerte. Der Spion wußte sich so gut zu verstellen, daß ihn Mertens für einen guten Patrioten hielt, ihm mitteilte, daß er Mitglied des Tugendbundes sei und in der nächsten Zeit nach Hoya reisen werde, um dort auch einen solchen Bund zu organisieren. —

Natürlich verriet Bertram sofort seinen Freund und der Polizeidirektor sperrte diesen in das Gefängnis. Trotz aller peinigenden Verhöre und Torturen, mit denen man den Unglücklichen quälte

ja ihm sogar die Nahrung entzog, gelang es nicht, Mertens zu einem Geständnis und noch viel weniger zur Angabe der Bundesmitglieder zu bringen. Er leugnete jede Kenntnis ab, es war nichts mit ihm zu machen. Da mußte denn eine neue Intrigue helfen, zu der sich der gewissenlose Bertram hergab. Man sperrte ihn in eine Nebenzelle des Gelasses ein, in dem Mertens gefangen saß, Bertram wußte sich bald mit dem Freunde in Rapport zu setzen und klagte ihm sein Leid, daß die Bekanntschaft mit ihm auch ihn selbst in das Gefängnis geführt habe. Mertens, durch die Worte seines Freundes auf das äußerste betrübt, versuchte ihn zu trösten und teilte ihm auf seine Bitten hin einige Namen seiner Bundesbrüder mit, bei denen er im Falle der Entlassung Unterstützung finden könne.

Bertram erfuhr auch sonst noch so manches über die Statuten des Bundes und in Folge dessen fanden eine Menge von Verhaftungen statt, der unglückliche Mertens aber wurde in das Gefängnis in Celle gesteckt, wo er bis zu dem Jahre 1811 gefangen saß. Er kehrte als ein an Leib und Seele gebrochener Mann in seine Heimat zurück, wo er sich bald wieder auszeichnete. Der Verräter Bertram aber hatte im höchsten Grade das Vertrauen seiner Vorgesetzten erworben und wurde bald darauf als Generalkommissar in Göttingen angestellt. —

Aber messieurs, „Gottes Mühlen mahlen zwar

langſam aber ſicher" — und in dieſem Falle habe ich mich gewiſſermaßen als Geheimrat unſeres lieben Hergottes aufgeſpielt. Als ſpäter unſer Hannover ſeinen angeborenen Herrſcher wieder erhielt, wobei ſich der Herr Generalkommiſſar Bertram ſchleunigſt konvertierte, ja ſogar ſeine damalige Verhaftung als Tugendbündler als Beweis ſeiner Loyalität in das Treffen führte, miſchte ich mich, dem Bertrams damalige Schandthaten auf das äußerſte empört hatten, in die Sache hinein. Durch Vermittelung des damals in Braunſchweig allmächtigen Geheimrates von Schmidt-Phiſeldek, dem mein Herr Vater davon Mitteilung machte, wurde der Monſieur verurteilt und ſaß lange Jahre in Braunſchweig gefangen. Noch heute bin ich ſtolz darauf, dieſen Kerl entlarvt zu haben.

Ich habe den Herren dieſe beiden Fälle nur als Beiſpiele angeführt, um Ihnen zu zeigen, auf welche Weiſe damals in Hannover mit uns umgeſprungen wurde und doch hatten wir noch nicht den Kulminationspunkt unſeres Unglückes erreicht, es ſollte noch ſchlimmer kommen. —

Ein kurzer Lichtblick wurde uns Hannoveranern in dem Jahre 1809 durch den Durchmarſch Herzog Friedrich Wilhelms von Braunſchweig, der mit ſeiner tapferen ſchwarzen Schaar aus dem öſterreichiſchen Kriege auf dem Marſche nach der Küſte unſer Land paſſierte. Ehe

ich jedoch darauf näher eingehe, will ich den Herren die historischen Ereignisse jener Zeit, wie sie mir noch in Erinnerung geblieben sind, klar legen. —

Napoleons Verfahren gegen Spanien und den Papst nötigte dem Kaiser Franz von Österreich die Überzeugung auf, daß die Vernichtung aller selbständigen Staaten des Gewaltigen Endzweck sei und daß nur eine durch Siege erkämpfte Machtstellung Österreich vor diesem Schicksale retten könne. Mehrere deutsche Männer wie der Graf Stadion und der Erzherzog Johann bestärkten den Kaiser in dieser Ansicht und rieten dringend zu einem neuen Kriege. Die Verhältnisse lagen bekanntlich nicht ungünstig, Napoleon war mit seinen Kerntruppen in der Stärke von über 200 000 Mann in Spanien engagiert, er selbst hatte, um der Sache da unten endlich ein Ende zumachen, den Oberbefehl übernommen und wie gewöhnlich mit seinem Feldherrngenie schon mehrere Siege über die Verbündeten errungen. Der Mann war da unten beschäftigt und von gegnerischen Mächten standen Österreich nur die Herren des Rheinbundes gegenüber. Die Zeit schien gekommen, durch einige Gewaltschläge Frankreich selbst zu bedrohen. Der Kaiser Franz erließ am 27. März einen Aufruf an seine Völker, in dem er den Krieg für eine Notwendigkeit erklärte, und am 6. April verkündete der Erzherzog Karl, als Generalissimus der Armee, den Anfang des Krieges.

Napoleon wurde durch die unvermutete Nachricht gezwungen, den Oberbefehl in Spanien dem General Jourdan zu übertragen und begab ſich dem Adler gleich in ſchnellſten Fluge nach Paris. Seinem wunderbaren Organiſationstalent gelang es in kürzeſter Zeit, den Öſterreichern ein aus den Truppen ſeiner Verbündeten beſtehendes Heer entgegenzuſtellen, das dem feindlichen an Stärke gleich kam. Er dirigierte ſeine Streitkräfte aus allen Teilen Deutſchlands gegen die Donau, ging ſofort, ehe die langſame öſterreichiſche Armee ihren Ausmarſch beendet hatte, zum Angriff über, ſchlug die Armee des Feindes in mehreren Schlachten und zog als Sieger in Wien ein. Inzwiſchen waren die franzöſiſchen Heeresteile in Gewaltmärſchen aus Spanien auf dem Kriegsſchauplatz eingetroffen und er konnte nun den Kampf gegen ſeinen Hauptgegner, den Erzherzog Karl, aufnehmen. Wenn auch die Schlachten bei Aſpern und Eßlingen unentſchieden blieben und bei größerer Energie leicht zu des Feindes Vernichtung hätten führen können, ſo machte Napoleon das doch bald durch den großen Sieg bei Wagram wieder gut, in dem er den Erzherzog Karl beinahe vernichtete. Der Waffenſtillſtand von Znaym beendete die Hoffnung aller deutſchen Patrioten und der Wiener Friede am 9. Oktober verringerte Öſterreichs Machtſtellung in einer Weiſe, daß es aufhörte, mit Frankreich in einer Linie zu ſtehen.

Der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunſchweig-Oels, der mit ſeinen Braunſchweigern und einer in Schleſien angeworbenen Armee auf Seiten Öſterreichs geſtanden hatte, ſchlug jedoch den Waffenſtillſtand bei Znaym aus, da ihn Napoleon darin nicht als Souverän, ſondern nur als öſterreichiſchen General behandelte. Er wählte lieber den beiſpiellos kühnen Zug durch Sachſen nach der Nordſee, um ſeine Braunſchweiger nach England zu retten. — Hierbei kam er am 3. Auguſt auch nach Hannover. — Wir hatten den verwegenen Zug des welfiſchen Helden mit größter Spannung verfolgt, hatten jubelnd von der Eroberung Halberſtadts und von ſeinem Einzug in ſeine alte Reſidenz Braunſchweig gehört und uns über den Sieg gefreut, den er über den weſtfäliſchen General Reubell mit ſeiner doppelt ſo ſtarken Abteilung errang. Nun wurde alles zu ſeinem feierlichen Empfang in Hannover vorbereitet. War es doch ein Sproß des älteren Zweiges des Welfenhauſes, der zu uns kam und alle Patrioten freuten ſich darauf, in dem Helden zugleich den Welfen zu begrüßen. —

Mit welcher Spannung ſahen wir Knaben dem Einzug entgegen, an den alles die ſchönſten Hoffnungen knüpfte! Die franzöſiſchen Behörden hatten ſich bei des Herzogs Annäherung ſchleunigſt aus dem Staube gemacht, da hoffte man ſchon auf eine Änderung aller Dinge und träumte bereits von

der Befreiung aus dem französischen Joch und einer Wiederherstellung der Selbständigkeit des Landes.

Ich erinnere mich noch deutlich der Schilderung von dem bisherigen Leben des Herzogs, die uns unser Herr Vater in den Tagen gab, als zuerst von des Herzogs kühnem Marsch die Rede war und will den Herren kurz das wiederholen, was mir davon im Gedächtnis geblieben ist. Stand uns doch der Herzog als Bruder der unglücklichen Prinzessin Karoline von Wales nahe genug, um auch sonst unser Interesse zu erwecken. Ich habe den Herren bereits bei der Schilderung dieser armen unglücklichen Frau deren Familienverhältnisse mitgeteilt. Der Herzog Wilhelm, der jüngste eheliche Sohn des Herzogs Karl Wilhelm und der englischen Prinzeß Auguste, hatte wie seine Schwester Caroline mehr die väterlichen als die mütterlichen Eigenschaften geerbt. Er war ein fröhlicher, hübscher Knabe, der aber durch die verfehlte Behandlung seines übertrieben strengen Erziehers, eines Obersten v. Dittfurth, früh genug verschüchtert war und infolge dessen auch wenig lernte. Als 18jähriger Mensch erhielt er die Stellung eines preußischen Offiziers zuerst in Magdeburg, dann in Halle und später in Prenzlau. Hier war es, wo die ihm von dem Vater ererbten Eigenschaften zuerst zur Geltung kamen; seine bis dahin unterdrückte Jugendlust äußerte sich in tollen Excessen und die vom Vater

stammende Sinnlichkeit verwickelte ihn in ungezählte Verhältnisse mit Weibern, die hinter dem schönen jungen Fürstensohn her waren wie die Fliegen hinter dem Honigseim. Diesem lustigen Leben machte der erste Koalitionskrieg ein Ende, den der Herzog als Hauptmann mitmachte. Hierbei wurde er durch zwei Kugeln schwer verwundet und kam als Rekonvaleszent nach Ehrenbreitenstein in das Haus der bekannten Sophie la Roche. Auf dem Krankenbett erhielt er die schönste Pflege von zarter Mädchenhand. Die Enkelin seiner gütigen Wirtin, die reizende Bettina Brentano, wußte ihm die Leidensstunden auf dem Krankenbett zu versüßen und es entspann sich zwischen beiden ein zartes Liebesverhältnis, das Jahre lang andauerte und den Prinzen namenlos beglückte. Bekanntlich aber haben Fürstensöhne auch ihre Staatspflichten und diese bestand in dem obigen Falle darin, für die Fortpflanzung des Stammes zu sorgen. Seines Bruders, des Erbprinzen Ehe war kinderlos und er mußte dafür in die Bresche treten. Wie gerne hätte er das mit seiner Geliebten gethan! Das paßte aber nicht für die Staatsraison und mußte er dafür auf Befehl seines strengen Vaters eine Ehe mit der Prinzeß Marie von Baden eingehen. Diese Ehe war in dem ersten Jahre sehr unglücklich, so unglücklich, daß man sogar von sehr heftigen Zerwürfnissen munkelte und besserte sich erst in etwas bei der Ge-

burt eines Sohnes, des Prinzen Karl.*) Seit dieſer Zeit lebten die Eltern in einem gewiſſen Frieden miteinander, wobei die arme Prinzeß Marie aber nicht ein, ſondern beide Augen wegen der vielen Liebesverhältniſſe, die ſich der flatterhafte Ehegatte nach wie vor erlaubte, zudrücken mußte. Das iſt nun einmal ſo, Jugend hat keine Tugend, aber Prinz Wilhelm war als Ehemann ein ganz unſicherer Kantoniſt, für den man ebenfalls als Entſchuldigung anführen kann:

„Das kam noch ſo vom Vatern her,
Da konnt' er nichts dafür — —"

Und dann dieſe Prinzeß Marie! Ach du lieber Himmel! Wie uns die geſchildert wurde, muß ſie gerade ſo ausgeſehen haben, als warte ſie täglich auf den Erzengel Gabriel. — Die Arme hat im ganzen ein recht einſames Leben verbringen müſſen. Die Jahre der Ehe vergingen dem 1806 Herzog gewordenen Gatten meiſt in wildem Kriegsgebraus und ruhte er ſich in den Zwiſchenzeiten einmal aus, ſo war dies ſicherlich nicht bei der Herzogin Marie.

Der Herzog Friedrich Wilhelm war in dem unglücklichen Kriege von 1806 Blücher beigegeben und ſchlug ſich mit dieſem nach Lübeck durch, wo er nach Blüchers Anſicht durch ſeine mangel-

*) Der ſpäter durch die Revolution vertriebene Herzog Karl von Braunſchweig. Anmerkung des Herausgebers.

hafte Verteidigung des Burgthores die Kapitulation veranlaßte. Er wurde hierbei kriegsgefangen, aber auf Ehrenwort freigelassen und lebte, da sein angestammtes Land Braunschweig inzwischen ein Teil des Königreiches Westfalen geworden war, zuerst in Schweden, später in Bruchsal, wo sich auch seine schwergeprüfte Gattin einfand. Bei dem Beginn des Krieges 1809 verpfändete er sein Fürstentum Oels und warb in Böhmen ein Freikorps, wozu viele seiner alten Unterthanen stießen. Er schloß sich mit diesem kleinen für ihn begeisterten Detachement einem in Sachsen einfallenden österreichischen Korps an, nahm dann Leipzig ein und beteiligte sich auf das tapferste an den Gefechten gegen die Franzosen. Wie er durch den Waffenstillstand bei Znaym brach gelegt wurde, erzählte ich bereits. Wir aber durften ihn in den nächsten Tagen bei uns erwarten.

Und er kam. Am Morgen des 3. August zog er mit seiner tapferen, schwarzen Schaar in die Stadt ein. Dieser ganze Einzug ist ja bereits oft genug bildlich und schriftlich dargestellt, kein Bild aber und keine Darstellung kann die Empfindungen wiedergegeben, die sich mir, dem damaligen Jungen von 12 Jahren dabei aufdrängten, der ich sonst wahrhaftig in den Jahren kein großer Gefühlsmensch war. Aber die Macht des historischen Momentes war es, die mich bewegte, der An-

blick der ersten deutschen Uniform, nach all den Jahren, griff mir an das Herz. Waren es doch die ersten Krieger, die mir in diesen ernsten, durch Strapazen und Gefechten abgerissenen und ermüdeten Männern entgegentraten, die es gewagt hatten, den Minotaur Napoleon zu bekämpfen. Mir dem Knaben kam es so vor, als bezeichne ihr Anblick eine Wetterscheide in der Geschichte, als stehe in den Mienen dieser Krieger die Vergeltung für all das Ungemach geschrieben, das der Franzose unserem Vaterlande schon seit Jahren zugefügt hatte. Es war für das Auge gerade kein bestechender Anblick, den die Einziehenden boten. Nur ein Teil trug die schwarze Uniform, viele waren in Zivilrock, und andere wieder, frühere Jäger und Forstbeamte, hatten ihre grüne Jägeruniform beibehalten, alle aber trugen runde Kappen auf den Köpfen, an denen vorn ein Totenkopf und zwei gekreuzte Knochen befestigt waren. An der Spitze des Zuges ritt der Herzog selbst, ein weiter schwarzer Mantel umgab seine sehnige Gestalt und auf dem Kopfe trug auch er das Abzeichen mit dem Totengebein. Hinter ihm ritten seine schwarzen Husaren auf elenden kleinen Pferdchen, eine Abteilung von ungefähr 200 Mann, seine Leibgarde. Welche Gefühle mochten sein Herz bei dem Anblick der Straßen seiner Stammeshauptstadt bewegen, wo man ihn, den Vertreter der älteren Linie des Welfenhauses,

heimatlos gemacht hatte? Lautes Jubelgeschrei begrüßte den Helden, wir Jungens aber schrien doch am lautesten und umringten sein Pferd, so daß er nur langsam vorwärts kommen konnte. Der Herzog stieg in der Londonschenke bei Sonderegger ab und empfing dort mit größter Freundlichkeit die abgeordneten Bürgerdeputationen, die gekommen waren, ihm ihre Freude über sein Erscheinen auszusprechen.

Während dem Herzog auf diese Weise gehuldigt wurde, nahmen die Bürger die armen ermüdeten Krieger freundlich in ihren Häusern auf und labten sie mit dem Besten, was sie hatten. Und unaufhörlich ging der Zug weiter. Waren es doch nur die kräftigsten, die mit einmarschiert waren, die Maroden und leicht Blessierten kamen hinterher. Viele von ihnen waren so erschöpft, daß sie sich zum Schlaf auf den Bürgersteigen niederlegten. Die Anstrengungen der letzten Tage waren ja zu groß für die Tapferen gewesen. Dank der Hülfe der Bürger wurden sie gut verpflegt, so daß sie bald wieder ganz munter wurden und mit Stolz von den Heldenthaten ihrer letzten Wochen erzählten. Während nun die Bürger ihre Samariterpflicht erfüllten, thaten auch wir Jungens unsere Pflicht. Schleunigst wurden von uns den Einziehenden die Orte verraten, an denen sich die französischen Kassen befanden, die denn auch säuberlich von den Schwarzen eingepackt wurden. Aber nicht

das allein, wir Jungens hatten nun einmal Blut geleckt und beſchloſſen, uns an unſeren eiligſt geflohenen Bedrängern zu rächen. Ich ſelbſt beteiligte mich an einem Beſuch der Wohnung des gleichfalls geflohenen Intendanten Bellevile, wo wir alles Oberſte zu unterſt kehrten und eine heilloſe Unordnung in den Zimmern anrichteten. Dieſer Herr hatte das zwar eigentlich am allerwenigſten verdient; was dachten wir Jungens aber in dem Augenblick daran? Wir mußten unſer Mütchen an irgend etwas kühlen und da nahmen wir uns denn der Behauſung der oberſten Zivilbehörde an, während ſich eine andere Schaar mit der Wohnung des Gouverneurs Laſalcette beſchäftigte. Genommen wurde natürlich nichts, aber zerſtört und durcheinandergewühlt — viel. — Was waren uns an dem Tage die Franzoſen? Wir dachten, die kämen niemals wieder. Leider dauerte die Freude nicht lange, die Franzoſen waren bereits in überwiegender Stärke unter ihrem General Reubell im Anmarſch, und ihm mußte der Herzog mit ſeiner kleinen Schar weichen, wenn er ſein Ziel Elsfleth an der Weſer erreichen wollte.

So ſammelte ſich denn bereits um 3 Uhr das Detachement an dem Steinthor. Von hier bis dicht vor Herrenhauſen ſtanden an hundert vierſpännige von den Bauern geſtellte Leiterwagen, auf denen die Maroden, Bleſſierten, die erbeuteten

Vorräte, Kassen und Waffen verladen wurden und unter dem Gesang der Mannschaften:

Schlagt ihn tot, den Cujon — Napoleon

setzte sich der Zug in Bewegung — einer unbekannten Zukunft entgegen.

Noch am späten Abend desselben Tages fanden sich die entflohenen französischen Beamten wieder in der Stadt ein und der kurze Aufenthalt der schwarzen Schaar mit ihrem Heldenherzog an der Spitze ging an unserm Auge wie ein Traum vorüber, aus dem wir leider bald genug erwachen sollten. — Am 7. August rückte bereits ein Teil des Reubellschen Korps in der Stärke von 4 Bataillonen unter dem General Gratien ein, die wir dann drei Monate lang gewissermaßen als Strafe verpflegen mußten. Der Herzog aber war seinen Verfolgern entkommen, er langte mit seiner Schar glücklich in England an. Hier wurde er mit größtem Enthusiasmus aufgenommen und das Parlament bewilligte ihm eine Pension von 10000 Pfund Sterling. Er blieb vier Jahre dort, wo es ihm recht gut ging und er sich auf jede Weise von den überstandenen Strapazen erholte. Er wurde von seinem Schwager, dem Prinzen v. Wales, der gerade Regent geworden war, auf das freundlichste aufgenommen. Mit ihm mußte er tüchtig den Humpen schwingen, woran er scheinbar viel Gefallen fand und wurde in dessen petits plaisirs eingeweiht. Er fand auch auf Veranlassung des für alles

sorgenden Schwagers in einer hübschen Dame, der Lady Esther Stanhope, ein liebendes Herz, Florizel kannte diese Dame ja selbst sehr genau. In ihren Armen genas er nachgerade von dem Leid der überstandenen Trübsale und erholte sich in etwas von dem Kummer über sein und seines Volkes Unglück. — Ja, solche zärtlichen Frauenhände, die vermögen oft viel und eine glückliche Naturanlage hilft einem über so manches hinweg. —

Der Herzog bemühte sich anfangs, das Verhältnis zwischen seiner Schwester Caroline (der ihm eigentlich am nächsten stehenden von seinen Geschwistern) und seinem Schwager, zu einem traitableren zu machen, als er aber die Vergeblichkeit seiner Bemühungen in dieser Richtung einsah, ließ er die Karre gehen wie sie wollte und vergaß in seinem Sinnentaumel das Schicksal der armen, so schwer geprüften Caroline.

Ich will hier gleich vorweg erwähnen, daß sich der Herzog in dem Jahre 1813, sobald die Elbe frei war, nach Deutschland einschiffte und den Verbündeten seine Dienste anbot. Er fand aber sowohl bei der russischen, wie bei der preußischen Regierung kein Entgegenkommen, weil die englische Regierung verlangte, daß Braunschweig von der Zentralverwaltung der Verbündeten ausgeschlossen würde. Der Herzog kehrte deshalb unbefriedigt nach London zurück und erschien erst im Dezember

deſſelben Jahres zu der Übernahme der Regierung in Braunſchweig. Bei Napoleons Rückkehr von Elba ſtellte er in Braunſchweig ein Heer von 10 000 Mann auf, mit dem er ſich auf das tapferſte an der Schlacht bei Waterloo beteiligte. Er vereitelte den Durchbruch der Franzoſen nach Brüſſel, fand aber ſelbſt hierbei und zwar bei Quatrebras den Heldentod. —

Doch meine Herren, ich bin mit der Zeit voran geeilt und will ihnen das nächſte Mal erſt noch von den Zwiſchenjahren erzählen, in denen uns armen Hannoveranern noch ſo viel Schmerz und Leid beſchieden war.

Für heute aber Schluß und auf das nächſte Mal."

Die Erzählung des achten Abends.

„Die Herren wissen wohl alle, daß Napoleon bereits während der Friedensverhandlungen in Tilsit den Gedanken an die Gründung eines neuen Königreiches, des Königreichs Westfalen, faßte. Er bestimmte als König hierfür seinen jüngsten, damals erst 22jährigen Bruder Jerome, den liderlichsten von der ganzen liderlichen Gesellschaft der Bonapartes. Dieser hielt sich damals nach einer sehr unrühmlichen Beteiligung an dem Kriege in Breslau auf und amüsierte sich dort zur Erholung von den Strapazen des Feldzuges auf seine Weise mit den Künstlerinnen vom Theater und anderen Frauenzimmern dieser Sorte ganz leidlich. Hier erhielt er den Brief seines großen Bruders, der ihm die Ernennung zum König von Westfalen brachte. Der kleine Hironymus soll bei der Nachricht ganz außer sich vor Freude gewesen sein. Und das ist wohl erklärlich, denn vom Kaufmannslehrling, wozu er eigentlich bestimmt war, zu einem Könige, das ist, die Herren werden mir recht geben, doch immerhin

ſchon was. Es giebt zwar für einen König auch Pflichten, aber was dachte Hironymus daran? Für ihn ſchien die ganze Zukunft ja nur in roſiges Licht getaucht zu ſein, er ſah darin nur ein Paradies voll ſchöner Frauen und reizender Amüſements. „Donnerwetter ein König", dachte er, und „ein Königreich, das ſoll einmal eine Fundgrube für mich werden; ungezähltes Geld und unbeſchränkte Macht, damit läßt ſich ſchon was thun."

Den Tauſch ließ er ſich ſchon gefallen. Was verſchlug es ihm, daß er auf Befehl des großen Bruders, ſeine ihm kirchlich angetraute Gemahlin, die liebliche Marie Patterſon in Baltimore hatte ſitzen laſſen müſſen, die ſogar guter Hoffnung von ihm war? In den Armen gefälliger Schönen würde er bald genug die Vorwürfe vergeſſen, die er ſich doch bald hier bald da einmal über ſeine Schlechtigkeit machen mußte.

Er reiſte voll ſchönſter Hoffnungen nach ſeiner neuen Haupt- und Reſidenzſtadt Caſſel ab. — Das neue Königreich beſtand aus den verſchiedenſten Landesteilen, von denen Preußen und Heſſen die Löwenanteile hatten hergeben müſſen, außerdem aus dem Herzogtum Braunſchweig und der Grafſchaft Osnabrück, alles zuſammen an 700 000 Quadratmorgen mit etwa zwei Millionen Seelen. Die Landeseinnahme betrug ca. 19 Millionen Franks. —

Das war das Reich, das König Jerome

Napoleon bei seinem Einzug am 10. Dezember 1807 vorfand und beinahe 7 Jahre als einen Spielball seiner Launen behandelte. — Er war bereits am 7. Dezember mit seiner Gemahlin, der Königin Katharine, Prinzeß von Württemberg, die er auf Napoleons Befehl hatte heiraten müssen, auf Schloß Napoleons-(Wilhelms-)höh eingetroffen, ließ die Königin aber daselbst zurück, da das Casseler Schloß noch nicht ganz zu ihrer Aufnahme bereit war. —

Wenn er es auch vielleicht zu Anfang mit seinen Regentenpflichten ein klein wenig ernst nahm, so gab er das doch schnell genug auf, als er zu der Überzeugung kam, daß er nichts weniger als ein absoluter König, sondern nur ein Herrscher von Napoleons Gnaden, ein Vasall Frankreichs sei, der alles thun mußte, was ihm sein großer Bruder befahl. Von dieser Zeit an begann für ihn ein Leben in Saus und Braus. Wie einst der Regent von Frankreich, Philipp von Orleans, wie der roi bien aimé Ludwig XV. wollte auch er keine Stunde ungenossen vorübergehen lassen, die nicht der Freude und dem Vergnügen geweiht war. Das Leben in Cassel wurde in den Jahren so liderlich, daß davon sprüchwörtlich als „cour d'amour" gesprochen wurde und Jerome war, so lange seine Kräfte ausreichten, auch wie geschaffen zum Präsidenten eines solchen Liebeshofes. — Ich habe

den kleinen Kerl mit ſeiner gelblichen Geſichtsfarbe, ſeinen ſchwarzen Haaren und den vorſtehenden Backenknochen, wie die Herren noch hören werden, mehrmals geſehen, konnte aber an ihm vielleicht mit Ausnahme der dunkelen Augen nichts Verlockendes finden, aber auch gar nichts. Die Frauen ſchienen darüber jedoch anderer Anſicht zu ſein, denn ſie waren hinter ihm her, wie der Teufel hinter einer Judenſeele. Selbſt ſeine ihm angetrauten Frauen wollten trotz der ihnen erwieſenen ſchlechten Behandlung und der hunderte von Ehebrüchen nicht von ihm laſſen. Der armen Mary Patterſon Ausſpruch wird Ihnen bekannt ſein, ſie ſagte: „Sie wollte lieber eine Stunde Frau Jerome Bonaparte, als ein ganzes Leben hindurch die Frau eines anderen ſein.“ —

Auch ſeine zweite Frau Katharine von Württemberg, die ihm anfangs nur mit Widerſtreben und durch ihren Vater gezwungen die Hand gereicht hatte, war ſchon nach kurzer Zeit, ja bereits nach achttägigen Flitterwochen, total umgewandelt. Als es ſpäter mit Jeromes Königtum zu Ende ging, und ihr Vater ſie zu einer Scheidung veranlaſſen wollte, blieb ſie Jerome treu und ſagte: „Lieber der Tod, als ohne meinen Mann“. Und auch ſeine dritte Frau, die von Napoleon III. zur Marquiſe erhobene Edita Bartolini war ihm ganz ergeben und opferte

für den arg verschuldeten Exkönig den größten Teil ihres bedeutenden Vermögens. Daß die Legion vornehmer und niederer Frauenzimmer, die er in Cassel mit seiner Gunst beglückte, wie wahnsinnig hinter ihm her war, läßt sich doch nicht allein auf seine splendide königliche Hand schieben, sondern der Kerl muß irgend etwas Geheimnisvolles, Anziehendes an sich gehabt haben, der Kuckuck mag zwar wissen, wo das bei ihm saß? — „Ich höre da hinten bei den jungen Herren wieder so etwas flüstern und glaube auch Sie, lieber Krüger, sprachen da soeben was von frivol. Was soll ich aber machen? Es ist ja das reine Fatum, daß ich Ihnen gerade immer Zeiten und Zeitverhältnisse schildern muß, deren Hauptakteure diese Benennung verdienen. Wenn ich Ihnen nicht ein verzerrtes Zeit- und Lebensbild liefern soll, muß ich Ihnen doch diese Leute so schildern, wie sie eben waren und darf nicht wie eine zimperliche alte Jungfer über das Pikante hinweggehen. Die Herren sind doch keine alten Jungfern, die meist ekklich und ärgerlich werden, wenn einmal ein hübsches junges Mädchen einen Kuß kriegt; blos weil sie selbst keinen kriegen. Neid, alles blasser Neid. Das werde ich aber doch nicht auf Sie anwenden dürfen. — Aber hören Sie weiter: Ich will mich ja auch möglichst menagieren, obgleich die damaligen Casseler Verhältnisse wahrlich nicht dazu angethan waren.

Ja der König Jerome war auch wirklich gar zu vielen Verführungen ausgesetzt, da lockten und lockten so viele schöne Augen, die alle Gewährung von ihm verlangten. Die Herren wissen ja: Einst verlockte die Eva, die sogenannte Mutter des Menschengeschlechtes (lacht da etwa irgend Jemand?) ihren Adam mit dem Paradiesapfel, jetzt aber verlocken uns Evas Epigoninnen mit dem Augapfel und so manchen anderen Äpfeln." — Was sollte Jerome dagegen thun? Sie schmachten lassen? Das wollte sein Königliches Herz doch auch nicht. Da that er denn, was er konnte, sich wenigstens die Liebe seiner Unterthaninnen zu erwerben, wenn er die seiner Unterthanen nicht besitzen konnte. Angenehmer mochte ersteres für ihn sein, anzuerkennender aber wäre doch eigentlich das Andere gewesen. Hab' ich nicht recht? Na siehst Du wohl. — Aber ich muß von neuem betonen, er allein konnte nicht dafür und trug namentlich nicht allein die Schuld. Zu sagen hatte er als König nichts und was die Weiber anbetrifft, so war bei denen wahrhaftig beinah das Angebot größer als die Nachfrage, was bei diesem Oberliderjan doch schon etwas heißen will. Es muß das damals eine ganz gefährliche Wirtschaft am Cassseler Hofe gewesen sein und das tollste war, daß die Herren Ehegatten scheinbar gar nichts dagegen hatten, wenn dieser kleine König mit ihren Frauen schön that. Sie bekamen ja Orden

und Ehrenämter aus [illegible] zu [illegible] gehren. —

Was von [illegible] über drang, war [illegible] gab es aber auch [illegible] rung des Landes, aus [illegible] herrschenden [illegible]

Die neue [illegible] Westfalen [illegible] doch auch manchen [illegible] Land zu [illegible] sich mit der [illegible] frisches regen [illegible] mächtigt haben. [illegible] sollte abgeschafft und [illegible] verfahren eingeführt [illegible] der besseren [illegible] manche [illegible] Namentlich war [illegible] blühe und die [illegible] schen Herrschaft ganz [illegible] Namentlich [illegible] Kaufleute, deren [illegible] schäftslosigkeit vollständig darnieder lag. Man sind aus jener Zeit oft Äußerungen unserer Kaufleute zu Ohren gekommen, wonach sie bedauerten, daß der Kaiser Napoleon nicht auch unser Land dem neuen Königreich einverleibt habe. — Die Begriffe der Bürger waren ja durch die lange Herrschaft der

Franzoſen mit der Zeit ſo verwirrt geworden, daß ſie kaum noch ein Gefühl für die Schmach empfanden, wonach in Caſſel alles Deutſchtum unterdrückt wurde und das Land der niederſächſiſchen Stammesbrüder nach den von dort kommenden Gerüchten mehr und mehr zu einem franzöſiſchen Vaſallenſtaate herabſinke. War es doch bei uns ganz ebenſo, nur daß uns der Glanz eines Königshofes fehlte und unſere Reſidenzſtadt eine gewöhnliche Landſtadt geworden war.

Da, — es war der 5. Februar 1810 und auch dieſes Tages erinnere ich mich noch ganz genau, kam mein Herr Vater in größter Aufregung nach Haus und teilte uns mit, daß er ſoeben ein Schreiben ſeines Univerſitätsfreundes, des Grafen Mervelbt, mit der erſtaunlichen Nachricht erhalten habe, daß ein Teil unſeres Kurfürſtentums inkluſive der Stadt Hannover dem Königreich Weſtfalen einverleibt werden ſolle. Ich erinnere mich noch der Geſpräche, die über dieſen unerwarteten Hoheitswechſel zwiſchen meinen Eltern geführt wurden, und wie beide ſeine Pros und Contras beſprachen. Wenn ſie ſich auch nicht im Unklaren waren, daß dadurch ein größerer Luxus in der Stadt eingeführt werde, ſo machte es mir doch den Eindruck, als wenn meine Eltern die ganze Sache als eine Günſtiges verheißende Neuerung auffaßten und ſie ſich namentlich aus der Verwandtſchaft des Königs

Jeromes mit dem allmächtigen Kaiser Napoleon viel Gutes für das Land versprachen. Namentlich hofften sie, daß dem Lande dadurch die nachgerade unerträgliche Steuerlast vermindert werden und der Abglanz der Krone den Handel und die Industrie des Landes heben würde.

Wie bald sollten sie in dieser Hoffnung getäuscht werden! Wenige Tage darauf wurde die Nachricht bestätigt, indem der Abt Salfeld den Befehl erhielt, die Königliche Familie in Cassel in das Kirchengebet aufzunehmen. Hierdurch wurde uns klar, daß unserem Lande abermals ein Herrscherwechsel bevorstehe. Wenn auch erst am 27. Februar die Kaiserliche Genehmigung eintraf und erst am 1. März die feierliche Übergabe stattfand, so hatte sich doch bereits der Kabinetsrat Patje als Mitglied der Executivkommission voreilig nach Cassel zur Huldigung begeben, wobei er allerdings von den Ministern sehr ungnädig empfangen und darüber aufgeklärt wurde, daß seine Huldigung vor der offiziellen Benachrichtigung nicht opportun erscheine. Diese erfolgte indessen bald und am 10. März begab sich die Kommission, bestehend aus den früheren Landräten v. Meding, v. Münchhausen und Patje abermals nach Cassel, wo sie in westfälischer Hofuniform mit dem Galanteriedegen an der Seite den Huldigungseid leistete. — Jetzt erst wurde uns das Nähere über den aber-

maligen Besitzwechsel bekannt. Hannover wurde abermals zerstückelt, denn die nördlichen Landesteile verblieben als 32. Militärdivision in französischem Besitz, während Hannover mit der Grafschaft Calenberg (Nienburg bildete die Grenze nach Norden hin) Göttingen, Grubenhagen, Hohenstein, der Harzgegend und Osnabrück an Westfalen übergingen.

Der Wechsel unseres Herrscherhauses wurde von den Bürgern Hannovers nicht ungünstig aufgenommen, ob es ein Zufall war, oder ob der große Organisator in Paris die Zusammenlegung der altniedersächsischen Landesteile Westfalen, Hessen und Hannover vorbedacht hatte? Wer vermag das bei einem Napoleon zu sagen? Jedenfalls wirkte die Verbindung der alten Stammesgemeinschaft verführerisch auf die Gesamtheit ein und besonders unsere Jugend jubelte, daß durch die neuen westfälischen Gesetze mit vielen althergebrachten Gebräuchen aufgeräumt und das Volk mit den bisher so sehr bevorzugten Ständen gleichgestellt wurde. Man freute sich, daß dadurch dem Talent neue Bahnen eröffnet wurden und man endlich nach den Wirren und dem ewigen Wechsel der letzten Jahre ein auf fester Constitution beruhendes Vaterland erhielte. — Wie bald sollten wir dahinter kommen, daß das alles nur leeres Phrasengeklingel des großen Komödianten in Paris war und daß die neue Regierung nur eine Tyrannei in

veränderter Form sei. — Im Ganzen war und blieb Westfalen doch nur ein Vasallenstaat Frankreichs und war nur dem Namen nach ein Königreich.

Na da hatten wir ihn denn nun als König, diesen „Morgen wieder Lustigmann", wie er bereits damals in Cassel wegen seiner steten Vergnügungssucht genannt wurde. Die neue Regierung säumte nicht, sofort eine Menge von Neuerungen einzuführen. Unser Land wurde gleich den westfälischen Landesteilen in Departements eingeteilt und Hannover die Hauptstadt des neuen Leinedepartements, zu dessen Präfekten der Freiherr von Schele ernannt wurde. Der Bürgermeister Iffland erhielt den Titel eines Maire und der Magistrat wurde von nun an Munizipalrat genannt. Das bisherige Gerichtsverfahren wurde durch den sogenannten Code Napoleon verdrängt und eine Menge sich überstürzender Dekrete schuf neue Titel, neue Ordnung und eine neue Verwaltung. — Ich will gar nicht sagen, daß diese neuen Verordnungen und Gesetze etwa nichts taugten, der Code Napoleon wurde von den Preußen sogar als ein Meisterwerk betrachtet und auch sonst beseitigten die neuen Einrichtungen manchen alten, von den Vätern überkommenen Zopf, aber es war doch des Neuen zu viel auf einmal und man mußte eben unsere alten Beamten kennen. Die Fülle der ihnen oktroierten, sich täglich erneuernden Befehle

konſternierte dieſe meiſtens im Alter ſchon vorgerückten Herren, das ging ihnen über ihren Horizont. So kam es denn, daß viele, deren Mittel es allenfalls erlaubten, ihren Abſchied nahmen, manche aber auch, die ſich gar nicht hineinfinden konnten, den Abſchied erhielten. —

Nie aber wurde ſolch eine Vakanz durch einen Einheimiſchen erſetzt, ſondern ſtets ein Fremder (meiſt ein Franzoſe) von der in Unmenge herbeigeſtrömten, faſt immer aus reiner Beuteſucht zugereiſten Schar dazu genommen. — Dabei erfolgten immer neue Zahlungen, neue Steuern wurden ausgeſchrieben, viele Induſtrielle und Gewerbetreibende gingen zu Grunde und fremde Abenteurer nahmen deren Stelle ein. Die Quellen des Landes verſiegten mehr und mehr, wer irgend konnte, wanderte aus und auch die meiſten Adelsfamilien verließen die Stadt, um ſich auf ihre Güter zu begeben, wenn ſie es nicht vorzogen, Caſſel, dieſes luſtige glänzende Babel, aufzuſuchen, um ſich dort eine Stelle bei Hofe oder in der Verwaltung zu erwerben. — Wie es der große Napoleon in Paris mit den Familien des alten legitimiſtiſchen Adels trieb, die er mit Vorliebe in ſeine Nähe zog, ſo wurden auch von ſeinem kleinen Bruder gern Männer mit hochklingenden Namen angeſtellt und ſchien es dem Parvenu beſonderen Spaß zu machen, ſich von Kammerherrn mit alten Adelsnamen bedienen zu laſſen, noch größeren aber, deren Frauen, wenn ſie nämlich ſchön und für den gourmé in

dieſer Beziehung beſonders verlockend waren, die Kur zu machen.

Und es gab deren leider auch von unſeren Familien mehr wie eine, die ſich von dem Wollüſtling auf dem Throne ihre ſchönſte Feder ausziehen ließ, wofür denn der Herr Ehegemahl Orden und Ehrenzeichen eintauſchte. Ich will Ihnen, meine Herren, weiter keine Namen nennen, die Söhne und Enkel jener Weiber mögen jetzt vielleicht keine Ahnung von ihrer königlichen Abſtammung haben; ſollte Ihnen aber einmal in ſolcher echt germaniſchen blonden Familie ein dunkler Krauskopf mit ſchwarzen ſtechenden Augen begegnen, ſo können ſie dreiſt annehmen, daß das ein Kuckucksei Seiner Majeſtät des Königs Jerome iſt. Nirgends war das Wort von dem verbotenen Suchen nach der paternité mehr angebracht als zu jener Tollhauszeit in Caſſel.

Aber meine Herren, es gab doch Gott ſei Dank auch Ausnahmen und von ſolch einer Ausnahme will ich Ihnen erzählen. Der Fall wird Ihnen zugleich ein Bild davon geben, wie es der König Luſtik verſtand, ſchöne Vögelchen in ſein Garn zu locken. Hören Sie zu und denken Sie nicht wieder an etwas Unmoraliſches, die Geſchichte verläuft im Gegenteil ſehr moraliſch und viele, viele hätten ſich daran ein Beiſpiel nehmen können.

Hätte ſich der Herr Jerome wenigſtens mit dem Kranz ſeiner Actricen, Balletteuſen und ſon-

stigem Gelichter, wie den Mademoiſellen Adele Louis, Larancourt, Romain, Courtou Felicitas Blangini und wie das Volk alles hieß, begnügt, ſolchen kleinen Harem hatten ſich ja die franzöſiſchen und auch manche anderen Könige wohl auch gehalten, aber i behüte, da mußte er wie ein Habicht in die Neſter ſeiner Hof- und anderen Beamten einbrechen. Dieſer Sinn für weibliche Reize wurde von den Damen, die Zutritt bei Hofe hatten, ſchnell genug erkannt und viele, recht viele bemühten ſich, den König zu ihrem Sklaven zu machen, um auf dieſe Weiſe für kürzere oder längere Zeit Einfluß auf die Staatsverwaltung, beſonders aber auf des Königs Privatſchatulle und auf die Ordenskommiſſion zu erlangen. Man kann beinahe ſagen, daß ein Drittel der Ordensdekorationen, die damals von den Herren in Caſſel getragen wurden, durch Fürſprache der Weiber verliehen waren. — Gefiel dem Könige bei ſeinen Spazierfahrten irgend ein hübſches Geſicht, ſei es ein Mädchen, oder eine Frau, das war ihm ganz egal, dann wurde von ihm an einem der nächſten Tage folgender Angriffsplan erſonnen, der auch leider nur ſehr ſelten fehl ſchlug. Zuerſt mußte irgend ein Kammerherr, oder ſonſt einer der Hofſchranzen das Terrain rekognoszieren und die Feſtung auskundſchaften. Dann erſchien der Monſieur Jerome Nachmittags in einem königlichen Wagen vor der Wohnung ſeiner Adorée und forderte

sie zu einer Spazierfahrt auf. Eine abschlägliche Antwort wurde ihm selten zu teil. Man fuhr nach Napoleonshöh oder Katharinenthal hinaus und war dort hübsch mit einander allein. War die betreffende Frau nun sehr anziehend, so daß sie das Königliche Herz längere Zeit zu fesseln im Stande war, so stand an einem der nächsten Tage im Moniteur zu lesen: „Der Herr H. oder der Herr von So wie So, erster Kammerherr Seiner Majestät des Königs, ist gestern Abend in besonderen Geschäften mit Courierpferden nach Braunschweig abgereist, seine Rückkehr wird erst dann und dann erwartet. Da hatte der verehrte Landesvater denn freie Bahn und nutzte das in seiner Weise mit seinem Schäflein aus.

War die betreffende Schöne aber noch ohne Mann, so wurde sie eben für längere oder kürzere, meistens aber für kürzere Zeit, die Geliebte des Königs und später dann an einen der Hofbeamten verheiratet. Heiraten ist ja immer eine gewagte Sache, für die Herren des Hofes damaliger Zeit war es aber geradezu ein Heroismus.

Na ja, sie wurde denn solchen Mannes Frau und was bald nachher kam, das können sich die Herren wohl denken, manchmal ein bischen früh. — So etwas passiert ja aber bekanntlich immer nur das erste Mal. Da ist nichts Auffälliges dabei, man wußte aber doch, wie der Hase lief. — Sie fragen, ob man das der Betreffenden übel nahm? — Ja

und nein, wie man es nehmen will. Die Ehrbaren verachteten ſie, die Hofkamarilla aber machte ſich nichts daraus und tröſtete ſich mit der Hagar des alten Teſtamentes, die ja auch nicht deshalb verachtet wurde. — Aber die Herren wiſſen ja, dieſe Geſchichten aus dem alten Teſtament und von den ollen Juden! — Was gehen denn die uns an? Die ſollten uns doch eigentlich gar nichts angehen. — Nachher im Leben ſind ſie uns oft antipathiſch genug und als Knaben müſſen wir ihre Ausſprüche auswendig lernen. — Iſt das wohl richtig? Ich glaube es eigentlich bezweiflen zu müſſen. Iſt es ein Wunder, wenn da die Moſaiker übermütig werden? Wir erziehen ſie ja geradezu dazu!

Doch zurück zu unſerm Jerome. — Meiſtens glückten dieſem Windbeutel denn auch ſeine Attentate auf die weibliche Unſchuld, manchmal aber auch nicht, und von ſolch einem Falle, der gerade eine Dame aus unſerem Lande betrifft, will ich Ihnen erzählen. — Da lebte bei uns in der Gegend von Hameln ein jung verheirateter Gutsbeſitzer, ich will ihn von R. nennen und ſeinen wirklichen Namen verſchweigen, obgleich der Herr ihm nur Ehre machte. Es möchte aber den Verwandten doch nicht recht ſein, ihn bei dieſer Gelegenheit genannt zu ſehen. Dieſer Herr beſaß eine wahrhaft wunderliebliche edele Frau, eine Frl. v. R.*)

*) Der Name dieſer alten ausgeſtorbenen Familie wurde in den nächſten Jahren wieder reſtituiert und von dem Könige

aus Hessen, die letzte ihres Stammes und Erbtochter der in der Gegend bei Marburg liegenden Familiengüter. In dem Jahre 1809 war das Ehepaar mit seinen beiden Knaben zur Übernahme der Güter dahin übergesiedelt.

Da erhielt der Herr v. R. eines Tages durch das Oberhofmarschallamt in Cassel die ihn auf das höchste überraschende Nachricht, daß Seine Majestät der König geruht habe, ihn zu höchst seinem Kammerherrn zu ernennen. Gleichzeitig empfing er eine Karte, mit der Einladung für ihn und seine Gemahlin zu dem am 8. stattfindenden Hofballe in Napoleonshöh.

Der Baron, der schon hinreichend viel von der Hofwirtschaft gehört hatte, beschloß anfänglich, diese Einladung abzulehnen, entschloß sich schließlich aber doch, ihr zu folgen, da ihm von seinem Nachbarn Opportunitäts wegen dazu geraten wurde. — So besuchte denn das Ehepaar den Hofball, wozu die Baronin eine besonders einfache Toilette gewählt

---

Jerome irgend so einem hergelaufenen Franzosen verliehen, sagen wir einmal einem Herrn Meunier, der sich von nun an Meunier v. N . . . . nannte. Schließlich verlor sich der Name Meunier und die Nachkommen nennen sich jetzt einfach von N. Ich glaube die Ahnen der alten N.'s würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie das wüßten. Es war das aber damals nicht der einzige Fall dieser Art und der monsieur le Camus, der den Namen Graf von Fürstenstein erhielt, mit dem war es dieselbe Geschichte. Anmerkung des Herausgebers.

hatte, um unter dieſer Sorte von Weibern nicht aufzufallen. Gerade aber durch dieſe edle Einfachheit fiel ſie deſto mehr auf und ihre friſche Jugendſchönheit wurde dadurch noch mehr gehoben.

Kaum hatte der Hof den Saal betreten und Jerome ſeine „reine Catharine“ zu ihrem haut pas geführt, da fiel ihm auch ſofort die Erſcheinung der ſchönen Frau Baronin auf, er eilte zu ihr und ließ ſie ſich durch den Kammerherrn de Meyronnet vorſtellen. Er verließ ſie, von ihrer Lieblichkeit wie berauſcht, nicht mehr und forderte ſie, als auf den Wink des Hofmarſchalls die Tanzmuſik begann, zu einem Walzer auf.

Er konnte gar kein Ende mit tanzen finden und ſeine ſchwarzen Windbeutelaugen funkelten vor Wonne bei dem Anblick ihrer ſittſam verhüllten und doch zu erratenden Reize. Nach dem Tanze führte er die Dame nach einer Ecke des Saales zu einer Gruppe von Fauteuils, bat ſie, ſich zu ſetzen und nahm dann neben ihr Platz. Die Umſitzenden verließen nach der Hofetiquette eiligſt ihren Platz, ſo daß der König ſich ungeſtört mit ſeiner Dame unterhalten konnte. — Mit ſeiner gewohnten ungeſtümen Siegesmanier hielt er ſich nicht lange bei der Vorrede auf, ſondern ergriff die Hand der ſchönen Frau und machte ihr wahrſcheinlich in den unverſchämteſten Ausdrücken einen Liebesantrag. Da geſchah etwas ganz Ungewohntes, das ihn auf das äußerſte frappierte.

Die Dame erhob sich plötzlich, verneigte sich tief vor dem Könige, ging hocherhobenen Hauptes mitten durch den Saal auf ihren dort stehenden Mann zu, der schon längst mit eifersüchtigen Blicken dem Benehmen des Königs gefolgt war und bat ihn, sofort mit ihr den Saal zu verlassen. Der Baron willigte gleich ein und beide gingen, ohne sich weiter an die erstaunten Blicke der Umstehenden zu kehren und die Ungnade des Königs unberücksichtigt lassend, zu der Tür hinaus. Die Baronin teilte dem Gatten bereits in der Garderobe mit, daß sie nie wieder ein Hoffest besuchen werde, da ihr der König in ganz unqualifizierbarer Weise und in Ausdrücken, die sie tief verletzt hätten, eine Liebeserklärung gemacht habe. Sie verließen denn auch noch an demselben Abend Cassel und kehrten nach ihrem Gute zurück.

Am nächsten Tage erschien der Kammerherr v. Meyronnet in M...., dem Gute des Barons, um sich im Auftrage des Königs nach dem Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen; diese habe so plötzlich den Ball verlassen, daß der König ihr Benehmen nur mit einer Unpäßlichkeit entschuldigen könne. Der Baron, den Grund dieser Teilnahme erkennend, erwiderte, daß sich seine Frau allerdings sehr angegriffen fühle und aus diesem Grunde nicht nach Cassel zurückkehren werde. Mit diesem Bescheide entfernte sich der Kammerherr. Tags darauf kam jedoch ein Schreiben des

Ministers Le Camus an, das den Baron nach Cassel berief. Bei seinem Eintreffen daselbst erhielt er den Befehl, sofort persönlich ein Königliches, für den Präfekten bestimmtes Handschreiben nach Braunschweig zu bringen. Der Baron war zwar sehr erstaunt über diese unerwartete Mission, beruhigte sich aber, als er von den anderen Kammerherren vernahm, daß eine solche Sendung nichts ungewohntes sei. Er benachrichtigte brieflich seine Frau von seiner Reise und fügte hinzu, daß er voraussichtlich am Abend des vierten Tages zurückkehren werde. —

Die wenigen Tage vergingen und die Baronin erwartete am Abend des vierten Tages sehnsüchtig die Rückkehr ihres Gemahls. Sie hatte soeben ein Bad genommen und erwartete nun in halbschläfriger Müdigkeit, auf dem Kanapee ihres Zimmerchens liegend, die Ankunft des Wagens, der ihr den Geliebten zurückbringen sollte. — Da — vernahm sie Räderrollen. Sie lauschte, stürzte, als sie das Halten des Wagens vor dem Portal vernahm, aus dem Zimmer auf den halbdunklen Hausflur hinaus und warf sich in die Arme eines langsam die Treppen hinaufsteigenden Mannes. Da — ein jäher Aufschrei — sie warf sich plötzlich zurück, entwand sich den sie umschlingenden Armen und rief erblassend: „Der König.“ —

„Silence, ma petite“, flüsterte der nach ihrer Hand fassende Jerome: „Kein Aufsehen — ich wollte

mich nur persönlich von ihrem Befinden überzeugen." — Darauf reichte er der halb Ohnmächtigen den Arm und geleitete sie in das nächste Zimmer. Der Schrecken der Baronin war grenzenlos, sie sank fast zu Boden und war nicht im Stande, ein Wort zu sprechen.

Der König aber befand sich in einer wahren Extase von Wonne, seine Augen verschlangen die schöne Frau, wie sie da in ihrem lang nachschleppenden weißen Morgengewande halb ohnmächtig in den Kissen lehnte. Ihr von dem Bade noch feuchtes Haar hing in breiten, wie Gold glänzenden Flechten über ihre Schulter herab und überall kräuselten sich kleine blonde Löckchen darunter hervor. Jeromes Phantasie malte sich aus, wie die Wassertropfen von ihren schneeigen Gliedern herabtropften, er sah sie in ihrer ganzen holden Schönheit und diese Gedanken machten ihn halbtoll. — Noch immer konnte die Baronin in ihrem Schrecken kein Wort der Erwiderung finden. Da wagte es der König, ihre kleinen Hände zu ergreifen und zu flüstern: „Madame, ich wußte, daß Sie eine Trennung von Ihrem Gemahl nicht ertragen konnten. Derselbe ist bereits nach Cassel zurückgekehrt, ich bin gekommen, um Sie zu ihm abzuholen und uns so die Freude zu bereiten, Sie wieder bei uns zu sehen. Mein Kutscher hat mich in der Irre herumgefahren. Es ist für die Abreise nach Cassel bereits zu spät, weisen Sie

mir bitte für die Nacht ein Plätzchen in dem Schlosse an. Dabei versuchte er, sie stürmisch an sich zu ziehen.

Jetzt erst wurde sich die Baronin ganz der Gefahr ihrer Lage bewußt, sie fühlte, daß sie, wenn sie das Bewußtsein verlöre, über einem Abgrund schwebe. Die Liebe zu ihrem Gatten gab ihr die Kraft zum Widerstand, mit einem Nu stand sie auf ihren Füßen, verneigte sich tief, sagte, daß sie nur die Anordnungen für die Unterbringung Seiner Majestät für die Nacht treffen wolle und eilte, ehe noch der gänzlich Überraschte zu sich kommen konnte, eiligst zu dem Zimmer hinaus, dessen Thür sie hinter sich verschloß und den Schlüssel abzog.

Sie lief, ohne das Rütteln an der Thür des Königlichen Gefängnisses zu beachten, zu ihren Kindern, ließ sie schnell mit Hülfe der Kinderfrau in ihre Kleider stecken, befahl eiligst einen Wagen und fuhr in den Kleidern, in denen sie gerade war, nach Marburg zu einem alten Freunde ihres verstorbenen Vaters, mit dessen Hülfe es ihr Tags darauf gelang, hierher nach Hannover zurückzureisen.

Monsieur Jerome aber wurde erst durch die alte Kinderfrau nach einem mehrstündigen Aufenthalt aus seinem Gefängnis befreit. Wutschnaubend kehrte er nach seinem Cassel zurück. Solch eine Nase war dem lüsternen Vogel ja in seiner ganzen Praxis noch nicht gedreht worden. — Die Her-

ren können sich vorstellen, daß der Empfang des nach Cassel zurückgekehrten Barons kein angenehmer war. Er wurde sofort seines ihm aufgedrungenen Kammerherrnpostens entsetzt und mit seiner edlen Frau aus dem Lande verwiesen; ja, man scheute sich sogar nicht, seine bei Marburg gelegenen Güter einzuziehen. *Das war die Rache eines Königs.*

Was lag dem edlen Paare an diesem Verluste? „Mag der König mir zürnen und mir meine Güter nehmen," sagte der Baron zu seiner geliebten Frau, „ich werde mir niemals, wie so manche andere, seine Gunst durch eine Niederträchtigkeit erkaufen. Wir verlassen dieses Land, in dem der Geist der Sittenlosigkeit den König und seinen Thron umgiebt." Sie gingen zu Verwandten nach Schweden und kehrten erst 1813 nach Hannover zurück.

Leider aber dachten nur wenige so und die vornehmsten Herren, *Prinzen* und *Grafen* vom ältesten Adel, wie die Löwensteins, Truchseß, Bocholtz, von einzelnen unserer Familien zu schweigen, waren so niedrig und gemein, ihre Ehre und die ihrer Frauen für Geld, Orden und sonstige Gnadenbeweise an diesen Kaufmannslehrling auf dem Throne zu verkaufen. Was war das doch damals für eine Bande! — Alle gesellschaftlichen Beziehungen wurden durch diese Königliche Sittenlosigkeit gelöst, ja selbst die Familienbande zerrissen. — Unvergeßlich bleiben mir immer die

Worte eines jungen Grafen Bocholtz, des Sohnes jenes Paares, das sich bis zuletzt Jeromes Gunst befleißigte. Er sagte, als er später in die Armee der Alliierten eintrat: „Mein Vater ist ein treuloser Verräter seines Vaterlandes, ein Franzose und — meine Mutter? — Laßt mich von ihr schweigen. Ich aber will an diesem verworfenen Geschmeiß der Franzosen mit deutschem Mut und durch mein deutsches Schwert meiner Eltern Schande rächen." — Leider war dieser edle Jüngling eine weiße Taube unter den Unterthanen des Königs Jerome und die Sittenlosigkeit des Landes wurde mit der Zeit riesengroß. —

Und sehen die Herren, solchem Königreiche waren wir durch einen Federstrich dieses maledeiten Korsen einverleibt. — Damit aber Schluß für heute, meine Herrschaften und das nächste Mal mehr von den Zuständen der nächsten Jahre.

Die Erzählung des neunten Abends.

„Ja, da hatten wir ihn denn also unseren verehrten „Morgen wieder Lustik König," diesen roi sans conséquence, wie ihn die Franzosen nannten, aber — lustig? Nein, lustig waren wir nicht darüber. Dieser Mann mochte zu allem möglichen taugen, aber zu einem Könige da taugte er wahrhaftig nicht. König —, die höchste Autorität im Staate, es war ja lächerlich. Dazu gehörten doch wenigstens einige Dehors — aber selbst die hatte er nicht, wie Sie noch sehen werden. Lieber Himmel was war das für ein Mann! Wenn ich den und seinen ganzen Anhang mit unserem edlen Hohenzollernstamm vergleiche, den wir jetzt das Glück haben als unseren Herrscher zu besitzen! Und dieser Jerome wollte nun außerdem gar noch von Gottes Gnaden sein und nannte sich „par la grâce de Dieu Roi de Westphalie" Die Welt kam uns beinahe wie ein Marionettentheater, wir uns aber wie ausgetauscht vor. Ich kann mir kaum noch vorstellen, daß ich diese Zeit des Carneval francais einst mit zu erleben gezwungen war. —

Es hieß damals: „Nur um Gottes willen nicht verzagen, ſondern Courage und Vertrauen auf ſich ſelbſt behalten, dann geht's.“ Wie oft hat mein Herr Vater dieſen Grundſatz in dem Kreiſe unſerer Verwandten und Bekannten ausgeſprochen und er diente uns allen als Stab und als Stütze, bis denn Gott endlich ein Einſehen hatte und dieſem ganzen Faſtnachtsplunder ein Ende machte.

Damit hatte es aber damals zu Ende des Jahres 1809 noch gute Weile und wir mußten noch in manchen ſauren Apfel beißen, ehe für uns die Morgenröte einer neuen beſſeren Zeit aufging. Wie oft haben wir damals an den „alten Fritz“ denken müſſen und wie oft ſagte mein Herr Vater: „Was würde der wohl in dem Jahre 1806, ja ſchon vorher gethan haben? Schade, daß der Mann nicht ſolche 20 Jahre ſpäter das Licht der Welt erblickte, dann wäre vielleicht alles anders gekommen. Was die zwei, Napoleon und er, wohl zueinander geſagt hätten und wie die miteinander fertig geworden wären? Friedrich der Große war ja für den großen Corſen eine der wenigen Autoritäten, die er überhaupt anerkannte. Das beweiſt auch die Art und Weiſe, wie er des großen Königs alten Hut und Degen feierlich in dem Hotel des Invalides zu Paris niederlegen ließ.

Ja, meine Herren, Friedrich der Große! Wo iſt der wohl jetzt, dieſer aufgeklärte Geiſt und wo

war er zu der Zeit unſerer deutſchen Bedrängnis und Not? Ja, jetzt weiß er mehr, wie wir, der hat jetzt hinter den Schleier geblickt, und ſieht das Ende aller Dinge, wie auch ich alter Mann es bald ſehen werde. Schade, daß ich es Euch nicht einmal werde wiſſen laſſen können; aber damit iſt es leider nichts trotz allem Hokuspokus, den die Herren Spiritiſten mit ihren Geiſtern treiben.

Doch um auf unſere damalige Zeit zurückzukommen, ſo ging es uns damals ſchlecht; ſchlecht auch in unſerer perſönlichen Lebensweiſe, denn die Kontinentalſperre die ſchloß uns ja von allen gewohnten Lebensverfeinerungen in Bezug des Eſſens und Trinkens ab. Denken die Herren, wenn Sie jetzt einmal ohne alle indiſchen und ſonſtigen überſeeiſchen Ingredienzen, wie Pfeffer, Vanille, Arrak, Rum, Thee, Kaffee, Tabak und was weiß ich ſonſt noch alles, leben müßten. Sie würden ſich ſchön umkucken. Thee und Kaffee das iſt ja jetzt ſo zu ſagen eine Culturſache, ja man erkennt an ſeiner Güte gewiſſermaßen die Geſellſchaftsklaſſe. — Aber ſelbſt eine Taſſe „Bliemchenkaffee" aus dem lieben Lande Ziegenrück wäre uns damals eine delice geweſen, und ich ſehe noch immer das Geſicht meines Herrn Vaters, als er ſich zum erſten Mal anſtatt ſeines gewohnten Morgenkaffee's an unſerer Mehlſuppe beteiligen mußte, die wir Brüder des Morgens zum Frühſtück erhielten. Zu haben wäre ja

allerdings wohl Kaffee gewesen, denn gepascht wurde ganz fürchterlich und Old England soll durch die Kontinentalsperre kaum einen großen finanziellen Nachteil gehabt haben, aber erstlich waren alle diese Sachen furchtbar teuer und außerdem dachte mein Herr Vater sehr streng über so was und behauptete, „so was Heimliches dürfe man schon seiner Leute wegen nicht treiben, denn das sei gegen den Respekt, dadurch gebe man sich in ihre Hand," und mein alter Herr Vater traf damit wie in so vielen anderen Sachen den Nagel auf den Kopf.

Wie hätte er z. B. dagestanden, wenn die Sache durch einen der vielen Spione, mit denen unser Land von Cassel aus geradezu überschwemmt wurde, herausgekommen wäre? Mit dieser Gesellschaft, das war damals geradezu eine Landplage und der Oberpolizist in Cassel, der Monsieur Bongars, die reine Bestie.

Von diesem Herrn, dem verfluchtesten von der ganzen infamen Bande, und seinen Streichen will ich Ihnen doch gleich erst einmal erzählen. Sie werden durch die Schilderung seines Wesens am besten zu der Einsicht unserer damaligen Notlage gelangen.

Also dieser Chef der Gendarmerie, General und Kgl. Direktor der hohen Polizei Bongars befehligte ein Corps von 900 Gensdarmen und durchschnittlich 8000 Polizeikommissären, außerdem

aber ſtanden ihm, wie es hieß, an Agenten, Spionen und ſonſtigen Helfershelfern, noch an 1500 ſolcher nichtsnutziger Elemente zur Verfügung, die in allen Kreiſen umherſchlichen und ihrer Inſtruktion gemäß alle Perſonen zur Anzeige bringen ſollten, die ihr Mißfallen über die Regierung und deren Maßnahmen auf irgend eine Weiſe zum Ausdruck brachten. Beſonders waren ihre Bemühungen auf die wenigen noch Wohlhabenden gerichtet, die im Stande waren, ihr angebliches Vergehen durch Geld abzukaufen. Um Perſonen, über die nur eine Haftſtrafe verhängt werden konnte, bekümmerten ſie ſich weniger, das hatte für ſie und ihre Habſucht weiter keinen Zweck. Die Cantonmaires, und leider muß ich ſagen, hatten ſich zu dieſer Stellung nicht nur Franzoſen, ſondern auch Hannoveraner hergegeben, erhielten von der Polizei gedruckte Schemata, in die ſie über ihre Ortsmaires und die erſten Mitglieder der Gemeinden vollſtändige Conduiten einzutragen hatten, die ſich ganz deutlich über die Geſinnung der Einwohner, ja ſogar der Geiſtlichen ausſprechen mußten. Außerdem bildete ein Heer von käuflichen Frauenzimmern einen nicht zu unterſchätzenden Faktor der polizeilichen Spionriecherei, die gegen Bezahlung die Äußerungen ihrer amorosos verrieten. Was daraus für eine Wirtſchaft entſtand, können ſich die Herren ungefähr vorſtellen. Dieſe Bande merkte gar bald,

daß es der Polizei bei wohlhabenden Leuten darauf ankam, gravierende Aussagen zu erhalten und so wurde mancher Unschuldige beschuldigt, der gar nicht daran gedacht hatte, seinen Gedanken freien Lauf zu geben. So kam es bald dahin, daß die Angst, sich durch Reden verdächtig zu machen, die Menschen zum Schweigen verurteilte, aber auch das galt dann wieder als verdächtig und als Beweis, daß der Betreffende mit der Regierung unzufrieden sei.

In Cassel saß dieses Scheusal von Bongars wie eine Spinne in ihrem Netz und lauerte auf die Opfer, die ihm von ihren Organen zugeführt wurden. Und diese Organe, was war das erst für eine Bande! Der Plagegeist unseres Departements hieß Würtz und in dem Saaledepartement war ein Monsieur Moisy Generalkommissar der hohen Polizei. Diese beiden Namen sind mir besonders im Gedächtnis geblieben, die anderen werden aber wohl eben solches Ungeziefer gewesen sein.

Wie diese Menschen zu „arbeiten" pflegten, das muß ich Ihnen doch wieder an einigen Fällen exemplifizieren. Zuerst will ich von dem Herrn Generalkommissar Würtz und von seinem Geschäftsbetrieb erzählen.

Da wohnte in der Köbelingerstraße ein Kaufmann, der hatte ein gar schönes üppiges Weib. Die Eheleute hatten zwei Kinder und lebten so

nebeneinander her. Frau Marie, wie sie hieß, hatte, wie viele Frauen, zwar lange Jahre an des Gatten Seite gelebt, ohne auch nur im Geringsten eine Vorstellung von seiner Eigenart zu haben. Sie hielt ihn für schwach und gutmütig und betrachtete ihn oft mit einem spöttischen Lächeln, mit dem ja Frauen ihre Männer bei mancher Gelegenheit zu betrachten pflegen. An diese Frau hatte sich Monsieur Würtz heranzumachen gewußt und es war ihm auch gelungen, sie nach einiger Zeit zu verführen. Als einige Wochen ins Land gegangen waren und der Monsieur sein „Herrenrecht" immer mehr auszuüben begann, eröffnete er der schönen Frau eines Tages, daß sie als seine treue Anhängerin auch eine treue Unterthanin des König Jerome sein und ihm infolgedessen jedes Wort verraten müsse, das in ihrem Hause von ihrem Manne oder anderen Leuten ihres Umganges gegen den König oder die Regierung gesprochen würde. So wollte er die Arme also außer seinen sonstigen gegen sie begangenen Schandthaten noch verleiten, die Spionin ihrer eigenen Angehörigen zu werden.

In diesem Plane sollte sich der Edle aber doch irren. War die schöne Frau zwar seinen Ränken in schwacher Stunde erlegen, Verräterin an dem so schmählich hintergangenen Gatten zu werden, dazu verspürte sie doch keine Lust. Nein, nimmermehr! — Und da kam es

denn zu einer überraſchenden Kataſtrophe. — Frau Marie faßte ſich ein Herz, warf ſich ihrem Manne zu Füßen und geſtand ihm ihren Sündenfall, zugleich aber auch die ihr von dem Monſieur Würtz geſtellte Zumutung. Sie hatte ſich aber in ihrem Manne getäuſcht. Der für ſo ſchwach und gutmütig Gehaltene ſchlug noch an demſelben Abend den Herrn Generalkommiſſar ſo braun und blau, daß er einige Wochen das Bett hüten mußte, warf aber die Schuldige aus dem Hauſe und ließ ſich nachher von ihr ſcheiden. Sehen die Herren, das iſt die Folge davon, wenn ein Ehegatte den anderen unterſchätzt. Da kommt nichts Gutes dabei heraus. Ich will Ihnen aber verraten, daß dieſe Angelegenheit doch noch ein verhältnismäßig gutes Ende nahm. Der Kaufmann nahm nach einigen Jahren die reuige Sünderin in Gnaden wieder auf. Der Monſieur Würtz aber hatte ſeine Hiebe weg, er wagte zwar nicht, den Gatten zu verfolgen, wurde aber in Zukunft etwas vorſichtiger in dem polizeilichen Verkehr mit Bürgersfrauen. Und das war doch ſchon etwas. — Anders lag die Sache mit Mſr. Moiſy, die mir ſpäter einmal erzählt wurde.

Da war in Paſſendorf bei Halle als Maire ein Landwirt Namens Zimmermann angeſtellt, der dieſe Stelle aber nur in dem Gedanken angenommen hatte, dadurch ſeiner Gemeinde nützen zu können. Nun war von

den wohlhabenden Einwohnern Paſſendorfs an einem jeden Sonnabend eine Vereinigung in dem „Kruge" eingerichtet, in der die Leute zuſammenkamen, um ſich über die Tagesereigniſſe zu unterhalten. In dieſem Verein fand ſich eines Abends ein Herr ein, der ſich für einen reichen Kaufmann aus Caſſel ausgab und bat, an der Geſellſchaft teilnehmen zu dürfen. Er ließ gleich mehrere Flaſchen Wein kommen und bat die Anweſenden, ſeine Gäſte zu ſein. Nach kurzer Zeit ſchien er etwas angetrunken zu ſein und begann, als ihn die Bauern über die Verhältniſſe der Caſſeler Regierung auszufragen anfingen, ganz ſchmählich über die Miniſter zu ſchimpfen, ja ſelbſt den König ſchonte er nicht, den er einen hergelaufenen Spitzbuben nannte. Dieſe Worte gewannen ihm das Vertrauen der Anweſenden und mehrere Bauern, darunter auch der Maire Zimmermann, gaben ihre Zurückhaltung auf und ſprachen ſich, den Kaufmann für einen guten Patrioten haltend, dahin aus, wie auch ſie ihre frühere Regierung zurückſehnten. Um Mitternacht trennte ſich die Geſellſchaft und einige Bauern geleiteten den ſcheinbar völlig betrunkenen Kaufmann auf ſein Zimmer.

Kaum waren ſie gegangen, da ſchlich ſich dieſer vermutliche Kaufmann hinaus, weckte den in Paſſendorf ſtationirten Gensdarmen,

legitimierte ſich ihm als Direktor der Polizei und forderte ihn auf, ihn nach der Wohnung des Maires zu begleiten.

Sie kamen bei dem ſchönen, außerhalb des Ortes in einem Garten gelegenen Hauſe des Maires an und ſchellten. Bald darauf erſchien ein Dienſtmädchen und fragte, die Thür etwas öffnend, nach ihrem Begehr. Schon aber hatte Monſieur Moiſy den Fuß dazwiſchen geſtellt, drang in den Hausflur ein und, wie der Mann ſo war, ſchwupp hatte er auch ſchon das nur leicht gekleidete Mädchen im Arm, das zwar anfangs ſchreien wollte, ſich aber bald geduldig ſeinen Liebkoſungen hingab. Das war nämlich ſo ein Racker, wie es ja manchmal unter den Dienſtmädchen giebt.

Die Herren wiſſen ja, mit den Dienſtboten da iſt es überhaupt ſo eine eigene Sache, namentlich mit den Mädchen. Hübſch ſollen ſie ſein, weil man doch ein hübſches Bild lieber anſieht als ein häßliches. — Dann kommen aber die Gäſte und die dunklen Ecken! — Da iſt denn ſtets etwas los. Und ſolche Frauenzimmer ſind ja ſo ſchlau, die haben ſolche eigentümliche Büſtenplaſtik und tragen ſich gewiſſermaßen en l'offrant — da weiß man wirklich oft nicht, was beſſer iſt, hübſch oder häßlich. O es iſt ein Leiden damit und je älter man wird, deſto ſchlimmer. Solche Bande weiß ja ſtets, was die Männer am liebſten haben —

jetzt tragen sie am liebsten solche Hamburger Mützchen, doch das ist Modesache, wie Möveneier."

„Conte — Conte" fiel hier der Amtgerichtsrat ein, „wo geraten wir wieder hin? Es braucht aber nur von einem Dienstmädchen die Rede zu sein, gleich verbinden Euer Hochgeboren damit einen Vortrag über das genus femininum. Bitte bedenken Sie doch, Herr Graf, was der Herr Medizinalrat neulich anzudeuten wagte — wie war das doch? Ich dächte, er sprach ein großes Wort gelassen aus, das hieß: „Haus rein."

„Nun seh' doch einer wieder diesen Amtsrichter an", erwiderte der Senior lachend, „aber ich bitte Sie, was wollen Sie denn? Wie können Sie sich unterstehen, meine persönlichen Hausangelegenheiten hier zur Sprache zu bringen? Man will doch nicht gern auffallen mit seinem Greisenalter, was soll man machen? Mir ist ja jetzt leider von dem Leben nichts weiter übrig geblieben, als nur Geschichtenerzählen, scheußlich — aber wahr. — Doch nun stören Sie mich nicht länger in meiner Erzählung und ziehen Sie nicht Vergleiche zwischen den Personen meiner Geschichte und mir selbst. Also weiter im Text." — Während sich also der Monsieur Moisy noch der Beruhigung des Dienstmädchens hingab, mischte sich der neidisch dabei stehende Gensdarm ein und fragte barsch: „Wo ist der Maire, wir haben mit ihm zu sprechen?" — „Herr Zimmermann schläft schon",

erwiderte der schwarzäugige Racker, sich den Armen des Moisy entwindend. „Nun, so wecken Sie ihn". — Das Mädchen erkannte erst jetzt die Uniform des Gensdarmen, eilte erschrocken die Treppen hinauf und klopfte an die Thür des ehelichen Schlafgemaches, in dem der Maire und seine Gattin ruhten.

Endlich erschien der Maire halbangezogen und fragte, den Moisy nicht gleich erkennend: „Was wollen Sie von mir hier mitten in der Nacht und was führt Sie hierher, Gensdarm?"

Da trat Moisy mit den Worten vor: „Sie haben sich vorhin in meiner Gegenwart erlaubt, Beschimpfungen über die Regierung, ja sogar über den König auszusprechen, ich muß Sie deshalb verhaften." — Jetzt erst erkannte der Maire den Filou und erwiderte: „Was, Sie sind es, den wir vorhin vertrauensvoll in unseren Kreis aufnahmen? Sie gerade haben ja noch weit schlimmere Worte über die Regierung gesprochen und uns dadurch zu Äußerungen gereizt, die ich jetzt bedauere, Sie sollten sich schämen."

„Oho mein Freund", schrie da der elende Kerl, „Wissen Sie, wer ich bin: Ich bin der Direktor der Königlichen Polizei und mir steht jedes Mittel zur Verfügung, um die wahre Stimmung der Unterthanen Seiner Majestät zu erforschen. Sie mein Herr, als Maire dieser Gemeinde

ſind daher doppelt ſtrafbar. Ich muß Sie verhaften und werden Sie mir ſofort nach Halle folgen. Kleiden Sie ſich an, verſehen Sie ſich mit einem vollen Geldbeutel und dann los.“ —

Auf das laute Sprechen hin waren die Frau und die erwachſene bildhübſche Tochter des unglücklichen Maire erwacht, ſie ſtürzten nur halb angezogen voll Angſt um den Gatten und Vater in das Zimmer und warfen ſich nach Kenntnis des dem Vater drohenden Schickſals dem Wüterich zu Füßen, ihn um Schonung anflehend. Moiſy, dieſer alte Wollüſtling, weidete ſich erſt ſchmunzelnd an den friſchen Reizen des jungen Mädchens, ſagte aber dann mit kalter Gleichgültigkeit: „Ihre Bitten ſind vergebens, ich bin ein Diener der öffentlichen Ordnung und muß den Maire arretieren.“ Als nun die arme Frau und Tochter mit Thränen baten, ob denn nichts im Stande ſei, das Herz des Unerbittlichen zu rühren, überlegte dieſer eine Weile und ſagte dann ſcheinbar erweicht: „Nun wohl Madame, es giebt ein Mittel für Sie, ihren Gatten zu behalten, — zahlen Sie mir ſofort 200 Stück Napoleons und ich will es auf mich nehmen, den Arreſt aufzuheben.“

„O mein Herr“, jammerte die unglückliche Frau, „woher ſoll ich ſoviel Geld nehmen, wir haben ja kaum den zehnten Teil davon im Hauſe,

ſo haben Sie doch Mitleid mit uns und verzichten Sie auf die Gefangennahme meines Mannes.“

Der Herr Direktor blieb unerbittlich und ſchied mit den Worten: „In einer Stunde komme ich wieder, ſehen Sie bis dahin, das Geld zu ſchaffen, Ihr Mann wird, durch den Gensdarm bewacht, hier bleiben.“ — Damit ging er.

Als er nach einer Stunde zurückkehrte, hatte es die Frau wirklich durch ihre in dem Dorfe wohnenden Eltern und durch Leihen bei Verwandten möglich gemacht, die obige Summe zu beſchaffen und zählte dem Moiſy das Geld in blanken Goldſtücken auf den Tiſch. Sorgfältig prüfte der Schuft eine jede Münze auf ihre Vollgültigkeit und ſtrich die Summe mit den Worten ein: „Nun gut, ſo will ich denn noch einmal Milde walten laſſen, behalten Sie Ihren Mann, halten Sie ihn aber an, in Zukunft ein treuer Beamter ſeines Königs zu ſein. Glauben Sie aber nicht, daß ich etwa dieſes Strafgeld für mich behalte, das fließt in die Kaſſe meines hohen Vorgeſetzten, des Herrn Generals Bongars, ich ziehe nur geringe Prozente davon.“ — Sprach's und verſchwand.

Niedliche Zuſtände das, meine Herren, in dem damaligen Königreich Weſtfalen? Danach war es kein Wunder, daß der Herr Bongars ſich bald von ſeinen Blutgeldern ein großes Rittergut kaufen konnte.

Aber Gottes Mühlen mahlen zwar langsam aber sicher. Das sollten auch Monsieur Bongars und sein Helfershelfer Würtz erfahren und will ich ihre Strafe gleich hier vorneweg nehmen. Als nachher Tzernitscheff mit seinen Kosaken den König Jerome und seine Räuberbande aus Cassel verjagte, hatte Bongars trotz seiner zahlreichen Spione davon zu spät Kenntnis erhalten, sodaß die Kosaken beinahe die Perle „Jerome" einfingen. Als der König Bongars wiedersah, versetzte er ihm einige wuchtige Stockschläge und warf ihn mit eigener königlicher Hand zur Thür hinaus. Das war das Ende des in ganz Westfalen verhaßten Mannes, dieses ehemaligen Emigranten und Edelknaben Ludwig XVI. von Frankreich.

Noch schlimmer erging es aber dem Scheusal, dem Würtz. Die Nemesis in Gestalt der Kosaken vernichtete ihn, als er sich gerade mit einem Bündel seiner „Ersparnisse" aus Cassel zu drücken versuchte. Er wurde von der Menge erkannt und einige Knaben verrieten den Flüchtling den Kosaken. In einem Nu waren diese leichten Nordischen hinter ihm her, nahmen ihm seine Beute ab und zogen ihn sogar auf der Suche nach in seinen Kleidern verborgenen Schätzen ganz aus, sodaß er bald im Adamskostüm auf der Straße stand. Das Volk, Männer, Weiber und Jungens, wiesen mit Fingern auf den Mann, der sie so lange gequält hatte

und die Bengels warfen ihn mit faulen Eiern. Die lachenden Kosaken banden ihm die Hände auf dem Rücken zusammen und schleppten ihn zwischen ihren Pferden nach Braunschweig. Hier wurde er erkannt und von neuem die Zielscheibe nicht gerade wohlriechender Wurfgeschosse. Die Kosaken haben ihn dann nachher auf einem Wagen mit sich geführt, wo sie ihn später aufgehoben haben, entzieht sich der Historie. Schade, daß der Bösewicht so allein fahren mußte, eine Anzahl von ähnlichen Elementen hätte ihn auf seiner Leidensfahrt begleiten müssen, denn verdient hatten diese Tortur noch Unzählige und nicht nur Franzosen.

Leider war uns das aber in der Periode, von der ich den Herren spreche, noch fern und es mußten erst noch schwere Jahre dahingehen, ehe für uns die Erlösung kam.

Der Steuerdruck wurde in Hannover immer unerträglicher und die eiserne Fessel der Not ließ die Einwohner an einer Befreiung verzweifeln. Der Unmut über das große Unglück des Vaterlandes, das ganz Deutschland unter der Franzosenherrschaft schmachten ließ, lag wie ein Alp auf allen Gemütern.

Mit welcher Spannung wurde daher von uns allen die hier und da auftretenden Empörungen einzelner patriotischer Männer, wie eines von Katte in der Altmark, eines Romberg in West-

falen, eines Dörnberg in Heſſen und gar erſt der tapfere Zug des Majors v. Schill verfolgt, der dieſen bis in unſere unmittelbare Nähe führte.

Leider ſcheiterten ſie alle, woran nicht am wenigſten die tiefe Depreſſion ſchuld war, die auf allen Gemütern lag. Die Seelen der Menſchen waren ſo niedergedrückt und hatten ſich ſo an das ſchwere Schickſal gewöhnt, daß ſie ſich nicht zu ermannen getrauten, ſie betrachteten Napoleon als das ihnen von Gott auferlegte Kismet, dem ſie nicht entrinnen könnten.

Der bedeutendſte Erhebungsverſuch, der zu rechter Zeit unternommen und mit mehr Glück durchgeführt, Bedeutendes hätte leiſten können, war unzweifelhaft der des Majors v. Schill. Es ſteht mir darüber aus den Schilderungen Kettenburgs, Bothmer's und anderer eine Menge von Material zur Verfügung und werde ich den Herren das nächſte Mal etwas von dieſem Zug Schill's, der an die Thaten des Altertums erinnert, erzählen, es dürfte Ihnen davon Manches neu ſein. Für heute „Guten Abend meine Herren."

Die Erzählung des zehnten Abends.

„Also „Adelante", wie der Spanier zu sagen pflegt, so hört denn zu.

Ferdinand v. Schill war in dem Jahre 1773 auf dem väterlichen Gute Sothoff bei Rosenberg in Oberschlesien als Sohn eines ehemaligen tapferen Husarenoffiziers, der zuerst in österreichischen, später in preußischen Diensten stand, und einer Freiin von Traglau aus einem böhmischen Geschlecht geboren. Schon in seiner ersten Jugend zeigte er viel militärische Fähigkeiten und Lust zu dem Soldatenstande und trat als 16jähriger Jüngling 1790 in das Dragonerregiment Ansbach-Baireuth, das damals ein Freund seines Vaters, der Graf Kalkreuth kommandierte, ein. Der Friedensdienst schien jedoch nicht seine Sache zu sein, er konnte sich nicht so recht die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erwerben, sodaß später, als sein Name berühmt wurde, ein alter Rittmeister sagte: „Wer hätte das von dem Schill gedacht, der konnte ja früher nicht einmal seinen Zug richtig führen?" Ja Frie-

dens- und Kriegssoldat, das ist eben manchmal ganz was anderes. Daß er aber solche Kriegseigenschaften besaß, das bewies er bereits in dem unglücklichen Feldzug von 1806, wo er unter dem Befehl des Rittmeisters von Brockhusen mit seinem Zuge Wunder von Tapferkeit verrichtete und in einem Gefecht mit französischer Cavallerie schwere Kopfwunden erhielt. Trotzdem kam er auf seinem müden Pferde noch bis Augsburg. Hier blieb er einige Tage und schleppte sich dann weiter über Stettin nach Colberg, wo er in dem Hause eines Senators Westphal liebevolle Aufnahme fand und auch bald von seinen Wunden genas.

Colberg, Nettelbeck und Schill, das sind drei Namen, die in der preußischen Geschichte immer zusammen stehen werden. Ich will hier nicht näher darauf eingehen, was Schill für die Verteidigung von Colberg that, wie es allein seiner Energie und Thatkraft gelang, die Festung bis zu dem Tilsiter Frieden zu halten. Ja, wer weiß wie Alles gekommen wäre, wenn England seine Versprechungen erfüllt und ein Heer zu der Unterstützung des kühnen Verteidigers nach Colberg gesandt hätte. Dazu waren ja aber wieder einmal die englischen Heiligengebeine viel zu schade und die Kaufmannsnation sandte anstatt dessen nur Kriegsmaterial (80 Kanonen, 10 Haubitzen, 10 000 Flinten, 3000 Pallasche und 3 Millionen Patronen), alles Sachen, die Schill auch sehr gut brau-

chen, ihm aber doch nicht das Soldatenmaterial erſetzen konnten. Und mit welchen Schwierigkeiten hatte der tapfere Mann ſonſt noch zu kämpfen! Colberg wäre unzweifelhaft gleich den anderen Feſtungen ohne Schwierigkeiten in des Feindes Hände gefallen, denn ſein Kommandant, ein Oberſt v. Lukadou, das war auch ſo einer, der vielleicht perſönliche Courage, aber nicht den Mut der Verantwortung beſaß.

Die Feſtung wäre bereits am 19. März von den Franzoſen erobert worden, hätte nicht Schill gegen Lukadous ausdrücklichen Befehl die Garniſon alarmieren laſſen und ſich mit einigen zuſammengerafften Kompagnien dem das Gelterthor angreifenden Feinde entgegengeworfen. Wie uns Bothmar erzählte, ſoll der Oberſt v. Lukadou dem ihn beſtürmenden Schill, als er ihn um einige Kompagnien zur Rettung der Maikuhle bat, erwidert haben: „Nein, auch nicht ein lebendes Weſen, nicht einen Mann ſollen Sie dazu erhalten.“ Da blieb Schill denn nichts anderes übrig, als ſelbſt die Verantwortung zu übernehmen und gegen den Befehl zu handeln.

Doch meine Herren, das war nur eine kleine Epiſode, die ich aus Colbergs Verteidigung erwähnen wollte, Schills übrige Heldenthaten als Verteidiger der Feſtung und als kühner Parteigänger in Pommern würden uns zu weit führen. Schon der Name „Schillſches Corps“ ſicherte ihm den

Dank des Königs und des Vaterlandes. Im Dezember 1807, als die ganze preußische Armee reduziert wurde, unterzog man auch das Schillsche Corps einer Umformung. Die Kavallerie wurde auf 4 Schwadronen, die Infanterie auf ein Bataillon gebracht. Diese 4 Schwadronen, die bisher aus Dragonern und Husaren bestanden, wurden als Husaren ausgerüstet und erhielten den Namen: „Zweites Brandenburgisches Husarenregiment.“ Zu seinem Inhaber aber ernannte der König den kaum 30jährigen Major von Schill. 30 Jahre und Regimentsinhaber meine Herren, das ist doch schon was.“

War aber die neue Stellung, die Schill und seine Getreuen in der Armee einnahmen, ebenso ehrenvoll für den Führer, wie für die Truppen, so erhielten beide bei dem Einzuge in Berlin erst recht einen Beweis des Königlichen Wohlwollens, indem sie die ersten waren, die in die ihnen seit Jahren entfremdete Hauptstadt einzogen. Sie wurden mit festlichem Jubel empfangen. Alles was Liebe und Bewunderung auf dem Marsche von Pommern zur Verherrlichung des Helden und seiner Schar gethan hatte, wurde noch in der Hauptstadt übertroffen. Es zeigte sich eine fast abgöttische Verehrung für den Helden, der Napoleon bis zuletzt widerstanden hatte. Die halbe Bevölkerung Berlins zog ihm mit Jubel entgegen und die Augen der Menge ruhten mit Enthusiasmus auf dem Ei-

nen, der ihnen allen in dem Jahre der Not als das Ideal des Mutes und der Vaterlandstreue vorgeschwebt hatte. Alles was an Ruhm und Ehren auszudenken war, wurde ihm zu teil, Frauengunst, ehrende Anerkennung, Jauchzen des Volkes, wo er sich zeigte, regneten auf ihn herab. Mußte er da nicht zu der Ueberzeugung kommen, daß er der Volksheld sei, der berufen wäre, die geknechtete Nation von ihren Bedrückern zu befreien?

Um das Glück dieser Tage voll zu machen, erwarb er sich auch die Liebe eines holden Mädchens, Elisas v. Rüchel,*) der zweiten Tochter des Generals. Sie nahm seine Bewerbung an, ein Mädchen, so etwas Süßes gab es ja gar nicht zweimal in der Welt.

Wie ihn uns Kettenburg, der so lange unter Schill's Kommando gestanden, beschrieb, muß auch seine äußere Erscheinung bestechend gewesen sein. Er stand im blühendsten Lebensalter, in der Fülle seiner Kraft. Seine Gestalt von kräftigem, untersetztem Körperbau, sein schönes Gesicht mit den feurigen, schwarzen Augen, die weiße Husarenuniform ließen die Blicke der Mädchen mit Wohlgefallen auf ihm ruhen. — Er war der Besten einer. Schill suchte sich während der nächsten Jahre militär-

*) Heiratete später einen Rittmeister von Flemming.

wissenschaftlich noch mehr auszubilden und brachte sein Husarenregiment auf eine Höhe der Vollkommenheit, daß ihm deshalb das höchste Lob seiner Vorgesetzten zu teil wurde. Aber der Götzendienst, den das Volk mit ihm trieb, verleitete ihn auch in Verbindung mit dem Hasse gegen Napoleon zu dem Glauben, daß er sich jedem Wagnis gewachsen fühlte und nur sein Ruf zu erschallen brauche, um alle Patrioten unter seine Fahnen zu versammeln, und mit ihnen den Feind Deutschlands zu vertreiben.

Er glaubte, daß die Staatsregierung in ihrer furchtsamen Politik nur notgedrungen schweige und daß sie daher wider ihren Willen zu ihrem Heil gezwungen werden müsse, das Napoleonische Joch abzuschütteln. Es fehlte nur der Mann, der den Stein in's Rollen brächte. Wer aber war besser dazu geeignet, als er selbst, der Volksliebling. Bald gelangten auch aus allen Landesteilen Aufforderungen an ihn, diese Stelle zu übernehmen und sich an die Spitze der Bewegung zu stellen. Die Zeit schien so recht dazu geeignet, Napoleon in Spanien gefesselt, konnte anfangs nur geringe Streitkräfte gegen die Preußen verwenden, aus allen nördlichen Gegenden waren seine Truppen nach Süden beordert und das Königreich Westfalen sowie Hannover ꝛc. fast frei von französischer Besetzung. Die Zeit

war da. Wenn nicht unüberlegte Aufstände, wie der mißglückte des Hauptmanns v. Katte in der Altmark alles verderben sollten, mußte Schill jetzt selbst die Führung in die Hand nehmen. Und die Aufrufe aus allen Landesteilen mehrten sich, Abgesandte des Obersten von Dörnberg aus dem Königreich Westfalen verkündeten ihm den bevorstehenden Aufstand. Ein Führer der Aufständischen von der Weser, Namens Romberg, bat ihn dringend um Hilfe und andere beschworen ihn, nur seinen berühmten Namen als Feldgeschrei ertönen zu lassen, um alle zu dem Pfluge zurückgekehrten alten Soldaten und jeden wehrhaften Deutschen um seine Fahne zu versammeln. Ich will den Herren hier den Brief eines Herrn von Tempsky vorlesen, den dieser an Schill schrieb und von dem mein Vater einst bei Herrn v. Bothmar Abschrift nahm. Er ist aus Burg datirt und wird Ihnen am besten ein Stimmungsbild jener Tage geben:

Burg, 12. April 1809.

„Gnädigster Herr Major v. Schill! Endlich „hoffe und glaube ich doch, daß der Zeitpunkt ein„getreten sein wird, wo wir einmal die Bestim„mung unseres Zweckes mit Gewißheit zu erwar„ten haben. Mit äußerster Spannung erwarten wir „von Ihnen die letzten Resultate hierzu. Es läßt „mich keinen Augenblick länger warten, mir die end„lichen Befehle zu unserem Vorhaben von Ihnen

„auszubitten. — Längeres Zögern kann durchaus „zu nichts anderm führen, als die ohnehin schon „wegen öfterer Täuschung ziemlich mutlosen Leute „noch mutloser zu machen, und ihnen die Lust zu „benehmen. Jetzt ist es gewiß der rechte Zeitpunkt, „weil die Erbitterung in Westfalen wegen der „neuen Conscription und der neuen enormen Ab„gaben mit jedem Tage zunimmt und Alles lauert „auf den glücklichen Augenblick eines entscheiden„den Ausbruchs. — Wir wissen mit Zuverlässig„keit, daß die Stimmung der Menschen in Hanno„ver und Westfalen von der Art ist, daß Niemand „länger Geduld haben, sondern losarbeiten will. „Wenn es nicht binnen Ende Monats geschieht, „verlieren wir zu viel Leute, denn sie werden „drüben wie's Vieh zusammengetrieben, um nur „die Zahl herauszubringen. Kommen Sie „selbst und bringen mit vor, so sind wir des „Sieges gewiß. Ihr Name allein gilt für eine „Gottheit schon, an den Jeder mit starker Zu„versicht glaubt. Alle meine Leute freuen sich wie „Kinder auf baldiges Losschlagen und erwarten „mit Ungeduld den Augenblick des Befehls. Ich „bin nicht im Stande, sowie keiner von uns, die „Menschen länger zu erhalten. Ich flehe die Hülfe „des Himmels auf Ihren zustimmenden Entschluß „herab.

Ehrfurchtsvoll

von Tempsky."

Solche Briefe erhielt Schill in großer Zahl, darunter sich wiederholende Zuschriften, die nur die Worte enthielten: „Brute dormis?“ — Trotz alledem zögerte er noch.

Da erhielt er am 23. April die Nachricht von dem mißglückten Aufstand des Obersten v. Dörnberg in Cassel. Dieser hatte seine Leute nicht länger zurückhalten können, außerdem Verrat gefürchtet und losgeschlagen. Dieser Versuch war aber mißglückt, das Westfälische Militär nicht zu ihm übergetreten und Dörnberg hatte in der Uebereilung die Flinte in's Korn geworfen und war nach Prag entflohen. — Schill vernahm auch gleichzeitig, daß andere Anführer wie Berthold v. Kepler, Martin und andere ihre Insurgentenscharen noch unentdeckt beisammen hielten.

Auch diese Kunde vermochte Schill noch nicht zum Entschluß zu bringen. Da trat endlich ein Fall ein, der dem Faß den Boden einschlug. Der obengenannte Romberg war als Emissair mit wichtigen Dokumenten auf der Reise nach der Heimat in Magdeburg angehalten, und der französische General Michaud hatte ihm alle seine Papiere abgenommen. Der übergab diese Papiere dem preußischen Gesandten v. Köster und der sandte sie schleunigst nach Königsberg zum Könige. Ehe sie dort eintrafen, war aber auch Schill die Nachricht über-

mittelt. Der Referendar des westfälischen Ministers, Alexander v. Bothmar, ein braver Patriot, eilte mit Courierpferden nach Berlin und teilte Schill die Unglücksbotschaft mit. — Jetzt, wo Alles auf dem Spiele stand, galt es, einen Entschluß zu fassen. Schill entschied sich und beschloß, das Schwert gegen den Nationalfeind zu ergreifen.*) — Am 28. April, Nachmittags 4 Uhr rückte er bekanntlich an der Spitze seines Regimentes zum Halleschen Thore aus Berlin behufs einer nominellen Felddienstübung aus. Auf der Hälfte des Weges nach Potsdam ließ er dann plötzlich halten und hielt dem Regiment eine Ansprache, in der er den Offizieren und Mannschaften mit begeisterten Worten erklärte, daß nun endlich der Augenblick gekommen sei, gegen Napoleon, den gehaßten Unterdrücker Deutschlands in das Feld zu ziehen. Diese Worte konnten um so weniger ihre Wirkung verfehlen, als er dabei eine in Gold gestickte Brieftasche hervorzog, die ihm einst die hochverehrte

*) Der Adjutant Ernst von Heiligenstädt, der auf Schills Veranlassung die Korrespondenz mit Romberg geführt und alle Briefe geschrieben hatte, erklärte sich aus Aufopferung für den geliebten Kommandeur bereit, diese Briefe als sein alleiniges Werk auszugeben, was aber Schill von seinem einzigen Vertrauten in der ganzen Angelegenheit nicht annahm und was auch wohl kaum genügt hätte Schills Person sicher zu stellen.

Der von Bothmar war später Oberstleutenant im 5. Hann. Inf.-Regt. Anmerkung des Herausgebers.

Königin Luiſe verehrt hatte, und ſie dem Regiment zeigte. Hierdurch wurde bei den Offizieren und Huſaren der Glaube erweckt, daß Alles mit Einwilligung des Königshauſes geſchehe. Mit begeiſtertem Jubel wurden Schills Worte von dem Regiment aufgenommen und die Huſaren ſchworen ihrem Kommandeur, den letzten Blutstropfen für ihn und ſein hohes Ziel herzugeben. Dann wurde der Marſch auf Potsdam fortgeſetzt, wo Schill das Detachement mit den Gewehren und der Munition ausrüſtete, die dort für ein reitendes Jägerkorps niedergelegt war. Man gelangte Abends in Jeſerich an, wo das Regiment einquartiert wurde. — In Berlin hatte das Ausbleiben des Regiments bei den vorgeſetzten Behörden die größte Unruhe und Aufregung hervorgerufen. Man fürchtete, daß dieſer Ausmarſch des bekannten Schill (bei dem damaligen kritiſchen, politiſchen Standpunkt zu Napoleon) zu unangenehmen Folgen führen könnte, und der Gouverneur entſandte bereits am 29. den Major Zeppelin hinter Schill her, um ihn unter allen Umſtänden zurückzuholen. Dieſer Abgeſandte erreichte zwar Schill in Großkreuz, mußte aber unverrichteter Sache wieder zurückkehren, da der kühne Parteigänger unweigerlich bei ſeinem Entſchluß verblieb. Ich will hier nicht näher auf den weiteren, der Geſchichte angehörenden Zug Schill's eingehen, wie er den Übergang über die Elbe bei

Wittenberg erzwang und sich dann gegen Dessau und Köthen wandte, wo es ihm gelang, aus den Gardisten des Herzogs den ersten Stamm zu einer Infanterieabteilung zu bilden. In Dessau erließ Schill einen bei dem Hofbuchdrucker Hormuth gedruckten Aufruf folgenden Wortlautes:

„Meine in den Ketten eines fremden Volkes „schmachtenden Brüder! Der Augenblick ist erschie„nen, wo Ihr die Fesseln abwerfen und eine Verfas„sung wiedererhalten könnt, unter welcher Ihr seit „Jahrhunderten glücklich lebtet, bis der unbegrenzte „Ehrgeiz eines kühnen Eroberers unermeßliches „Elend über das Vaterland verbreitete. Ermannt „Euch, folgt meinem Winke und wir sind, was wir „ehemals waren! Ziehet die Sturmglocken! Dieses „schreckliche Zeichen des Brandes fache für Euere „Herzen die reinen Flammen der Vaterlandsliebe „an und sei für Euere Unterdrücker das Zeichen „des Unterganges. Alles greife zu den Waffen. „Sensen und Piken mögen die Stelle der Gewehre „vertreten. Bald werden englische Waffen sie er„setzen. Mit kräftiger Hand geführt wird auch die „friedliche Sense zur tötenden Waffe. Jeder greife zu „den Waffen und nehme teil an dem Ruhme der Be„freier des Vaterlandes; erkämpfe für sich und „seine Enkel Ruhe und Zufriedenheit. Wer feige „genug ist, sich der ehrenvollen Aufforderung zu „entziehen, den treffe Schmach und Verachtung, „der sei zeitlebens gebrandmarkt. Kein edeles deut-

„sches Mädchen reiche seine Hand solchem Verräter.
„Fasset Mut! Gott ist mit uns und unserer ge-
„rechten Sache. Das Gebet der Greise möge Segen
„für uns erflehen. Siegreich rücken Oesterreichs
„Heere vor, trotz der großprahlerischen Versiche-
„rungen Frankreichs; die Tyroler haben schon
„rühmlich ihre Fesseln zerbrochen, die braven Hessen
„haben sich versammelt; an der Spitze geprüfter,
„im Kampfe geübter Krieger eile ich zu Euch. —
„Bald wird die gerechte Sache siegen, der alte Ruhm
„des Vaterlandes wieder hergestellt sein. Auf zu
„den Waffen! Schill."

Bis hierher war alles ganz gut gegangen, die Volksstimmung schien günstig, wenn auch nicht so wie Schill vermutet hatte, und der erwartete feindliche Widerstand war kaum von Bedeutung. Schill glaubte daher noch immer, seinen Plan, nach Cassel vorzudringen, durchführen zu können. Da wurde ihm der 4. Mai zu einem Tage der herbsten Enttäuschung. Er erfuhr mit Bestimmtheit das vollständige Scheitern von dem Plan Dörnbergs und seiner Genossen, Cassel zu erobern, und erhielt von dem General von Lestoque den Befehl, sofort nach Berlin zurückzukehren, da er den König auf das unverantwortlichste compromittiert habe. Schließlich aber wurde ihm der härteste Schlag durch die Nachricht von Napoleons Siege bei Regensburg zu teil, wo dieser den Erzherzog Karl geschlagen und nach Böhmen zurückgejagt habe.

Da mochte dem kühnen Helden wohl zum ersten Mal der Gedanke kommen, daß sein aus größter Vaterlandsliebe entsprungener Plan, Deutschland zu befreien, an der Ungunst der Verhältnisse scheitern dürfte und seine tapfere Schar dem Untergange geweiht sei. Diese Ueberzeugung bewog ihn, am 5. alle seine Offiziere zu einem Kriegsrat zusammenzurufen, um der Entscheidung jedes Einzelnen das eigene Schicksal zu überlassen. Er machte den Versammelten die kritische Situation des Unternehmens klar und bat sie einzeln ihre Stimme abzugeben, ob sie ihren Plan weiterführen und als Parteigänger die Franzosen schädigen wollten, wo sie nur könnten, oder aber zurückkehren und die Strafe für ihre Auflehnung gegen des Königs Willen auf sich nehmen wollten. Nur ein Fünftel der Stimmen sprach sich für das Letztere aus und auch dieser kleine Teil wurde durch die Ansprachen des tapferen Majors v. Lützow und des Leutnants v. Dizelsky umgestimmt, auch sie entschlossen sich, ihrem Führer zu folgen bis in den Tod. So war denn der Würfel gefallen und der Aufstand wurde fortgesetzt. Nun hieß es, wohin sich wenden, um am erfolgreichsten ihrem Zwecke zu entsprechen. Hessen, ja das ganze Westfalen war durch Gewalt niedergeworfen, ein Vordringen dorthin hatte keinen Zweck mehr. Man konnte die Elbe aufwärts nach Böhmen marschieren, um sich dort mit der österreichischen Armee

zu vereinigen; das wäre durchzuführen und wohl am unbedenklichsten gewesen, damit aber ging die Unabhängigkeit des Freikorps verloren und Schill hätte sich ganz in die Hände von Oesterreichs Politik begeben müssen. Dieser Vorschlag wurde deshalb von dem Kriegsrat einstimmig verworfen.

Nach anderer Ansicht sollte man auf dem rechten Ufer der Elbe aufwärts, nach Mecklenburg ziehen, sich dort erheblich verstärken und eine weitere Wendung des österreichischen Kriegsglücks erwarten. Sollte Schill dort von einer überlegenen feindlichen Armee bedroht werden, so würde er leicht die Ostsee erreichen können, um sich nach England einzuschiffen.

Dieser Plan fand eine Anzahl Anhänger, wurde aber trotzdem von der Mehrzahl der kühnen Männer verworfen. Das hieße ja, das neue Unternehmen mit dem Gedanken an einen Rückzug beginnen. Nein, nimmermehr — auch das wollten sie nicht. Mehr Anklang fand ein Vorschlag des Majors von Lützow. Dieser sprach sich dahin aus, die Elbe als Stützpunkt aufzugeben und gegen unsere Weser zu operieren. Er schlug vor, über Obisfelde durch die Altmark zu marschieren, sich bei uns in Hannover, woher die Aussichten günstiger lauteten, möglichst zu verstärken und sich dann nach Ostfriesland zu werfen. Das sei das günstigste Terrain zum Stützpunkt für das ganze Unternehmen, dort gebe es Pferde und genügendes Soldatenma-

terial die Hülle und Fülle und die kernigen Oſtfrieſen wären ein ganz ergebener Volksſtamm, der mit Enthuſiasmus an Preußen hinge, von dem ſtets ihre ſeit Jahrhunderten behaupteten Vorrechte pietätvoll geſchont waren. Dort in Oſtfriesland ſei der eigentliche Stützpunkt für die Organiſation eines Parteigängerkrieges. Durch das große Bourtanger Moor ſei man hinreichend gedeckt, von hier aus könne man die altgetreuen Bewohner der Grafſchaften Mark, Ravensbergs, Osnabrücks, ja ganz Weſtfalen zu ſich heranziehen und einen Brand entzünden, der auch die Hannoveraner aus ihrer Letargie erwecken dürfte. England werde das Seinige für eine Inſurrektion thun, Geld und vielleicht auch ſogar Truppen zur Unterſtützung herüberſenden. Schließlich hätte man ja unglücklichſtenfalls auch die Nordſee und die engliſchen Schiffe zur Erhaltung des Korps für eine günſtigere Zeit ganz nahe. Der Major ſprach mit hinreißender Beredſamkeit und ſetzte ſeine Kenntnis des Landes mit großem Feuereifer ein, — aber er ſcheiterte an Schills Starrſinn und der Unentſchloſſenheit, die ſich infolge der Ereigniſſe der letzten Tage ſeines ſo tapferen Herzens bemächtigt hatte.

O hätte er doch zugeſtimmt! Lützow's Plan war der allein richtige. Seine Durchführung bot die größte Chance des Gelingens. Schill hätte

bei uns vielleicht Unterſtützung gefunden, „unſre Buren wenigſtens luerten ja blos darup, de Sicheln umtubreien un ſe den Franzoſen up de Köppe to ſlagen“ — Stimmte Schill dem Major Lützow bei, ſo wäre vielleicht „Morgen wieder luſtik“ ſchon einige Jahre früher ſeines Gauklerthrones verluſtig gegangen. Wir Hannoveraner wären die verdammten Franzuskis los, Schill aber der berühmte Nationalheld geworden, zu dem er alle Anlagen beſaß, während er jetzt in der Geſchichte nur das Renommee eines zwar patriotiſchen und kühnen Mannes, aber doch immer nur eines unüberlegten Abenteuerers beſitzt. Die ſogenannte Weltgeſchichte urteilt nur nach dem Erfolg und Schills Erfolg war ja für den kühnen Mann nur der Tod.

So wurde denn ſchließlich Schills Entſchluß, gegen Magdeburg vorzugehen und den Feind anzugreifen, wo man ihn finde, zugeſtimmt. — Auch dieſe Abſicht Schills gründete ſich wieder auf ſeinem utopiſtiſchen Glauben, daß ſich die Bevölkerung der Altmark und Sachſens ſofort um ihn ſcharen würde, ſowie er ſeine Fahne entrollte. Das war aber nicht der Fall. Die Volksbegeiſterung verſagte und die Erhebung blieb aus. Lag das an dem Stumpfſinn der Bevölkerung, an dem Glauben an die Unabwendbarkeit ihres Geſchicks, hatte das Mißglücken des v. Katte'ſchen Aufſtandes die Begeiſterung niedergeſchlagen, oder

trug die Kunde von Napoleons großen Siegen und die gänzliche Desavouierung von Schills Unternehmen durch die preußische Regierung die Schuld, der Zuzug fand nur sehr mangelhaft statt und gleich wie bei dem Durchzug des Herzogs von Braunschweig waren es meist nur die schlechteren Elemente der Bevölkerung, die sich zu Schills Fahne einstellten.

Am 5. Mai kam es zu dem bekannten Gefecht bei Dodendorf, wo Schill mit einem Teil der französischen Besatzung Magdeburgs unter Führung des westfälischen Generals v. Uslar, später der des Obersten Bautier sein erstes Gefecht hatte. Trotz aller bewiesenen Tapferkeit seiner Husaren (unser Bekannter der Rittmeister v. d. Kettenburg sowie die Leutnants v. Dizelsky, von Stoessel und andere fielen dabei, während der Major v. Lützow schwer verwundet wurde), mit der sie die feindlichen Carrés attackierten, blieb das Gefecht unentschieden und die Franzosen behaupteten das Schlachtfeld. Es war eben auf Schills Seite der Mangel an Infanterie, der sich durch keine Tapferkeit der Husaren ersetzen ließ. Sein ganzes Korps bestand nur aus 400 Husaren, 60 reitenden Jägern und 60 Infanteristen, die teilweise nur mit Piken bewaffnet waren.

Was war damit gegen die französische Streitmacht von doch immer 6 Kompagnien Infanterie und zwei 6-Pfündern des 7.

französischen Artillerieregiments zu machen? Die Infanterie giebt ja doch immer den Ausschlag. So blieb denn die ganze bewiesene Tapferkeit resultatlos, Schill mußte den Rückzug antreten und auf Wanzleben abziehen.

Es dürfte die Herren interessieren, einen Originalbrief Schills über dieses Gefecht an den Erzherzog Karl zu vernehmen, den ich in der Abschrift unter meines seligen Herrn Vaters Papieren fand. Er hat ihn einst, wie ich glaube, von Alexander von Bothmar erhalten und lautet er unter Fortlassung der einführenden Anrede:

„Ich nahte mich Magdeburg bis auf eine „Meile und zwar aus dem Grunde, um die Stim„mung auf die Probe zu stellen, ob man sich für „mich mittelst eines Aufstandes erklären würde. „In dieser Gegend und zwar vor dem Dorfe Do„bendorf, erfuhr ich, daß der Feind mir etwa „mit 1800 Mann Infanterie und zwei Kanonen „entgegengerückt sei. Nachdem ich nun mit dem „Vorsatze Berlin verlassen, die Meinung für „mich zu gewinnen, um sämtlichen abgetretenen „preußischen Unterthanen ein Beispiel des Han„delns zu werden (besonders da die Gegend um „Magdeburg Zeuge unseres früheren so schlechten „Betragens war), so blieb mir, nach Berücksichti„gung dieser Chancen, keine andere Wahl übrig, „als meine Husaren zu fragen, ob sie mit mir den „Feind angreifen wollten? Es war ein einstim-

„miger Wille und der Feind war aus dem Dorfe
„— größtenteils mit einer Bruſtwehr verſehen und
„mit ſeinem rechten Flügel an die Chauſſee bei
„einer Brücke angelehnt, woſelbſt er wie in ſei-
„ner Front mit 2 Kanonen aufmarſchieret. Es ent-
„ſtand ein ſeltenes Gefecht, indem gegen den linken
„Flügel, vermöge der Bruſtwehr, die Huſaren mehr-
„ſtenteils, der ſteilen Anhöhe wegen, rücklings
„niederfielen. Hier ſtand auch ein Bataillon Na-
„tionalfranzoſen. Die Huſaren eilten um die Flanke
„des Feindes herum, wollten im Rücken eindringen,
„drangen auch zum Teil ein, wie zwei von den
„ausgenommenen Pulverkarren zeigen; — dahin-
„gegen attackierten anderthalb Eskadrons mit meh-
„rerem Erfolg und Glück auf dem rechten Flügel
„des Feindes, der gänzlich umgeritten und gefan-
„gen genommen wurde. Ein Oberſt, 18 Offiziere
„400 Gefangene nebſt einem dritten Pulverkarren,
„ja ſogar die Protzen von den Kanonen fielen in
„unſere Hände. Die Kanonen waren nicht fortzu-
„bringen, indem das Gefecht nicht länger fortgeſetzt
„werden konnte, da ich ein Drittel meiner Pferde
„und fünf Offiziere auf dem Platze ließ; die Bleſ-
„ſierten ungerechnet, die größtenteils im Dorfe das
„Leben verloren, indem das franzöſiſche Bataillon
„bis auf den Kirchhof von uns verfolgt wurde. —
„So iſt uns die Beute und der Erfolg des Sieges
„zwar abhanden gekommen, wir haben aber ge-
„fochten, wie brave Preußen fechten mußten und

„gebe ich mich der Hoffnung hin, schließlich doch „noch zu einem guten Ende gelangen zu dürfen.

Schill."

Die Herren ersehen aus diesem Schreiben an den Erzherzog, daß Schill in Bezug der einzelnen Ziffern etwas Schönfärber war. Das mochte aber seinen Grund darin haben, daß er dem Erzherzog seinen Erfolg günstiger darstellen wollte, um ihm vielleicht eine größere Bedeutung beizulegen.

Er hatte dem General Michaud trotz alledem einen gehörigen Schrecken eingejagt und wer weiß, ob es ihm nicht bei größerer Energie gelungen wäre, selbst den großen Waffenplatz Magdeburg in seine Gewalt zu bekommen, dessen Besatzung außer dem zurückgeschlagenen französischen Bataillon nur aus circa 6000 Mann, soeben ausgehobenen conscribierten westfälischen Landvolkes, des 1., 5. und 6. westfälischen Infanterieregiments bestand, die als Soldaten wohl kaum ernst zu nehmen waren. Der General Michaud schien auch große Angst vor einem Angriff zu haben, denn er sandte Boten um Boten an den in Hannover stehenden General Gratien mit der Bitte, ihm doch um Gottes Willen zu Hilfe zu kommen. Diese Boten fielen sämtlich in Schill's Hände.

Trotzdem marschirte Schill nach Neuhaldensleben ab, obgleich ihm seine Berater wie der Major von Grolmann dringend rieten,

einen Versuch zur Eroberung Magdeburgs zu machen. Ein Grund von seiner Entmutigung mag darin zu suchen sein, daß er sich in seiner Annahme, die Bauern aus der Umgebung Magdeburgs würden in Scharen zu ihm stoßen, getäuscht sah. Diese zeigten auch nicht die geringste Neigung, seine Sache zu der ihrigen zu machen, ja sie traten ihm sogar feindlich entgegen. So glaubte Schill, hier nicht mehr sicher zu sein und trat seinen Marsch nach der Altmark, zuerst nach Tangermünde an.

Von dieser Zeit an ist sein weiteres Unternehmen nur noch als eine Reihe von Mißerfolgen anzusehen, hier und da kam einmal ein Lichtblick, kleine gelungene Putsche, aber die eigentliche Aufgabe, weshalb er das Schwert ergriffen, mußte schon jetzt als vollständig gescheitert betrachtet werden. Er ward sich von Tag zu Tag immer unähnlicher und hatte seine anfängliche Energie ganz verloren. Eine düstere Melancholie bemächtigte sich seiner, die ihn hin und her schwanken ließ und sein Starrsinn lehnte die Einmischung seiner besten Freunde ab. — Er mußte auch in der Altmark bald gewahr werden, daß der Zauber seiner Person bei den so echt preußisch gesinnten Einwohnern mehr und mehr im Weichen war. Das wurde noch besonders durch folgenden Erlaß des Königs Friedrich Wilhelm III. vermehrt. Dieser vom 8. Mai aus Königsberg datierte Parolebefehl lautete:

„Seine Majestät der König machen der Armee bekannt, daß der Major v. Schill mit seinem „Regiment unter dem Vorwande, vor den Thoren „der Stadt zu manövrieren, über die Grenze ge„gangen ist. Höchstdieselben finden nicht Worte ge„nug, um darüber ihre Mißbilligung in dem Grade „auszudrücken, als Sie dies empfinden. Sie ver„trauen, daß die Armee von derselben Mißbilligung „durchdrungen sein wird und von einem guten „Geiste beseelt ist.

„Der Major v. Schill und alle, die mit ihm „gegangen sind, sollen einem strengen Militärge„richt unterworfen werden. Seine Majestät erklä„ren der Armee, daß Höchstdieselben auf jene un„glaubliche That beschlossen haben, die Gesetze des „militärischen Gehorsams, auch bei der kleinsten „Unterlassung, verschärft anzuwenden. Als einen „ersten Beweis pünktlicher Befolgung der Allerhöch„sten Befehle legen Sie allen Militärpersonen Ih„rer Armee die unbedingte Verpflichtung auf, daß „sie bei allen Verbreitungen von politischen und „kriegerischen Nachrichten und Gerüchten sich ruhig „verhalten und daran auf keine Weise teilnehmen; „vielmehr erwarten Sie von dem Gehorsam der „Armee, daß sie diesen Befehl auch in allen, nicht „berührten Beziehungen auf das genaueste voll„führen werde. gez. Friedrich Wilhelm."

Entfremdete Schill diese Königliche Proklamation viele Menschen aus der Altmark, die da-

durch in ein Dilemma mit ihren patriotischen Gefühlen gerieten, so schadete ihm auch die folgende im Königreich Westfalen verbreitete Proklamation. Sie entfremdete Schill alle noch Schwankenden, jene Halbmenschen, die stets nicht wissen wohin. Es war das zwar im Ganzen kein großer Verlust, solch Volk aber schwätzt bekanntlich am meisten und verdirbt einem das Renommee.

Monsieur Hironymus war schon durch Dörnbergs Aufstand etwas aus seinem Sinnestaumel aufgeschreckt, nun kam noch dieser gewaltthätige Schill dazu, da mußte denn proklamiert werden, um die geheiligte Majestät von Westfalen vor Schaden zu bewahren. Es gefiel ihm ja in seinem Harem doch gar zu gut. Da wollte er noch nicht heraus. Er beauftragte daher seinen Minister, folgende Proklamation zu erlassen:

„Wir Hironymus Napoleon von Gottes Gnaden, König von Westfalen, prince francais usw. erklären hierdurch:

„Da der preußische Major Schill in den Di„strikt Bielefeld, Weserdepartement, Verständnisse „unterhalten hat, um daselbst Mißvergnügen zu er„regen und zum Aufruhr aufzufordern, da er sich „unterstanden hat, bewaffnet mit einem Haufen „Reiter das Gebiet verschiedener conföderierter „Staaten zu durchziehen und sich auch auf das „unsrige zu begeben, ohne alle Autorisation des „preußischen Gouvernements, welches bis jetzt den

„Frieden nicht gebrochen hat und ihn zu desavou-
„ieren scheint, da mir solches Benehmen ihn zu-
„gleich als Deserteur in Hinsicht auf Preußen und
„als Übertreter des Völkerrechtes in Ansehung al-
„ler der Staaten, die er verletzt hat, darstellt, wel-
„ches ihn den Piraten ähnlich macht, die ohne Ka-
„perbriefe Krieg führen und den bewaffneten Räu-
„berbanden gleichstellt. So befehlen Wir allen Mi-
„litär-Kommandanten und allen Civil-Beamten,
„auf ihn Jagd zu machen, ihn zu verfolgen, in Vor-
„haft zu nehmen und sich seiner und der Seinigen
„todt oder lebendig zu bemächtigen; befehlen
„allen Gemeinden und ihren Bewohnern bei Strafe
„des Ungehorsams, jeder deshalb an sie vorstehen-
„der Requisition Folge zu leisten. Wir wollen und
„befehlen, daß denjenigen oder denen, welche ihn
„arretieren und abliefern werden, die Summe von
„10 000 Franken bezahlt werden soll.

Jerome."

Auf diese Proklamation antwortete Schill umgehend mit einem Aufruf an die Altmärker, den er durch Herrn v. Bothmar in Salzwedel drucken und an allen Straßenecken anheften ließ. Derselbe lautet:

„An die Einwohner Westfalens!

„In einem Dekret vom 5. Mai fordert der
„König von Westfalen Euch, Ihr deutschen Brü-
„der auf, mich zu arretieren und auszuliefern, in-
„dem er mich einen Übertreter des Völkerrechtes

„nennt, welcher versucht habe, in seinem Lande
„zum Aufruhr aufzufordern. Er verspricht dem,
„welcher mich abliefert, 10 000 Francs zur Beloh-
„nung und befiehlt allen Behörden, sich meiner und
„der Meinigen todt oder lebendig zu bemächtigen.
„Zwar wundert es mich nicht, meine deutschen Brü-
„der, daß von einem Könige, der nicht Eures Na-
„mens ist, und welcher, seiner eigenen Erhaltung
„wegen wünschen muß, daß Ihr wie feige Sklaven
„die Fesseln geduldig traget, welche er Euch an-
„gelegt hat, eine solche Sprache gegen mich geführt
„wird. Auch kann ich nicht die Absicht haben, mich
„dagegen zu rechtfertigen und Euch zu überzeugen,
„daß ich nicht feindliche Gesinnungen gegen Euch
„hege, denn das wißt Ihr auch ohne daß meine
„Worte und mein Benehmen Euch das Gegenteil
„sagen. Ihr wißt, daß ich nicht komme, um
„Euch noch das Wenige, das man Euch bis jetzt
„nicht geraubt hat, zu nehmen und um Euer Elend
„zu vergrößern, worin eine fremde Nation Euch
„gestürzt hat. Ich erscheine nicht unter Euch an
„der Spitze einer Räuberbande, wie dort gesagt ist,
„und wie Ihr sie in den fremden Herren zu sehen
„gewohnt seid, sondern an der Spitze der edelsten,
„tapfersten deutschen Männer, welche bereit sind,
„Alles aufzuopfern, was ihnen teuer ist, um Euch
„Euere Rechte und Euere Verfassung wiederzuge-
„ben, die Ihr verloren habt. Ich komme, um
„Euch zu rächen, um Euch zu befreien von dem

„Joche, welches ein fremder Eroberer Euch aufge-
„bürdet, und welches Ihr bisher mit Schmach ge-
„tragen habt. Deutſche Nationalehre und
„deutſcher Sinn ſollen nicht länger unterdrückt
„ſein, man ſoll Euch nicht länger nach Geſetzen re-
„gieren, die Euch fremd ſind, die darauf abzielen,
„Euere Eigentümlichkeit zu vernichten und Euch
„zu Sklaven zu machen. Dieſes meine deut-
„ſchen Brüder iſt meine Abſicht. Ihr werdet es
„daher nicht glauben, daß ich das Völkerrecht ver-
„letze, wie es Euch diejenigen vorzuſtellen ſuchen,
„welche es nie gekannt haben; ſondern der Stimme
„aller Völker folgend, trete ich zwiſchen Euch, um
„Euch aufzufordern, daß Ihr Euch mit mir verei-
„nigt, um ſo dem gemeinſchaftlichen Feinde unſeres
„deutſchen Vaterlandes nach dem großen Beiſpiele
„der engliſch-deutſchen Legion in Spanien,
„der Spanier, Portugieſen und Tyroler, uns kräf-
„tig entgegenzuſtellen. Vorzüglich an Euch, Ihr
„Bewohner Weſtfalens, Hannovers und
„Heſſens, die Ihr einem fremden König und
„fremden Geſetzen gehorcht, ergeht dieſer Zuruf,
„laſſet dieſen günſtigen Moment, wo unſere übri-
„gen deutſchen Brüder, die Oeſterreicher, in ſiegrei-
„chem (?) Kampfe gegen die Feinde unſeres Va-
„terlandes ihre Freiheit erkämpfen, nicht ungenutzt
„vorbeigehen! Laſſet dieſen Augenblick, welcher
„vielleicht der einzige iſt, um die Freiheit Eueres
„Handels wieder herzuſtellen, um Eueren Gewer-

„den neues Leben und neue Thätigkeit zu verschaf-
„fen und um das Heiligste, was Ihr besitzt, die
„Religion Eurer Väter, welche man heuchlerischer-
„weise mit Füßen tritt, zu bewahren, nicht un-
„genutzt vorübergehen. Vereinigt Euch mit mir,
„meine deutschen Brüder, ergreifet die Waffen und
„seid alsdann des glücklichsten Erfolges gewiß.
„Euere Thaten werden von den glücklichsten Siegen
„gekrönt werden; Ihr werdet Euch ein ewiges Denk-
„mal stiften in der Geschichte und der Segen Eu-
„rer Enkel wird über Euch kommen. Den von dem
„König von Westfalen auf meinen Kopf gesetzten
„Preis von zehntausend Franken anlangend, so ver-
„spreche ich, Friedrich von Schill, einem Jeden,
„der mir den Kopf dieses Corsen Jerome
„Bonaparte, der sich jetzt König von West-
„falen nennt, abliefert, die Summe von
„100 000 Franken auszuzahlen. Schill."

Ist nicht dieser Aufruf des tapferen Helden allein eine That, meine Herren? Welche Courage gehörte dazu, das Dekret Jeromes dadurch zu erwidern, daß er den zehnfachen Preis des Blutgeldes dem versprach, der ihm den Kopf des Königs von Westfalen, Napoleons Bruders überbrächte? Abgemacht? Was? Schade, daß sich Keiner dazu fand. Wir Deutschen sind ja aber nie Briganten und keine korsischen Meuchelmörder gewesen. Wie aber Schill durch seinen Aufruf den Nagel auf den Kopf getroffen hatte, geht aus

der Angſt hervor, die Jerome ſeitdem vor Meuchelmördern empfand. Aber auch der Löwe da unten an der Donau, der Schills Inſurrektion bis dahin für eine Lappalie gehalten hatte, fing an zu brüllen. Napoleon erließ am 9. Juni in St. Pölten das 6te Armeebulletin, das den Paſſus enthielt:

„Ein gewiſſer Schill, eine Art von Brigant, „der in der letzten preußiſchen Campagne Verbre„chen auf ſich gehäuft hat, iſt mit ſeinem ganzen „Regiment von Berlin deſertiert, hat ſich dann nach „Wittenberg an die ſächſiſche Grenze begeben „und dieſen Ort umringt. General Leſtoque hat ihn „bei der Parole als Deſerteur erklärt. Dieſe lä„cherliche Bewegung war mit der Partei*) verab„redet, die in Deutſchland Alles in Brand und Auf„ruhr ſetzen will. Seine Majeſtät der Kaiſer haben „die Errichtung eines Obſervationscorps der Elbe „verordnet, welches von dem Marſchall Herzog von „Valmy kommandiert und 60 000 Mann ſtark ſein „wird. Die Avantgarde dieſes Corps hat ſich be„reits nach Hanau in Bewegung geſetzt.“

Eigentümliches Dekret, das meine Herren. Eine

*) Gemeint iſt wohl der Tugendbund, der von dem Freiherrn von Stein in Königsberg ins Leben gerufen, ſeine Mitglieder bereits nach vielen Tauſenden zählte und auch bei uns in Hannover viele Anhänger hatte.

Anmerkung des Herausgebers.

„Lächerliche Bewegung Schills" und ein Marschall von Frankreich mit einer Armee von 60000 Mann, um sie zu unterdrücken? Wie reimt sich das zusammen? Der große Mann da unten schien doch über den kleinen Briganten Schill etwas anders zu denken.

Wenn auch vielleicht Jeromes Dekret keinen großen Schaden anrichtete, so wirkte doch des Kaisers Bulletin beängstigend auf die Gemüter ein. — Hu — wie sie da ins Mauseloch krochen, diese armen verschüchterten und durch die lange Knechtschaft mutlos gewordenen Altmärker! — Schill erhielt zwar in jenen Tagen noch Zuzug von einigen Hundert Mann, das waren aber hauptsächlich Hannoveraner und Hessen, die Altmärker hielten sich zurück. — Ein kleiner Lichtblick wurde ihm noch zuteil, als sein mutiges Herz fast zu verzweifeln drohte. Unter Führung des Leutnants v. Quistorp II. stieß am 12. Mai bei Arneburg eine Abteilung von ca. 200 Infanteristen zu ihm, die Berlin unter denselben Verhältnissen wie er mit seinen Husaren verlassen hatten. Es waren das Mannschaften des leichten Infanterie-Bataillons, das Schills Namen führte, Männer, die in Pommern seine Waffengefährten gewesen waren und deren leuchtendes Vorbild er stets geblieben war. Sie wollten ihm folgen auf seiner Ehrenbahn.

Was muß es für eine rührende Scene geweſen ſein, als Schill auf dem Marktplatz von Arneburg die Mannſchaften ſeines Corps vereinigte, um die Neuankommenden zu begrüßen! Der Eindruck dieſes freudigen Ereigniſſes jagte noch einmal die bangen Sorgen aus ſeiner Seele. Hocherhobenen Hauptes ſtand er mitten unter ſeinen Getreuen und hielt ihnen eine Anſprache, deren Kraft und Feuer alle mit Enthuſiasmus erfüllte. Er dankte ihnen für ihre treue Anhänglichkeit und gab ihnen von neuem in begeiſterten Worten die Verſicherung, daß ihn nicht Ehrſucht und Abenteuerluſt, ſondern allein die Liebe zu dem Vaterlande zu dem Schritte bewogen habe, das Schwert zu ergreifen. Das war noch einmal der alte Schill, wie er ſo da ſtand mit ſeinen dunklen Augen in ſtolzer Haltung und ihnen ſagte, wie er nicht eher den Säbel in die Scheide ſtecken werde, bis er dem geliebten Könige das letzte Dorf der verlorenen Provinzen zurückgegeben habe. Jauchzend ſchlugen die Soldaten ihre Waffen aneinander und der einſtimmige Ruf: „Hurra unſer Vater Schill“, brauſte über den Marktplatz des kleinen Städtchens der Altmark dahin. —

Aber er fand keinen Wiederhall in den Herzen der ſonſt ſo königstreuen Altmärker. Das Schickſal war gegen ihn. Das Glück hatte den tapferen Schill verlaſſen. Zwar ſchien der Sieg des Erzherzogs Karl bei Aspern und Eßlingen noch einmal einen

Hoffnungsstrahl in sein bekümmertes Herz zu werfen, aber auch diese Hoffnung erlosch, als er vernahm, wie wenig die Oesterreicher ihren Sieg auszunutzen verstanden. In ungebrochener Kraft stand Napoleon ihnen gegenüber. — Dabei wurde die Lage immer bedenklicher, der General Gratien rückte mit überlegenen Kräften heran. Von jetzt an bestanden Schills Unternehmungen nur in einem planlosen Hin- und Herziehen im Westfälischen und Mecklenburgischen und zuletzt warf er sich mit seiner durch den Zuzug vieler Pommern auf 3000 Köpfe angewachsenen Schar in das den Franzosen entrissene Stralsund hinein, das er zu einem zweiten Saragossa zu machen hoffte. Hier gedachte er sich, wenn Alles scheitern sollte, auf englischen Schiffen nach England einzuschiffen, aber auch diese Hoffnung ließ ihn im Stich. Von einer englischen Flotte war, wie gewöhnlich, wenn es sich um aktives Eingreifen seitens Englands handelte, nichts zu sehen.

In den Büchern der Geschichte ist Schills und seines tapferen Freundes Petersons tapfere Verteidigung Stralsunds verzeichnet. Sein Stern aber war im Untergehen. Als schließlich der dänische General Ewald verräterischerweise den Franzosen mit seinen 4000 Mann zu Hilfe kam, da war es vorbei. Die Feinde drangen in Stralsund ein und der kühne, eines

ruhmvolleren Endes würdige Schill fiel am 31. Mai unter dem Säbel holländischer und dänischer Reiter. Die Truppen, durch deren Hände er fiel, entstellten seine Leiche durch Säbelhiebe und Bajonettstiche, die Kleider und Orden wurden ihm abgerissen, sodaß es schwer hielt, seine Identität festzustellen. Sein Gesicht war durch die barbarische Wut der ergrimmten Feinde so entstellt, daß Schills eigene Leute ihn nicht zu erkennen vermochten. Schließlich behauptete sein Reitknecht, ihn an einer Zahnlücke zu erkennen. Die französischen Behörden erklärten sich durch diese Aussage überzeugt. Der Tote war Schill und als solcher wurde sein Leichnam behandelt. Man trennte den Kopf von dem Rumpfe, legte ihn in Spiritus und sandte ihn an den König Jerome. Da hatte der nun sein Teil und brauchte vor Schill keine Angst mehr zu haben. — Schill war todt. Anders war die Ansicht seiner vielen Anhänger. Wie immer bemächtigte sich die Sage seines Unterganges. Das Pferd, das Schill geritten, war nirgends zu finden, da hieß es denn, er sei entkommen, durch ein Wunder dem Blutbad entronnen, nach England geflohen und habe erst seinen Tod in Spanien gefunden.

Sein kühnes, patriotisches Unternehmen war gescheitert und viele der von ihm verleiteten tapferen Kameraden und Untergebenen mußten sein Wagnis mit dem Tode büßen.

Das ist die Geschichte Schills, des berühmten Parteigängers, die ich den Herren versprach. Mit dem Scheitern seines Unternehmens versank für uns von neuem ein Hoffnungsstern, auf den wir so manche stolze Hoffnung gesetzt hatten. Jahre sollten noch dahin gehen, ehe es für uns anders wurde. Ich werde Ihnen an dem nächsten Abend noch von diesen nächsten Jahren erzählen. Für heute „guten Abend."

Die Erzählung des elften Abends.

„Ja, meine Herren, was soll ich Ihnen nur noch von den nächsten Jahren, den letzten des ersten Jahrzehntes aus dem anderen Jahrhundert berichten? Es war das ja die reine Plage für uns. Aber die Bilder damaliger Zeit treten mir selbst jetzt noch deutlich hervor. Ich war doch in dem Jahre 1810 bereits 13 Jahre alt, da fängt man doch schon so ungefähr an, ein nachdenkender Mensch zu werden. Solch ein Alter will doch immerhin schon etwas sagen. Wie steht mir z. B. die Depression noch vor Augen, die damals auf uns und unserem ganzen Volke lag!

Besitzt doch die Masse des Volkes heute noch, wie bereits vor Jahrtausenden dieselbe Empfänglichkeit für das Mystische, das Unbegreifliche, eine Erscheinung, die stets von besonderer Tragweite für den kulturellen Entwickelungsgang der Völker gewesen ist. War sie doch der Anfang einer jeden Religion, aber auch der Anfang der schrecklich-

ſten Verirrungen des menſchlichen Geiſtes, eine faſt infernaliſche Gewalt, die die Seelen der Menſchen gefangen nahm. Und dieſer myſtiſche Zauber iſt es ja eben, der das Rätſelweſen in Paris, dieſen gewaltigen Alleinherrſcher Napoleon umgab. Wie ich ſchon ſagte, die Menſchen betrachteten ihn als ihr Schickſal, von dem nicht loszukommen war. Dieſer Glaube erſtreckte ſich auf ſein ganzes Haus und ſelbſt König Jerome wurde von ihm überſtrahlt, ja beinahe mehr als „Prince francais“ und Bruder Napoleons gefürchtet, denn als König von Weſtfalen. Dabei verfiel das Nationalvermögen mehr und mehr, der Handel lag darnieder und eine Art von Stumpfſinnigkeit bemächtigte ſich aller Menſchen. Es war faſt, als ob ſie alle dem Glauben huldigten, daß ſie überhaupt bald nichts mehr zu verlieren hätten. Briefe nach auswärts wurden faſt gar nicht gewechſelt, denn die Sicherheit der Beförderung war verſchwunden. Mit beiſpielloſer Frechheit wurden alle Briefe erbrochen, um ihren Inhalt behufs Erforſchung etwa gegen die Regierung gerichteter Attentate zu erfahren. Das Siegel hatte ſeine Gültigkeit verloren. Trotzdem war das Porto koloſſal hoch; z. B. koſtete ein Brief von Hannover nach Göttingen 5 Mariengroſchen. Auch die Kaufleute verſandten keine Preiskourante oder Muſterkarten mehr. Dabei ſtiegen die Preiſe für Gewürze und überſeeiſche Artikel geradezu lä-

cherlich, ein Pfund Kaffee oder Zucker koſtete einen Thaler. — Sehen die Herren, das war die Zeit, in der man ſich zur Aushilfe allerhand künſtlicher Mittel bedienen mußte. Anſtatt des Kaffees wurden Eicheln geröſtet und ſtatt des Zuckers nahm man Honig — oder auch gar nichts, je nachdem. In mancher Beziehung waren jene Tage der Entbehrung für uns nützlich, man lernte ſich genügen, un wie ſeggt de Buer? „Em glückt Alles, da woll hei nen Bock melken — un et ging ok.“ — Dann aber wurde man auch erfinderiſch und wir jetzigen Menſchen verdanken jener Zeit den „Rübenzucker“, der damals erfunden wurde, um bald den indiſchen Zucker ganz zu verdrängen. Das Volk aber wurde, je mehr die Zeit vorſchritt, täglich ärmer, ja man legte es darauf an, das Land durch Abgaben aller Art zu erſchöpfen und ſeine Bewohner in das tiefſte Elend zu ſtürzen. — Die Domänen des Landes wurden, wie ich den Herren bereits mitteilte, zum perſönlichen Eigentum des Kaiſers reſp. des Königs Jerome erklärt. Beide ſchalteten damit nach Belieben und ſchenkten ſie meiſt, wenn ſie ſie vollſtändig ausgeſchlachtet hatten, ihren neu gebackenen Grafen und Baronen für deren Verdienſte. Dieſe nahmen dann nach den Gütern die Namen an und ſo entſtanden dieſe Grafen v. Wellingerode, Fürſtenſtein und wie ſie ſonſt hießen. Auch dieſe neuen Beſitzer wußten noch herauszuziehen, was menſch- und mög-

lich war und das in möglichſt kurzer Zeit, denn die Herren, die ahnten wohl ſelbſt, daß die Verhältniſſe nicht von langem Beſtand ſein würden. Sie ſcharrten zuſammen, was irgend möglich war und rafften alles auf, was ſie kriegen konnten pour les vieux jours. Daß dabei die Grenzen der Rechtmäßigkeit meiſtens überſchritten wurden, was ging das ſie an? Das ging ſie gar nichts an. Einſacken das war für ſie das einzig Folgerichtige. — Manchmal aber kamen dieſe Monſieurs auch an den Unrechten und erhielten für ihr Thun die gerechte Strafe. Zur Charakteriſierung dieſer Leute muß ich Ihnen da noch eine Geſchichte erzählen. Da lebte auf ſeinem Gute im Calenbergiſchen ein Rittergutsbeſitzer, Herr v. K . . . ., der mit unerſchütterlicher Liebe ſeinem Vaterlande anhing. Eines Tages kam ein franzöſiſcher Oberſt mit ſeinem Regiment auf dem Durchmarſch zu ihm in das Quartier. Herr v. K. konnte ſich nicht überwinden mit ihm und ſeinen Offizieren das Diner einzunehmen und ließ für ſie beſonders ſervieren. Wie das ſo ihre Manier war, ſpektakelten die Herren über das Eſſen und Trinken und forderten Beſſeres. Da ging der Herr v. K. zu ihnen hinein und verſprach ihnen für den nächſten Tag noch mehrere Gänge.

An dem Mittag des folgenden Tages nahm Herr v. K. an dem Mittageſſen teil, mehrere erleſene Gänge wurden aufgetragen und zuletzt eine

durch eine Serviette verdeckte Schüſſel aufgeſetzt. „Herr Oberſt," ſagte Herr v. K., dem Monſieur die Platte präſentierend, „ich verſprach Ihnen geſtern eine Schüſſel mehr, voila „hier iſt ſie" — und bat ihn, die Serviette fortzunehmen. Dieſer that es und — auf der Schüſſel lagen zwei ſcharf geladene Piſtolen. Ueberraſcht ſprang der Oberſt von ſeinem Stuhle auf und rief: „Monſieur, was ſoll das bedeuten?" — Auch Herr v. K. hatte ſich erhoben, und ſtand mit untergeſchlagenen Armen den Offizieren gegenüber. „Herr Oberſt", begann er mit lauter Stimme, „Sie verlangten geſtern mehr, aber ich kann Ihnen nicht mehr geben, fordern Sie mehr, dann iſt das meine Antwort. Sie möge zwiſchen uns beiden entſcheiden auf Tod und Leben. — Wer mir in meinem eigenen Hauſe Geſetze vorſchreiben will, der hat auf meine Gaſtfreundſchaft keinen weiteren Anſpruch." — Der Oberſt wurde blaß, ſagte aber nichts, ſondern verließ noch an demſelben Tage das Quartier. Dem Feigling war das Anerbieten zu grob. — Er rächte ſich aber auf ſeine Weiſe. Ein Wink bei dem Herrn Bongars genügte, der brave Herr v. K. wurde einer geheimen ſtaatsgefährlichen Correſpondenz beſchuldigt und nach Caſſel in das Gefängnis abgeführt. Nachdem er hier einige Wochen geſeſſen, wurde ihm angedeutet, daß er gegen Zahlung von 10 000 Frcs. frei werden könne. Baron K. zog es aber vor den Gefängniswärter mit 1000 Frcs. zu

bestechen. Mit seiner Hilfe entkam er und flüchtete nach Oesterreich, wo er Kriegsdienste nahm. Später trat er in preußische Dienste und ist schließlich bei Leipzig als Husarenoffizier an der Spitze seiner Schlesischen Husarenschwadron gefallen. — Ehre dem Helden noch über das Grab hinaus. So wie er waren aber leider nicht alle. Viele zogen es vor, nach Cassel an Monsieur Liberjahns Hof zu gehen und dort zu scharwenzeln und zu katzbuckeln. — Na, ich will der Kinder wegen keine Namen nennen, aber ich könnte Ihnen da Geschichten erzählen — Geschichten — na, ich danke —".

„Erzählbar?" fragte der Amtsrichter dazwischen. „O ja, unter uns zu erzählen, aber ich werde den Deibel thun! — Dieser Amtsrichter! Natürlich soll ich dem wieder etwas Anregendes vortragen. Sie sind eben auch solch ein Schürzenjäger vor dem Herrn, solche Art Spezialist. — Sie verstehen mich. Heute thue ich Ihnen aber doch nicht den Gefallen, obgleich es eigentlich schade darum ist, denn die Geschichten an und für sich waren gut. Die Schamröte steigt einem nur dabei in das Gesicht, daß es eben Niedersachsen waren, die sich das zu schulden kommen ließen. Doch ich muß den Herren jetzt erst wieder einmal von meinen persönlichen Erlebnissen sprechen. Ich war, wie gesagt, herangewachsen und mit meinen 13 Jahren schon ein ganz strammer Kerl geworden. Ich besuchte mit meinen beiden Freun-

den zuſammen das Lyceum, hatte aber noch immer nebenbei meinen Hauslehrer Cariſius. Der war mit der Zeit ſolch altes Inventarienſtück in unſerem Hauſe geworden, da er ſeine geringen Fähigkeiten auf unſere Erziehung verwendet hatte, ſollte er auch bleiben. Ein komiſcher Kerl, Original, aber treu und anhänglich und das will doch in ſolcher von Spionen erfüllten Zeit immer ſchon etwas ſagen. Ich war zwar eigentlich ſeiner Fuchtel entwachſen, wo ſollte der arme Kerl aber hin, und wer zähmte ſich damals in der theueren Zeit einen Hauslehrer? Da hatte ihn mein Herr Vater denn im Hauſe behalten. Die alte Schraube war ja auch ganz gut, er wurde nachgerade aus unſerem Lehrer unſer Vertrauter und begleitete uns täglich auf unſeren Spaziergängen. Wiſſen die Herren, der Mann war ganz gut, wenn er nur nicht dieſe Wut auf die weiten Spaziergänge und auf das Rennen gehabt hätte. Dadurch hat er mir für mein ganzes Leben die Luſt daran genommen. — Ja dieſes viele Spazierenlaufen! — Sie fragen ſoeben, was ich denn dagegen hätte. — Ich ſage Ihnen, es hilft nichts; namentlich im Alter. Wenn da der meiſte Sand durch unſere Lebensuhr durchgelaufen iſt — dann iſt er eben durch, da mag mein Bruder Hermann oder mein früherer Freund Fritz dagegen ſagen, was ſie wollen. Nein, vom Spazierenlaufen da halte ich nichts, es kann ja ſein, daß Cariſius die

Anfangsschuld an dieser Abneigung trägt. Bei solchem Rennen (durch die ganze Eilenriede von Döhren bis nach List und wieder zurück, das war ihm gar nichts) da hielt uns der Mann denn so seine Philippikas über die politische Lage. — Wo war sein früherer Enthusiasmus für Napoleon, diesen Weltbeglücker, der es ihm mit seiner Phraseologie und seinen schönen Worten einst angethan hatte, geblieben? Jetzt war nach Carisii Ansicht aus diesem Weltbeglücker ein Wärwolf, ein Raubtier geworden, das einst in der Hölle für die Sünden braten müßte, die es den Menschen angethan. Ja, es kommt eben manchmal so auf die Anschauung an, aber die von Carisius war in dieser Hinsicht doch wohl die richtige. Richtiger als die über seine eigene Leibeskonstitution und sein persönliches Leiden. Er behauptete immer, sich erkältet zu haben, nach anderer Meinung hatte er aber wohl zu viel alten Klaren getrunken und das ist doch etwas Verschiedenes.

Schwankend wurde Carisius wieder in seiner Ansicht über Napoleon, als sich die Kunde von dessen Verheiratung mit der Erzherzogin Marie Luise, der Tochter des Kaisers von Oesterreich und gar erst die Nachricht von der Geburt des Königs von Rom verbreitete: Das konsternierte Carisium. Ihm, dem so streng monarchisch gesinnten Manne erschien es unglaublich, daß sich der Corse, dieser Sohn der Revolution,

die Tochter der Habsburger, des älteſten Fürſtengeſchlechtes, zur Frau genommen habe. Dieſe Verhältniſſe ſchienen ihm, wie uns allen, eine neue, mächtige Dynaſtie in Europa zu verkünden, wogegen aller Widerſtand für alle Zeit gebrochen ſei. Eine ſtumpfe Reſignation bemächtigte ſich aller Gemüter. — Dazu kam der große Comet an dem nächtlichen Himmel, der da wie das Bild einer mächtigen Zuchtrute aufgegangen war. Er bildete für die ängſtlichen Menſchen ein neues myſtiſches Wahrzeichen von Napoleons Machtſtellung.

Das Jahr 1811 war der Culminationspunkt von Napoleons phänoménaler Carriere, damals ſtand er im Zenith ſeiner Macht. — Unter dieſen Umſtänden traten wir das Jahr 1812 an. — Vorher muß ich den Herren aber doch noch von einem Ereignis erzählen, das ſich im Auguſt des Jahres 1811 ereignete, nämlich von dem Beſuche unſeres allergnädigſten Königs Jerome in unſerer guten Stadt Hannover. Der Herr hatte ſchon alle Städte ſeines Reiches bereiſt, wir aber waren bisher noch nicht ſeines Beſuches gewürdigt worden. Wohin er gekommen war, hatte er ſich durch Verſprechungen und Verheißungen liebenswürdig zu machen gewußt, Verſprechungen, die allerdings nachher nie in Erfüllung gingen. Nun ſollten auch wir die Königliche Majeſtät in unſeren Mauern ſehen. — Auf die erſte Nachricht davon wurden

seitens des Magistrates die umfassendsten Vorbereitungen zu Jeromes Empfang getroffen. — Was waren das alles für prachtvolle Schaustellungen für uns Jungens, die sich da unseren Augen boten. Aus den angesehensten Bürgern der Stadt wurde eine Bürgergarde gebildet, die sich täglich auf der Bult mit Stöcken in der Hand die einzelnen Griffe einübte, die Seiner Majestät bei dem Einzuge vorgeführt werden sollten. — O welche Bilder gab es da zu sehen! Mir steht noch immer der Fleischermeister Schmidt vor Augen, wie er sich vergeblich bemühte, seinen dicken Bauch in die Linie der Front einzurichten. Auch die berittene Bürgerwehr, die das Königspaar empfangen und eskortieren sollte, war nicht schlecht. Versuchten sich diese nun mit ihren Pferden in irgend eine Übereinstimmung zu bringen, so wurde auch der Pegasus gesattelt und ein katzbuckelnder Dichter, der Poet Blumenhagen, verbrach zu dem Empfang ein langes Gedicht. Es ist mir nur der Schlußvers in Erinnerung geblieben. Er lautet:

„Ein großes Los ist Dir gefallen
„Von allen Menschenlosen schön,
„Ein milder Schutzgott sei uns allen
„Die treu Dein Königshaus umstehen;
„Die sich vereint dem schönen Streben weih'n
„Des besten Fürsten bestes Volk zu sein."

Was sagen die Herren dazu? Mußten diese Franzosen bei dieser Speichelleckerei

eines ſogenannten deutſchen Dichters nicht glauben, daß ſie beſſer ſeien wie wir, mußte dieſer Schwindelkönig nicht mit geheimem Hohn auf uns herabſehen, die er auspreßte wie eine Zitrone und die ihn dafür in dieſer Weiſe empfingen? Ich ſage Ihnen, wir Jungens ballten heimlich die Fäuſte und die Röte der Scham ſtieg uns in das Geſicht, als uns in der Klaſſe dieſes Gedicht von unſerem alten Ordinarius (Nack hieß er) begeiſtert vorgetragen wurde. Wir ſchworen uns zu, einſt dieſen Flecken von unſerer Nationalehre mit dem Blute dieſer franzöſiſchen Halunken abzuwaſchen.

Am 5. Auguſt ſtieg König Jerome mit ſeiner Katharina in dem Schloſſe von Herrenhauſen ab, wobei der Königin, die ſich im allgemeinen der Liebe und des Mitleids des Volkes erfreute, ein ſchwülſtiges Gedicht deſſelben Verfaſſers überreicht wurde. Die Behörden der Stadt warteten an demſelben Tage dem Könige in Herrenhauſen auf und baten ihn, gnädigſt ein ihm zu Ehren auf dem Rathauſe veranſtaltetes Feſt anzunehmen. An dem nächſten Tage fand dann der Einzug des Königspaares ſtatt. Ich muß aber zu Ehren der Stadt ſagen, daß ſich das Volk ziemlich kühl verhielt und nur wenige Hurras und Hochs bis auf die der wenigen, von der Polizei zuſammengetriebenen Schreier, ertönten. Trotzdem ſchien der König von dem Empfang ganz befriedigt zu ſein und ſchenkte der Stadt als Erwiderung für das ihm

gegebene Fest das Schloß an der Leinstraße, um daraus eine Kaserne zu machen.

Am 19. August verließ Jerome Herrenhausen, um die Besichtigung seines Landes fortzusetzen.

Bei Beginn des Jahres 1812 tauchten zuerst dunkle Gerüchte auf, daß der Kaiser Napoleon den Krieg gegen Rußland beschlossen habe. Niemand aber hätte damals geahnt, daß von dem kleinen Überreste, den der grimme Welteroberer als „Monarchie Preußen" hatte bestehen lassen, der Umsturz von Napoleons Weltherrschaft und die Befreiung Europas ausgehen werde. Von Mai bis Ende Juli dauerten die Durchzüge der Napoleonischen Truppenteile durch Hannover, die der Gewaltige zu seiner Riesenarmee gegen Rußland concentrierte und am 22. Juni erfolgte bekanntlich die Kriegserklärung.

Der große Feldzug begann. Und dann drang die Kunde von neuen gewaltigen Siegen des Welteroberers auch bis in unser, nun so stilles Hannover, wie Napoleon die Russen bei Smolensk und Borodino geschlagen und zuletzt in die alte Zarenstadt Moskau eingezogen sei. Der Gewaltige hatte die russischen Armeen vor sich hergetrieben und sie waren geflohen wie die Spreu vor dem Winde. Bald würde ihm der Weg nach Indien offenstehen, wo er endlich seinen Todfeind, den Engländer, an seinem Besten, seinen Reichtümern fassen wollte. Was war gegen den Allmächtigen zu

thun, der von dem Kreml aus der Welt ſeinen Willen diktierte?

Bald aber drangen, erſt ſchemenhaft wie kreiſende Lenzesfäden einzelne, durch Reiſende verbreitete Gerüchte bis zu unſerem Volk, die von einer wunderbaren, faſt unglaublichen Mär berichteten, und von den ungläubigen Menſchen zuerſt nur mit Kopfſchütteln aufgenommen wurden. Man wagte es ſich nur leiſe in die Ohren zu flüſtern, damit es die franzöſiſchen Spione nicht vernahmen. Da hinten in Rußland ſolle nicht alles ſo glänzend ſtehen wie es die phraſenreichen Moskauer Siegesbulletins verkündeten. Man flüſterte davon, daß Napoleon mit ſeinem ganzen Heere in der fernen Zarenſtadt eingeſchloſſen ſei. Die Gerüchte mehrten ſich, ſie wurden lauter und lauter und — auf einmal kam mein Herr Vater, es war am Abend des 20. Dezember, mit dem Rufe in unſer Zimmer geſtürzt: „Kinder — das Weltgericht — — iſt da — Moskau ſteht in Flammen, es iſt einem mächtigen Brande zum Opfer gefallen und die große Armee iſt vernichtet.“

Der Vater befand ſich in größter Aufregung und als wir noch einige Fragen an ihn richten wollten, rief er mir zu: „Marſch hinaus, — laßt mich nachdenken.“

Wie auf Windesflügeln eilte ich zu meinen Kameraden, um ihnen dieſe wunderbare Nachricht

mitzuteilen und auch sie waren dadurch wie vor den Kopf geschlagen. Wir liefen zu unserem Carisius hin, tanzten einen Kriegstanz um ihn herum und riefen immer von neuem „Napoleon ist hin — Freiheit — Freiheit."

Die Herren können sich die Wirkung dieser Nachricht auf die Bürger gar nicht so vorstellen. Es war fast, als sei plötzlich der allmächtige Gott von seinem Wolkenthron herabgestürzt. Wir Jungens schnappten vor Aufregung beinah über. Wie sich solche Bengels aber stets in Extremen bewegen, so ging es auch uns. Was schloß denn die Vernichtung Napoleons und seiner ganzen Armee in unseren Augen alles in sich! Damit war es ja auch mit dem Könige Jerome und mit dem ganzen Königtum vorbei und wir wurden die ganze Jammerbande los. Donnerwetter der Gedanke war ja kaum zu fassen! K . . . s Marboth war es, der diesem Gedanken zuerst in einem lauten Hurra Ausdruck gab und uns vorschlug, sofort die französischen Adler von den öffentlichen Gebäuden abzureißen. Wir redeten ihm das aber schließlich doch noch als verfrüht aus und begnügten uns damit, mit lautem Triumphgeheul durch die Straßen zu ziehen.

In den nächsten Tagen brachten zwar die offiziellen Kriegsbulletins, in dem Lügenblatt, dem Casseler Moniteur, noch lauter Nachrichten von großen Festen in Moskau und von dem vor-

züglichem Zustande, in dem sich die Armee befinde, bis dann endlich das 29. Bulletin von dem kalten nordischen Winter sprach und flüchtig des verhängnisvollen „Rückzuges“ erwähnte.

Bald aber mehrten sich die Nachrichten, sie wurden deutlicher und genauer, versprengte Flüchtlinge trafen in Deutschland ein und verbreiteten die Kunde von der gänzlich vernichteten großen Armee. Alle die stolzen Regimenter wären decimiert und ein grauenvoller Zug hohläugiger, zerlumpter, durch die Kälte und die Lanzen der Kosaken täglich verkleinerter Zug von Unglücklichen schleppe sich der Grenze zu.

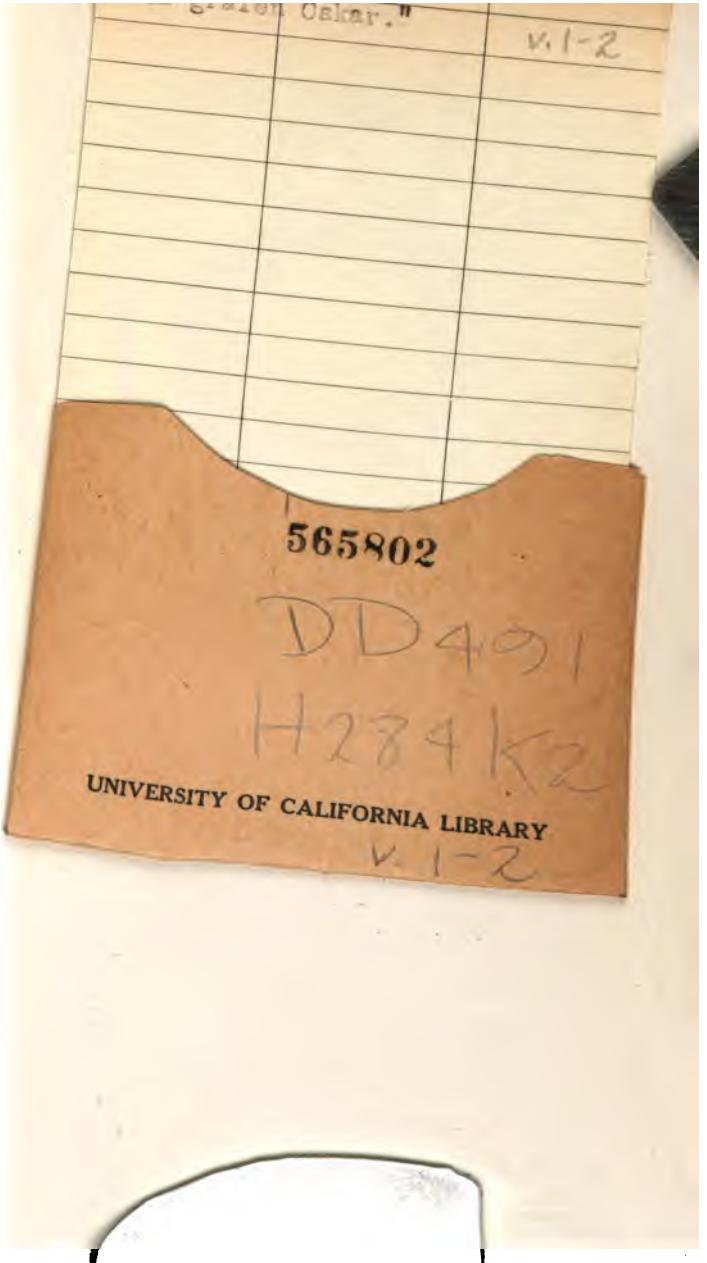
Der Kaiser aber sei von der Armee geflohen und befände sich bereits auf dem Wege nach Paris.

Der große allmächtige Gott hatte dem bisher fast allmächtigen Menschen sein „Halt“ entgegengerufen, die Vergeltung nahte. —

Dieser Zeitpunkt, meine Herren, bildet einen Grenzstein, den ich mir für die diesmalige Erzählung meiner „Erinnerungen aus der Jugendzeit“ gesetzt habe. Ich will deshalb heute abschließen und erzähle Ihnen vielleicht ein andermal von meinen späteren Erlebnissen, von meiner Beteiligung an der Schlacht bei Waterloo und wie es mir nachher im Leben erging. Mein Lebensweg war ein ereignisreicher. Wenn man zwar auch sagte: „daß es besser wäre, auf einen

ebenen Lebenspfad zurückblicken zu können.“ Ich habe nichts dagegen, es mag für manche so sein, aber interessanter und genußreicher für das Alter bleibt doch immer der Rückblick auf coupiertes Terrain. Eine Stunde im Leben, wenn sie glücklich und erfolgreich war, ist viel für die Erinnerung, denn nicht nur das Maß der Zeit, sondern das des Glückes entscheidet. Und nun meine Herren verzeihen Sie mir, wenn mich einmal mein altes Gedächtnis in meinen Erinnerungen im Stich ließ, und ich andere Urteile fällte, wie sie vielleicht jetzt gang und gebe sind. Kommt es mir doch manchmal so vor, als wäre ich der letzte vom alten Schlage. Ich weiß zwar, Ihr seid mehr für das Neue, aber das Alter hat doch auch seinen Wert und manche moderne Anschauung die gab es ja in meiner Jugend noch gar nicht. Glauben Sie auch nicht, daß ich irgendwo renommiert habe, wenn es, wie bei mir, bald an das Sterben geht, da hört gewöhnlich das Renommieren auf. Ich redete so wie mir der Schnabel gewachsen ist, aber stets nach meiner innersten Ueberzeugung. — Da man nun, meine Herren, bei dem Abschiednehmen gewöhnlich einen Trauerschnaps zu trinken pflegt, so lassen Sie auch uns einen Cognak genehmigen. Für sterbliche Menschen ist ein Cognac ja stets zeitgemäß, das heißt für Sie, ich darf leider damit nur noch anstoßen. Also „Prost meine Herren.“

565802
DD491
H284K2
Kaisenberg, M.L.I.
"Vom grafen Oskar."
v.1-2
565802
DD491
H284K2
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
v.1-2


v.1-2
565802
DD491
H284K2
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
v.1-2